

Frauen.Wissen.Wien. Neuauflage 2022, Nr. 1:

Der Wiener Frauenpreis

Frauen sichtbar machen





Vorwort

Mit dem Wiener Frauenpreis machen wir seit vielen Jahren auf Frauen und ihre vielfältigen Leistungen aufmerksam. Das ist notwendig, da es oft das Wirken von Männern ist, das stärker von der Öffentlichkeit gesehen wird. Als Frauenstadträtin setze ich mich daher dafür ein, dass die Errungenschaften von Frauen und Männern sichtbar sind, um einer gleichgestellten Gesellschaft gerecht zu werden.

Ich freue mich, dass mit dieser Ausgabe von Frauen.Wissen.Wien, alle großartigen Frauen, die den Frauenpreis erhalten haben, porträtiert werden.

Ihre Wiener Vizebürgermeisterin und Frauenstadträtin

Kathrin Gaál

Impressum

Medieninhaberin MA 57 – Frauenservice der Stadt Wien, Friedrich-Schmidt-Platz 3, 1082 Wien

Abteilungsleiterin Dr.ⁱⁿ Marion Gebhart

Redaktion Claudia Throm

Autorinnen Preisträgerinnen 2002-2014 Katharina Maly, 2015-2017 Ruth Kager,

2018 Marie-Noëlle Yazdanpanah, 2019-2022 Katharina Ludwig

Grafik & Layout Claudia Schneeweis-Haas, Wien

ISBN 978-3-902845-63-4

www.frauen.wien.at

© Wien, September 2022

Frauen.Wissen.Wien. ist eine Publikationsreihe des Frauenservice Wien.

Hinweis: Diese und alle Publikationen des Frauenservice Wien (Stadt Wien – MA 57) beschäftigen sich mit der Vielfalt von Frauenleben. Die Publikationen werden bewusst kostenlos zur Verfügung gestellt. Anfragen richten Sie bitte an das Frauenservice Stadt Wien: oeffentlichkeitsarbeit@ma57.wien.gv.at; Kostenlose Downloadmöglichkeiten finden Sie unter: www.frauen.wien.at;

Seit 06/2021 gilt als geschlechtergerechtes Formulieren die Verwendung des Gendersterns. Texte, die davor entstanden sind, sind mit Binnen-i gegendert.

Das Layout und die Gestaltung des Angebots sowie seiner einzelnen Elemente wie Logos, Fotos usw. sind urheberrechtlich geschützt. Gleiches gilt für die redaktionellen Beiträge im Einzelnen sowie ihre Auswahl und Zusammenstellung; Veränderungen daran dürfen nicht vorgenommen werden. Eine öffentliche Verwendung des Angebots darf nur mit Zustimmung der verantwortlichen Urheberinnen erfolgen. Eine entgeltliche Weitergabe der Publikationen des Frauenservice Stadt Wien hat zu unterbleiben und führt zu Unterlassungsansprüchen der Stadt Wien.

Inhalt

Verena Altenberger	7	Ingrid Moritz	139
Chiara Helin Arduç	13	Ingrid Nikolay-Leitner	144
Andrea Brem	18	Elsa Prochazka	149
Tamar Çitak	23	Julya Rabinowich	154
Doris Damyanovic	28	Johanna Rachinger	159
Sabine Derflinger	33	Sieglinde Rosenberger	164
Ilse Dippmann	38	Yvonne Scheer	169
Johanna Dohnal	44	Christine Scholten	174
Brigitte Ederer	51	Margit Schratzenstaller	179
Zeynep Elibol	56	Heidi Schrodtr	184
Eva Geber	61	Renée Schroeder	189
Elke Graf	66	Anna Steiger	194
Elfriede Hammerl	72	Marlene Streeruwitz	200
Gabriella Hauch	77	Helga Toppel	205
Eva Jantschitsch aka »Gustav«	82	VALIE EXPORT	211
Alexandra Kautzky-Willer	87	Manuela Vollmann	216
Helene Klaar	92	Alexandra Maritza Wachter	221
Barbara Klein	97	Ina Wagner	227
Ruth Klüger	102	Emmy Werner	232
Traude Kogoj	107	Beate Wimmer-Puchinger	237
Katharina Mader	113	Ruth Wodak	243
Martina Madner	118	Andrea Wukovits	248
Martina Mara	124	Kathrin Zechner	253
Maria Mayrhofer	130	Astrid Zimmermann	258
Beatrix Mikes	135		

Das ist wichtig. Das wird noch wichtiger werden. In diesem langen Ringen um Demokratie wird die Kultur der Preise Auskunft darüber geben, wie erfolgreich dieses Ringen für die Demokratie gelungen ist. Irgendwann dann. Irgendwann sollten Preise nicht mehr notwendig sein. Nicht für eine Leistung. Nicht für ein Geschlecht. Und keine Hierarchien mehr. Aber bis dahin. Bis dahin werden Preise für Frauen eine geschlechterdemokratische Umverteilung ausdrücken müssen.

Marlene Streeruwitz

Verena Altenberger

ausgezeichnet 2022
in der Kategorie
„Schauspiel“



Mit ihrer Neugier und der Liebe für ihre Rollen hat sich die Schauspielerin Verena Altenberger international einen Namen gemacht. In Film, Fernsehen und Theater lässt sie sich nicht gerne auf eine bestimmte Frauenfigur festlegen und ist immer wieder für künstlerische Überraschungen gut.

Geboren wird Verena Altenberger 1987 in Schwarzach im Pongau. Der Wunsch Schauspielerin zu werden ist da, noch vor der ersten Erinnerung - schon mit drei oder vier Jahren, wird die Mutter später erzählen, will sie Schauspielerin sein. Die Mutter ist Direktorin der Landwirtschaftlichen Schule Winklhof, der Vater arbeitet im Bankensektor. Das Mädchen wächst umgeben von den Salzburger Bergen auf. Ihre Naturverbundenheit wird sie bis ins Erwachsenenalter begleiten. Wenn sie in der Stadt Salzburg ist, saugt sie unweigerlich die Atmosphäre auf, die jeden Sommer von Neum mit den Festspielen einzieht. Wer am Abend an der Salzach sitzt oder durch die Getreidegasse geht,

hört die »Jedermann«-Rufe aus dem gleichnamigen Theaterstück von Hugo von Hofmannsthal über die Dächer klingen. »Jedermann« – »Buhlschaft« – »wie wird man das?«, fragt sie sich. »Wie bekommt jemand so eine Rolle?«

Mit 18 Jahren geht Verena Altenberger nach Wien, um sich ihren Schauspiel-Traum zu erfüllen. Aufnahmeprüfung am Max Reinhardt Seminar: »Wie sieht eine Schauspielerin in Wien wohl so schminkt?« (Nicht ganz so stark.) »Kann man das Reclam-Heft mit dem Text zum Vorsprechen mitnehmen?« (Nein.) Die junge Frau wird abgelehnt, fühlt sich unbeholfen und muss rückblickend feststellen: Sie wusste nicht, was der Beruf von ihr will.

Sie studiert Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und nützt alle Zeit, die sie hat: geht viel ins Theater, schaut Filme, Filme, Filme. In der Bibliothek der Theaterwissenschaft leiht sie sich Drehbücher aus und liest diese parallel zum laufenden Film. Sie probiert es auf's Neue mit der Aufnahmeprüfung, diesmal an der Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien (MUK). Diesmal klappt es: Ab 2011 studiert sie Schauspiel.

Noch in derselben Spielzeit wird Verena Altenberger Teil des Jungen Burg Ensembles am Wiener Burgtheater, wo sie unter anderem die Titelheldin in »Alice im Wunderland« spielt und die Bankräuberin Blanche Barrow in »Bonnie und Clyde«. Sie hat Auftritte in erfolgreichen Krimis und Fernseh-Serien wie »SOKO Kitzbühel«, »SOKO Donau« oder »Altes Geld«. Im Jahr 2015 spielt sie am Volkstheater im Stück »Haben«: In einem ungarischen Dorf versterben auf mysteriöse Weise ältere, reiche Männer, wodurch ihre jungen Ehefrauen viel erben. Ebenfalls 2015 schließt Verena Altenberger ihr Schauspielstudium mit Erfolg ab.

Durch Zufall ergibt sich die erste Zusammenarbeit mit Regisseur Adrian Goiginger für dessen Film-Debüt »Die beste aller Welten«. Gut ein Jahr vor den Dreharbeiten weiß sie, dass sie die Rolle der Helga Wachter spielen wird – einer Frau, die in Salzburg Stadt zwischen der Liebe zu ihrem siebenjährigen Sohn und ihrer Heroinabhängigkeit mit ihren Dämonen kämpft. Der Film basiert auf Goingingers eigener Kindheit, Verena Altenberger dagegen hat keinerlei Berührungspunkte mit Drogen und Sucht. Also tut sie, was sie später auch für folgende Rollen immer wieder tun wird, um sich eine neue Figur und deren Lebenswelt zu erschließen: Sie sucht den Kontakt. Wochenlang besucht sie suchtkranke Menschen. »Wie sieht ein Alltag aus, der von Heroin bestimmt ist? Wie verändert die Droge Blutdruck, Atem und Herzfrequenz?«

Sie nährt ihr Schauspiel mit der Recherche, sagt Verena Altenberger, und mit dem echten Leben. Das Beobachten findet sie spannend, auch wenn es Mut kostet und man sich für andere Menschen öffnen muss. Der Film feiert 2017 auf der Berlinale Premiere und wird zum Durchbruch in Altenbergers Karriere.

Festlegen auf Drama oder Arthouse-Kino will sich die Schauspielerin nicht. Im gleichen Jahr ist sie in der RTL-Sitcom »Magda macht das schon!« als Magda Wozniak zu sehen – eine polnische Altenpflegerin, die sich mit Minirock, tiefem Ausschnitt und schlagfertigen Pointen Gefechte mit der bettlägerigen deutschen Großmutter Waltraud liefert.

Als sie von dem Casting-Termin erfuhr, war Altenberger noch Studentin an der MUK. Polnischer Akzent wird gefordert, kurzerhand fragt sie die Köchin in der Kantine, die selbst Polin ist, ob sie mit der Aussprache helfen kann und bekommt schließlich alle zehn Drehbücher per Sprachnachricht eingelesen.

Für Verena Altenberger liegt nur ein Wochenende zwischen den beiden Projekten: An einem Freitag dreht sie das Filmdrama ab, am Montag darauf steht sie für die Comedy-Serie vor der Kamera. Genau diese Bandbreite wünsche sie sich für ihre Schauspielkarriere, sagt sie. Sie liebe beides und der Wechsel zwischen tiefen Emotionen samt Abgründen und einer gewissen Leichtigkeit tue ihr als Mensch einfach gut.

In Folge spielt sie unter anderem im Horrorfilm »Die Hölle – Ein Inferno«, gibt in »Me, We« die junge Marie, die Geflüchtete aus Seenot im Mittelmeer retten will. In der Miniserie »M – Eine Stadt sucht einen Mörder« (2019) spielen sie und Lars Eidinger die Eltern eines verschwundenen Mädchens.

Im Jahr 2020 kommt dann der Anruf, ob sie im nächsten Sommer bei den Salzburger Festspielen die Buhlschaft spielen will. Mit Lars Eidinger als Jedermann, Edith Clever als Tod und Mavie Hörbiger als Gott/Teufel. Für Verena Altenberger erfüllt sich ein Kindheitstraum und sie entdeckt, wie sie später sagen wird, ihre Bühnenliebe.

Auf dem Domplatz spielt sie bei der Premiere in feuerrotem Kleid, darunter ein schwarzes T-Shirt, die Haare stoppelig kurz. Man könnte jetzt schreiben, es fällt gar nicht groß auf. Doch in den sommerlichen Berichten und Online-Kommentaren entspinnt sich eine misogynie Debatte, wie eine ordentliche weibliche Liebhaberin auszusehen hat.

Verena Altenberger ist davon überrascht. Doch für sie wird es Anlass, sich noch stärker mit Schönheitsnormen und Bildern von Weiblichkeit zu beschäftigen, die Frauen im Alltag die Kräfte rauben, die sie eigentlich für andere Dinge brauchen, zum Beispiel Überleben. Den Kopf abrasiert hatte sie sich nämlich für eine Rolle vor

der Buhlschaft: im Film »Unter der Haut der Stadt« spielt sie eine an Krebs erkrankte Frau. Eine Rolle, bei der sie stark an ihre Mutter dachte, sie an Brustkrebs verstarb.

»Wie steht es heute um die Darstellung von Frauen? Warum bekommen die Körperteile von Frauen in Drehbüchern häufig Adjektive, etwa ‚die zarte Hand‘, die von Männern hingegen nicht, fragt sie sich. Warum müssen Frauenfiguren erst schwanger werden, um Antrieb zu finden ihr Leben zu meistern?« Sie selbst sei mit dem »positiven Egoismus« ihrer Mutter aufgewachsen, die ihre eigenen Träume und Ziele verfolgte ohne übertrieben viel Rücksicht auf Kinder, Partnerschaften oder Wohnorte zu nehmen. Mit dem Vorbild, dass man erst geben kann, wenn man selbst zu hundert Prozent lebt. Warum schreiben ihre Rollen nach wie vor mehrheitlich Männer?

Seit Ende 2021 hat Verena Altenberger gemeinsam mit Regisseur und Produzent Arash T. Riahi die Präsidentschaft der Österreichischen Filmakademie inne. Eine Aufgabe, die ihr am Anfang Respekt eingeflößt hat. Die sie aber annahm, weil sie sich schließlich selbst mehr junge Frauen in solchen Positionen wünscht. Von den Veränderungen, die #metoo in der US-amerikanischen Filmbranche ins Rollen gebracht hat, sei in Österreich noch wenig angekommen, sagt sie. Jeder ihrer Kolleginnen sei schon einmal etwas »Blödes« passiert. Sie kenne keine, die offen darüber redet oder konkrete Namen nennt. Auch am Set sei noch nicht so viel anders. Dabei gebe es konkrete Schritte, wie man gerade junge Schauspielerinnen bestärken und vor Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt besser schützen kann: mit Aufklärungsveranstaltungen an der Schauspielschule, mit klaren Klauseln im Vertrag, mit professioneller Vorbereitung von Nackt- und Sexszenen und mit Vertrauenspersonen vor Ort. Das alles koste Geld,

das alles müsste es den Produktionsfirmen und Filmförderungen eben wert sein.

Im Spätsommer 2022, nach ihrer allerletzten Vorstellung als Buhlschaft im »*Jedermann*«, nimmt Verena Altenberger in Ludwigshafen beim Festival des deutschen Films den Preis für Schauspielkunst entgegen. Sie versteht den Preis nicht nur als Auszeichnung für die Art, wie man Rollen spielt, sagt sie in ihrer anschließenden Rede, sondern auch dafür, welche Rollen man sich sucht.

Chiara Helin Arduç

ausgezeichnet 2021
in der Kategorie
„Vorwissenschaftliche Arbeit einer Schülerin“



Tabus ansprechen und die Reaktionen von Leuten austesten, das hat Chiara Helin Arduç seit ihrer Pubertät interessiert. Besonders, wenn es um die Entwicklung von Mädchen und Frauen geht. Warum kann man etwa zum Thema Menstruation nach wie vor nicht überall offen und selbstverständlich Fragen stellen? Warum erntet eine Buchautorin, die über freiwillige Kinderlosigkeit schreibt, so viel Hass und negative Reaktionen? In ihrer vorwissenschaftlichen Arbeit hat sich die Absolventin des Gymnasiums Erlgasse und angehende Medizinstudentin deshalb mit den psychosozialen Faktoren beschäftigt, die dazu führen, dass Frauen sich freiwillig gegen Kinder entscheiden. Mit offenem Blick und wertfrei beschreibt sie individuelle Motive und den gesellschaftlichen Druck, dem Frauen dabei ausgesetzt sind. Im Jahr 2021 wurde sie dafür – mit damals 18 Jahren als bisher jüngste Preisträgerin – mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Geboren wird Chiara Helin Arduç 2003 in Mödling, sie wächst in Wien auf. Die Unterschiede zwischen Mädchen und Buben beobachtet sie schon im Kindergarten und in der Volksschule, spielerisch. Die Mädchen brauen Zaubertränke, mit denen sie die Buben vergiften wollen.

»Es gab immer dieses Thema, Jungs gegen Mädchen«, erzählt Chiara Helin Arduç lachend.

Mit 14, 15 Jahren bemerkt sie deutlich die vielen Veränderungen am eigenen Körper und in ihrem Umfeld. Gegen die Ungewissheit, was mit ihr da geschieht, beginnt die Schülerin, sich intensiver mit Gender zu beschäftigen. Sie liest medizinische Bücher, schaut auf YouTube Interviews mit Mädchen und Frauen, auch viele Reportagen aus anderen Ländern. Sie lernt, wie unterschiedlich in verschiedenen Gegenden mit der Menstruation umgegangen wird. *»Das hat mich interessiert. Deswegen habe ich mich immer mehr mit dem Thema beschäftigt, was es eigentlich bedeutet, wenn man in diese Gesellschaft als Frau oder als Mann hineingeboren worden ist.«*

Bald wenden sich Freundinnen mit Fragen oder bei Schmerzen an ihre Mitschülerin. Und Chiara Helin Arduç erzählt ihnen, was sie schon weiß. Ihr wird klar, was sie später beruflich werden möchte: Gynäkologin.

Allein um die Menstruation beobachtet die Schülerin immer noch viele Tabus. Mädchen, die auf dem Weg zur Schultoilette das Täschchen mit Binde oder Tampon unter dem Pullover verstecken. Jungs, die die Mädchen belächeln oder komisch beäugen. Im Biologieunterricht lernt man über Hormone, die Funktionsweise von Drüsen und wie ein Embryo entsteht, aber es gibt wenig Gelegenheit, offen Fragen zu stellen. Chiara Helin Arduç und ihre Freundinnen haben einen Schulfreund, den sie löchern, wie das bei den Burschen so ist. Die Burschen hätten genauso viele Fragen an Mädchen. Auch bei Gynäkolog*innen geht es häufig schnell-schnell und die junge Frau fühlt sich teilweise nicht ernst genommen. Etwas, was sie später als Gynäkologin anders machen will: *»Ganz besonders wichtig wäre es mir, mir Zeit zu nehmen und auch alle Fragen zu beantworten. Auch*

Fragen, die vielleicht unwichtig erscheinen, und zu erklären, dass man sich für nichts schämen muss.«

Als sich Chiara Helin Arduç für ein Thema für ihre Vorwissenschaftliche Arbeit entscheiden muss, denkt sie zuerst an die Menstruation in Ländern des Globalen Südens, doch es gibt nicht genügend für sie zugängliche Literatur. Dann stößt sie auf das Thema freiwillige Kinderlosigkeit und ist erstaunt, wie viel Kontroverse und Hass es auslöst, auch in ihrer eigenen Generation. Sie denkt an ihre eigene Kindheit zurück und bemerkt, wie auch sie ganz selbstverständlich mit Puppen Vater-Mutter-Kind gespielt hat. Andere Konstellationen und andere Möglichkeiten kamen ihr gar nicht in den Sinn.

In *»Freiwillige Kinderlosigkeit aus sozialpsychologischer Sicht«* schildert Chiara Helin Arduç sehr eindrücklich die Motive, warum Frauen keine Kinder bekommen wollen und die psychologischen und gesellschaftlichen Faktoren, die Frauen bei dieser Entscheidung beeinflussen und unter Druck setzen. Denn auch wenn in Österreich rechtlich keine Frau gezwungen werden kann, Mutter zu werden, so übt das Umfeld mit seinen Reaktionen einen starken Einfluss aus. Das Finanzielle und die Arbeit sieht Chiara Helin Arduç dabei als ganz wichtige Faktoren. Frauen wollen und sollen heute möglichst erfolgreich, berufstätig und finanziell unabhängig sein. Aber es bleibt das Gefühl, dass man letztlich alleine auf die Kinder aufpassen wird. *»Natürlich können nur Frauen die Kinder auf die Welt bringen«, sagt sie, »aber die Männer können sich genauso gut um sie kümmern.«*

Mit selten gelesener Klarheit beschreibt die Schülerin, was für viele Frauen im eigenen Leben ein teilweise verworrenes und schmerzhaftes Entscheidungsspektrum darstellt, bei dem es die eigenen Wünsche und die gesellschaftlichen Anforderungen und Gegebenheiten

auseinander zu sortieren gilt. Welche Rolle spielt die Beziehung zur eigenen Mutter? Welche der Partner? Auch Vorerkrankungen der Frau, die Kosten für ein Kind und Überlegungen zum Klimaschutz spielen eine Rolle. Chiara Helin Arduç unterscheidet jene Frauen, die sich schon früh sicher sind, dass sie keine Kinder wollen, von denen, die diese Entscheidung verschieben und letztlich erst spät klar aussprechen. Ob von innen oder von außen: Für die meisten Frauen ist die Frage in den verschiedenen Lebensphasen immer wieder Thema.

Sichtbar werden auch jene Frauen, die dem gesellschaftlichen Druck nachgeben und schließlich Kinder bekommen, diese Entscheidung jedoch später bereuen – trotz aller Liebe für das eigene Kind. Dabei ist es für Chiara Helin Arduç gerade ein wichtiger Punkt, die Entscheidung gegen Mutterschaft von der Kinderliebe einer Frau zu entkoppeln. Viele kinderlose Frauen haben sehr gerne Kinder im Leben und übernehmen auch Verantwortung für sie. *»Es geht nicht darum, ob man Kinder mag oder nicht, ob man mit Kindern gerne spielt und gerne Zeit verbringt, sondern es geht einfach um diesen großen Einfluss, den ein Kind auf das Leben einer Frau nimmt.«*

Gerade wenn Frauen sich schon früh sicher sind, dass sie keine Kinder wollen, wird diese Entscheidung nicht ernst genommen. Eine Sterilisation wird zum Beispiel im Ermessen des Arztes oder der Ärztin verwehrt, weil die Frauen es später bereuen könnten. Eine Tatsache, die Chiara Helin Arduç als für die betroffenen jungen Frauen sehr einschränkend beschreibt. Mit ihrer Arbeit will sie letztlich auch zeigen, dass sich junge Frauen schon intensiv mit diesen Fragen beschäftigen. Auch sie selbst spricht viel mit ihren Freundinnen darüber.

Der Austausch mit Freundinnen war auch eine große Hilfe während des Recherchierens und Schreibens. Die

Hauptarbeit fiel genau in die Zeit des ersten Lockdowns der Corona-Pandemie mit Homeschooling und geschlossenen Bibliotheken. Mit zwei Schulfreundinnen, die über Frauen in der Kunst und Literatur schreiben, tauscht sie sich regelmäßig aus. Die drei erzählen sich, was sie neues Interessantes herausgefunden haben und lassen einander Probelesen. Auch ihre Mutter nennt sie als große Unterstützung und Vorbild.

2021 maturiert Chiara Helin Arduç mit Auszeichnung. Da die Aufnahmeprüfung für das Medizinstudium nicht gleich beim ersten Anlauf klappt, studiert sie zunächst ein Semester lang Japanologie. Sprachen und Kulturen sind ihre zweite große Leidenschaft. Nun bereitet sie sich intensiv auf den zweiten Prüfungsanlauf vor. Der Test gilt als einer der schwierigsten und individuelle Vorleistungen oder gute Schulnoten werden nicht angerechnet.

In Zukunft möchte Chiara Helin Arduç gerne eine Zeit lang im Ausland arbeiten und zum Beispiel Wissen um Verhütungs- oder Menstruationsprodukte vermitteln. Etwa die Menstruationstasse, die die angehende Gynäkologin als Beispiel dafür sieht, wie ein neues Produkt die gesundheitliche Versorgung von vielen Mädchen und Frauen verbessern kann. Verbesserungen wünscht sie sich auch bei der medizinischen Versorgung von Trans*Personen in Österreich, und allgemein, dass sich die Geschlechterrollen weiter auflockern. Und dann bleiben natürlich die vielen schönen und spannenden persönlichen Fragen für Chiara Helin Arduç und ihre Freundinnen: Wer wird wo wohnen und arbeiten? Wer wird früher oder später Kinder bekommen oder eben nicht? Und wie wird es gelingen, ihre gute Freundschaft dabei zu erhalten?

2021 Vorwissenschaftliche Arbeit »Freiwillige Kinderlosigkeit aus sozialpsychologischer Sicht«



Andrea Brem

ausgezeichnet 2018
in der Kategorie
„Gewaltschutz“

»Jede Frau, der es irgendwie gelingt, aus [der] Gewaltsituation zu entkommen, jedes Kind, bei dem es gelingt, dass es aus der Gewaltspirale aussteigt und später einmal nicht selbst Täter oder Opfer wird, ist ein großer Gewinn«, benennt Andrea Brem eine der wichtigsten Motivationen für ihr Engagement im Kampf gegen Gewalt an Frauen (*diestadtspionin.at*, März 2011). Schon mit 14 Jahren war es ihr Ziel, Sozialarbeiterin zu werden. Sie wollte mit Frauen arbeiten und diese dabei unterstützen, Krisensituationen zu überwinden. Und wenige Jahre später – während ihrer Ausbildung an der Sozialakademie Anfang der 1980er Jahre war Andrea Brem Praktikantin im Wiener Frauenhaus – 1988 kehrte sie als angestellte Mitarbeiterin dorthin zurück.

Inzwischen gibt es etwa 30 Frauenhäuser in Österreich, vier davon in Wien. Andrea Brem hat drei der Wiener Häuser konzipiert sowie auch deren Raumplanung und Einrichtung mitgestaltet. 2001 wurde Brem Geschäftsführerin und seitdem ist der Verein Wiener Frauenhäuser stark gewachsen: Das Angebot an Plätzen und Prekariatswohnungen wurde nahezu verdoppelt, auch wurden Qualitätsstandards entwickelt und die Zahl der Mitarbeiterinnen auf mehr als 100 erhöht.

1978, als eine Gruppe von Studentinnen der Sozialakademie mit Unterstützung von Politikerinnen wie Johanna Dohnal und Irmtraut Karlsson in einer Wiener Altbauwohnung das erste Frauenhaus eröffnete, waren noch viele der Meinung, dass Gewalt gegen Frauen in der Familie nicht existiere. Inzwischen herrscht gesellschaftlicher Konsens, dass häusliche Gewalt zu verurteilen ist und ist die Relevanz der in den Frauenhäusern geleistete Arbeit im Bewusstsein verankert – nicht zuletzt aufgrund der steten und sensiblen Öffentlichkeitsarbeit der Wiener Frauenhäuser, die wesentlich von Brem gestaltet wird. Gemeinsam mit einer Werbeagentur hat sie in den letzten Jahren zahlreiche Kampagnen entwickelt. Die Plakatserien, Poster, Freecards, Radio-, TV- und Kino-Spots sprechen das Thema Gewalt gegen Frauen offensiv an: zum einen, um die Problematik zu enttabuisieren und gesellschaftlich sichtbar zu machen, zum anderen, um betroffene Frauen zu erreichen und sie zu informieren. Die Kampagnen wurden mehrfach ausgezeichnet: beispielsweise die »Wohnungsanzeige« aus dem Jahr 2010, eine Online-Kampagne, die als Immobilienanzeige getarnt auf das häusliche Umfeld als häufigsten Ort von Gewalt gegen Frauen hinweist und u.a. in Cannes auf der Shortlist stand. Die aktuellste aus dem Jahr 2016/17 betont Empowerment und zeigt betroffene Frauen, die sich wehren und es schaffen, aus der Gewaltspirale auszusteigen. Wichtiger Teil der Öffentlichkeitsarbeit sind auch die Schulungen und Vorträge in sozialen Einrichtungen, Polizeibehörden und Schulen, die Andrea Brem und ihr Team seit Jahren durchführen und die Zusammenarbeit mit den Behörden stark verbesserten.

Andrea Brem macht sich auch in anderen Medienbereichen für die Sichtbarkeit von Frauen stark. Im ORF-Stiftungsrat, in den sie von 2010 bis zu dessen Neubesetzung 2018 für die Bundesregierung entsandt war, war es ihr ein Anliegen, Frauenthemen zu stärken.

Und als Mitglied des Österreichischen Werberats arbeitete sie an der Entwicklung des »Ethik-Kodex« mit, einer freiwilligen Selbstbeschränkung, die diskriminierende, die Würde des Menschen verletzende oder irreführende Werbemaßnahmen verhindern soll. Brem leitete die Arbeitsgruppe, die die Themenbereiche Gewalt und Kinder in der Werbung thematisierte.

Trotzdem sich seit 1978 vieles – auch rechtlich – verbessert hat, ist in Österreich immer noch jede fünfte Frau zumindest einmal in ihrem Leben häuslicher Gewalt ausgesetzt – physischer wie psychischer. Letztere vor allem werde bis heute oft tabuisiert oder bagatellisiert, betont Andrea Brem. Um Probleme wie diese ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken und Aufklärungsarbeit zu leisten, aber auch um praktische und theoretische Ansätze weiterzuentwickeln, initiierte und organisierte sie mehrere Tagungen und Studien: 2011 z.B. die Fachkonferenz und Studie »Selber schuld?« zu sexualisierter Gewalt, in der verharmlosende Vorurteile und Mythen dekonstruiert sowie Begriffsdefinitionen und progressive Handlungsansätze entwickelt wurden. 2013 und 2014 veranlasste sie eine Studie zu psychischer Gewalt in Partnerschaften, die gemeinsam mit der Gesundheitsbeauftragten der Stadt Wien und der Karmasin Motivforschung durchgeführt wurde. Gewalterfahrungen betreffen potenziell alle Frauen: »Die Grausamkeit der Gewalt ist nicht an irgendetwas geknüpft. Es ist kein Thema der Herkunft, es gibt keine Kultur, in der Gewalt gegen Frauen nicht vorkommt.« (Interview in *Das Milieu*, 15.08.2018). Allein die Form der Gewalt ändere sich und insofern suchen Frauen unterschiedlichster Herkunft und Hintergründe Hilfe: Andrea Brem ist es wichtig zu betonen, dass die Frauenhäuser alle aufnehmen, egal woher sie kommen. »Ich möchte es nicht erleben, dass eine Frau, lediglich, weil sie keinen Platz bekommen hat, weiterer oder schlimmerer Gewalt ausgesetzt ist.« (*Das Milieu*, 15.08.2018)

2013 gründeten die Wiener Frauenhäuser, das Frauenhaus in Graz und das Haus der Frau in St. Pölten den Zusammenschluss Österreichischer Frauenhäuser (ZÖF), um sich besser zu vernetzen und Andrea Brem wurde dessen Vorsitzende. Im Herbst 2018 feierte sie mit dem Verein Wiener Frauenhäuser dessen 40-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass entstand die Ausstellung »Am Anfang war ich sehr verliebt ...« 40 Jahre Wiener Frauenhäuser im Volkskundemuseum, die Brem auch ko-kuratierte (gemeinsam mit Anne Wanner). Sie zeichnete hierfür die Entwicklungslinien der Frauenhäuser nach, thematisierte die Erfolge und Rückschläge dieser Jahre sowie die Aktualität der Problemfelder und Arbeitsbereiche.

Diese Debatten, so Brem, »sind aktueller denn je« und Frauenpolitik zu betreiben heute ebenso wichtig wie in den 1970ern, besonders angesichts der frauenpolitischen Rückschritte der vergangenen Jahre. Als Beispiel dafür nennt Andrea Brem die geteilte Obsorge, die Frauen, die häusliche Gewalt erfahren, häufig betrifft, sie erpressbar macht und einer möglichen weiteren Drangsalierung des Partners ausliefert. Und da Frauen noch viele Führungspositionen verschlossen bleiben und Frauen mit Kindern am Arbeitsmarkt benachteiligt werden, fordert Andrea Brem Frauenquoten. »Besonders in Entscheidungsgremien und Aufsichtsräten sind diese eine Notwendigkeit«, ist sie überzeugt, so lange, bis Ausgeglichenheit hergestellt ist und die Machtverhältnisse sich verändert haben.

Sie versteht ihre Arbeit als politisch, besonders jene in den Frauenhäusern. Ihr Ziel ist das Sichtbarmachen von Gewalt gegen Frauen und Kindern, ist die Selbstermächtigung der betroffenen Frauen. Und trotz des seit einiger Zeit wahrnehmbaren Backlash in der Frauenpolitik: Die Akzeptanz für die Arbeit der Frauenhäuser ist heute unumstritten. Und jede ehemalige Klientin, die erzählt,

dass es ihr jetzt gut gehe, bestärkt Andrea Brem und ihre Mitarbeiterinnen in ihrer Arbeit. In den vergangenen Jahren wurde sie dafür mehrfach geehrt, z.B. mit dem Goldenen Verdienstzeichen des Landes Wien. Andrea Brem erhält 2018 den Wiener Frauenpreis im Bereich Gewaltschutz, damit ihre Arbeit und die ihrer Mitarbeiterinnen noch sichtbarer wird und damit auch die Frauen und Kinder, für die sie sich einsetzen, sichtbar werden.

Ausgewählte Publikationen und Studien:

Verein Wiener Frauenhäuser (2015): »Beschädigte Seele«. Über Zusammenhänge zwischen häuslicher Gewalt und psychischen Erkrankungen. ZÖF-Tagungsreihe 2015, Graz – Wien – St. Pölten; online unter: www.frauenhaeuser-wien.at/dokumente/FH_Tagungsband_FIN_screen.pdf

Karin Berger; Andrea Brem (2008): Am Anfang war ich sehr verliebt. Frauen erzählen von Liebe, Gewalt und einem Neubeginn im Frauenhaus. Wien: Mandelbaum Verlag.

Tamar Çitak

ausgezeichnet 2007
in der Kategorie
„Gewaltschutz“



Tamar Çitak ist Sozialarbeiterin und Beraterin in der Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie. In Österreich macht jede fünfte Frau Gewalterfahrungen in ihrem direkten Umfeld – betroffen sind Frauen aus allen sozialen Schichten. Die Täter sind dabei fast immer männlich, »vom Kommerzialrat bis zum Arbeitslosen gibt es alles«, erzählt Tamar Çitak (zit. in: *FALTER* 32/06). Die Interventionsstelle berät Frauen, die Gewalt erfahren haben oder deren Kinder Opfer von häuslicher Gewalt geworden sind. Tamar Çitaks Fokus liegt bei Migrantinnen mit Gewalterfahrungen, da diese oft besonders von struktureller Gewalt, wie ökonomischer Benachteiligung oder restriktiven Aufenthaltsbestimmungen, bedroht sind. »Gewalt ist Gewalt, nur die Umstände sind anders« (*diestandard.at*, 06.12.2004), betont sie. Gewalt ist dabei ein komplexes Phänomen, das oft nicht in allen Facetten verstanden wird: Während physische Gewalt verhältnismäßig stark im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, werden andere Aspekte, wie sexuelle, seelische oder finanzielle Gewalt oft ausgeblendet.

Tamar Çitak wird 1963 in Istanbul geboren. Für das Studium kommt sie 1983 nach Wien und inskribiert

sich für Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität. Aus familiären Gründen kehrt sie für einige Jahre nach Istanbul zurück und lässt sich vom Studium beurlauben. Als sie 1991 wieder nach Wien zieht, muss sie sich der Frage stellen, wie sie mit ihrem Studierendervisum eine Arbeitsbewilligung erhalten kann. Die Stadt Wien öffnet damals ein Arbeitsplatzkontingent für die Nachmittagsbetreuung von Kindern mit Migrationshintergrund und so kommt Tamar Çitak zum Verein Wiener Jugendzentren. Sie sieht die multiplen Schwierigkeiten, mit denen Mädchen kämpfen, und widmet sich dort feministischer Mädchenarbeit. Weil ihr die Arbeit dort aber nicht die Möglichkeit einer intensiveren Einzelfallbetreuung gibt, wechselt sie 1995 zum Wiener Integrationsfonds (heute: MA 17). Sie ist entsetzt über die Dimension der Gewalt, mit denen Frauen konfrontiert sind. Obwohl sie eigentlich nur für den 5. Bezirk zuständig ist, kommen Frauen aus ganz Wien zu ihr, weil sie damals die einzige türkischsprachige Beraterin ist. Sie dolmetscht, geht mit den Frauen zur Polizei und vor Gericht – Tätigkeiten, die weit über den Arbeitsbereich des Integrationsfonds hinausgehen. Nachdem 1998 die Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie eröffnet wird, wird sie häufig von den dort arbeitenden Sozialarbeiterinnen kontaktiert. Am »Tag der offenen Tür« sieht sich Tamar Çitak die Interventionsstelle näher an und ist überzeugt von der Arbeit, die dort geleistet wird. Sie bewirbt sich und erhält noch während des Vorstellungsgesprächs eine Stellenzusage. Neben ihrer Teilzeitanstellung in der Interventionsstelle ist sie zunächst noch in einem Frauenhaus in St. Pölten tätig.

Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits einige Jahre ehrenamtlich im Vorstand des Vereins Orient Express aktiv. Die 1986 unter dem Namen Verein türkischer Frauen gegründete Organisation ist ursprünglich eine Beratungseinrichtung von und für türkische Frauen. Mit

der Zeit entwickelt sich das Thema Zwangsverheiratung zu einem der Schwerpunkte. Immer mehr Mädchen und Frauen kommen, um sich über ihre Rechte und Möglichkeit zu informieren. Orient Express leistet Aufklärungsarbeit zu diesem Thema und reklamiert Zwangsverheiratung in die Diskussion über häusliche Gewalt hinein.

Äußerst wichtig ist Tamar Çitak dabei eine Verbindung von antisexistischer und antirassistischer Politik. So wurde lange darüber diskutiert, erklärt sie, wie für das Thema Zwangsehe eine kritische Öffentlichkeit geschaffen werden kann, ohne dem Rassismus zuzuarbeiten oder den Eindruck zu erwecken, die Mehrheit muslimischer Frauen sei davon betroffen. RassistInnen werden immer irgendwelche Anknüpfungspunkte finden, argumentiert sie schließlich, es geht um das Leben von Mädchen und jungen Frauen. Zwangsheirat ist eine Form häuslicher Gewalt – »und Punkt«. Im Übrigen führen ihrer Meinung nach gerade restriktive Fremden Gesetze vermehrt zu Heiratsmigration (vgl. *diestandard.at*, 06.12.2004). Orient Express berät und unterstützt in verschiedenen Phasen. Hat sich eine Frau noch nicht entschieden, ob sie eine Ehe eingehen wird oder nicht, wird sie vom Verein begleitet und bestärkt, bis sie ihre Entscheidung getroffen hat. Wenn sich eine Frau akut in Gefahr befindet gegen ihren Willen verheiratet zu werden, wird sie anonym untergebracht. Wenn möglich, wird versucht mit ihren Eltern zu sprechen. Im Sommer 2013 ist nun die erste lang geplante »Notwohnung« eingerichtet worden, in der unmittelbar von Zwangsverheiratung betroffenen Mädchen und Frauen unterkommen können und intensive Betreuung erhalten. Mit der Umsetzung des von ihr ausgearbeiteten Konzepts, schließt Tamar Çitak ihre langjährige Tätigkeit im Orient Express ab.

In zahlreichen Workshops, Vorträgen und Publikationen befasst sich Tamar Çitak mit der Frage, ob und wie asylsuchende Frauen und Migrantinnen von österreichischen und europäischen Gewaltschutzgesetzen profitieren können. Während das österreichische Gewaltschutzgesetz mit seinem Wegweiserecht prinzipiell einem sehr hohen Standard genügt, können insbesondere Frauen ohne gesicherten Aufenthaltstitel oder mit eingeschränkten Möglichkeiten finanzieller Unterstützung/ Transferleistungen, nicht darauf zurück greifen. Das Einklagen von Unterhalt kann sehr lange dauern, viele Migrantinnen aus Drittstaaten, die noch nicht lange in Österreich leben, haben zudem keinen Anspruch auf Sozialhilfe. Nicht selten muss sie Frauen in der Interventionsstelle solange vertrösten, bis sie einen eigenen Aufenthaltstitel haben und kann ihnen nur eine temporäre Auszeit in einem Frauenhaus ermöglichen. *»Ich werde nicht aufhören, ein eigenständiges Aufenthalts- und Arbeitsrecht für alle Migrantinnen zu fordern«*, erklärt sie (zit. in *diestandard.at*, 06.12.2004). Mit der Fremdenrechtsnovelle 2011 haben sie dieses Recht teilweise erhalten. Kurzfristig wäre es wichtig zu erreichen, dass in jenen Fällen, wo eine einstweilige Verfügung erwirkt wurde, vom Sozialamt bzw. von der MA 40 generell Überbrückungsgeld gezahlt wird. Auch wäre es wünschenswert, wenn eine Aufenthaltsgenehmigung nicht jährlich, sondern nur alle drei Jahre verlängert werden muss, um Existenzängste zu verringern. Für Frauen mit multiplen Schwierigkeiten ist es nahezu unmöglich, alles in einem Jahr unterzubringen, vom Absolvieren der Sprachkurse bis hin zur Sicherung einer finanziellen Basis. Während ihrer Meinung nach große Fortschritte in der Kooperation mit Polizei und Gerichten im Gewaltschutzbereich zu verzeichnen sind, kritisiert sie den Mangel an leistbaren Therapieangeboten und die fehlenden Sensibilisierung von GerichtsdolmetscherInnen.

In Österreich muss man sich endlich bewusst werden, erklärt sie, dass dies längst ein multikulturelles Land ist, in dem viele Sprachen gesprochen werden. Der Mensch muss zählen, nicht welche Sprache sie oder er spricht, oder woher ihre oder seine Eltern und Großeltern gekommen sind. Persönlich setzt Tamar Çitak vor allem bei jungen Menschen an. Von der jüngeren Generation wünscht sie sich auch, dass sie sich wieder stärker für feministische Themen und die Anliegen der Frauenbewegungen interessiert.

Tätigkeiten von Tamar Çitak im Gewaltschutzbereich:

Verein Orient Express (bis 2012). Beratung und Unterstützung von Migrantinnen u.a. zum Thema Zwangsverheiratung. Konzeptionalisierung der »Notwohnung«

Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie

Publikationen im Gewaltschutzbereich, z.B. Çitak, Tamar (2008) Das Österreichische Gewaltschutzgesetz und die Einrichtung der Interventionsstelle Ein multi-institutionelles Interventionssystem gegen Gewalt in der Familie. In: Sauer, Birgit; Strasser, Sabine (Hgg.) Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus. Wien, S. 148-156



Doris Damyanovic

ausgezeichnet 2018
in der Kategorie
„Städtebau“

Doris Damyanovic ist assoziierte Professorin am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien und beschäftigt sich seit mehr als zwanzig Jahren mit genderspezifischen Ansätzen in der Landschafts- und Stadtplanung. Diese stellen die Bedürfnisse und Interessen der verschiedenen RaumnutzerInnen in den Mittelpunkt – unter zentraler Berücksichtigung der Kategorie Gender, aber auch des Alters, der Lebenssituation, der ethnischen, kulturellen und sozialen Hintergründe. Gruppen, die in Stadtplanungsprozessen unterrepräsentiert sind, sollen so verstärkt in ihrem Alltag unterstützt und damit soll insgesamt ein Beitrag zu einer egalitäreren, demokratischeren Gesellschaft geleistet werden.

Doris Damyanovic fragt in ihrer Forschung danach, wie auf der Grundlage feministischer Tradition innovative Diskurse entwickelt und erfolgreich für die Schaffung neuer Ansätze genutzt werden können, um sie in den Mainstream der Planungstheorie zu integrieren. In ihren Projekten untersucht sie konkret, wie die unterschiedlichen Alltagsansprüche von Frauen und Männern in die Planung einbezogen werden können und so allen AkteurInnen gleichberechtigt Partizipation

möglich wird. Sie forscht also dazu, wie gendersensible Planung auf die Gesellschaft reagieren und diese verändern kann.

Rollenzuweisungen und die damit verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung haben nach wie vor einen entscheidenden Einfluss auf die Bedürfnisse von Frauen und Männern in Bezug auf die räumlichen Strukturen.

»Frauen müssen häufig Lohnarbeit, Familienarbeit und Hausarbeit kombinieren und alle mit diesen Aufgaben verbundenen Wege organisieren«, erklärt Doris Damyanovic. Räume müssen deshalb so geplant werden, dass der Alltag vereinfacht und Familien- und Erwerbsarbeit miteinander vereinbar werden. Gendergerechte Planung setzt genau hier an: Sie verkürzt zurückzulegende Wege, schafft eine durchmischte, polyzentrische¹ Stadtstruktur und ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrsnetz. Sie errichtet Wohnanlagen wie die Wiener Frauen-Werk-Stadt I und II, die so gebaut und organisiert sind, dass nachbarschaftliche Kontakte besser möglich sind. *»Frauen und Mädchen aller Altersstufen«,* erläutert Doris Damyanovic, *»sind eine wichtige Gruppe, an der sich zeigt, inwiefern planerische Maßnahmen funktionieren, da ihr Alltag zumeist viele verschiedene Anforderungen vereint.«* Als Projektleiterin hat sie die Grundlagen für gendergerechte Planung in Wien in dem 2013 erschienenen Handbuch *»Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung«* formuliert. Die Publikation wurde mit dem Verwaltungspreis 2013 ausgezeichnet.

Doris Damyanovic bezeichnet Wien als *»Vorzeigestadt«* bezüglich gendergerechter Planung: Die Stadt sei zwar durch eine enge Bebauung gekennzeichnet, die manches verunmöglicht, doch wurden in den vergangenen Jahren – besonders seit Verabschiedung

¹ D.h., der Stadtraum ist nicht monofunktional organisiert, sondern es gibt mehrere (Stadtteil-)Zentren, in denen die Bereiche durchmischt sind: Wohn-, Einkaufs-, Freizeit-, Bildungs- und Organisationszentren sind idealerweise gut erreichbar und nicht räumlich voneinander getrennt.

des Amsterdamer Vertrags im Jahr 1997, in dem Gender Mainstreaming als Strategie festgeschrieben ist – zahlreiche innovative und wichtige Maßnahmen gesetzt: Es wurden z.B. Gehsteige verbreitert und bei der Planung von Freiflächen wird inzwischen auf gute Sichtachsen, bei öffentlichen Gebäuden als auch bei Wohnbauten auf gendergerechte Umsetzung geachtet. Auch werden wichtige Fragen wie: »Wem gehört die Stadt« breit diskutiert und vielfältige Partizipationsansätze entwickelt (z.B. Quartiersmanagement und Gebietsbetreuung). Doris Damyanovic verweist auf die diesbezüglich lange Tradition Wiens – die Frauen-Werk-Stadt oder die Gemeinschaftseinrichtungen in den Gemeindebauten des Roten Wien und erinnert auch an die Einküchenhäuser, in denen Haushalt und Kochen zentral organisiert und ausgelagert wurde, um Frauen den Alltag zu erleichtern.²

Schon während ihres Studiums in den 1990er Jahren setzt sich Doris Damyanovic mit kritischer und feministischer Landschafts- und Freiraumplanung im urbanen und ländlichen Raum auseinander. Nach ihrem Abschluss arbeitet sie zunächst im Bereich Landschaftsplanung, Naturschutz und Regionalentwicklung. Seit 2002 forscht und lehrt sie wieder an der BOKU, um im Rahmen ihres Doktorats erneut zu partizipativer Planung und zu gendersensiblen Ansätzen in der Landschaftsplanung und räumlichen Entwicklung zu arbeiten. Sie analysierte in mehreren Projekten die Bedeutung von Geschlecht in Veränderungsprozessen im ländlichen Raum sowie in Klein- und Mittelstädten, beispielsweise im Burgenland oder in Oberösterreich, veranstaltete Workshops und Konferenzen (wie »GenderAlp« mit dem ebenfalls am Institut für Landschaftsplanung tätigen Florian Reinwald, das sich mit der Umsetzung von Gender Mainstreaming in ländlichen Gemeinden auseinandersetzt). Für ihre Dissertation, der Fallstudie eines gendergerechten

² Das Konzept Einküchenhaus wurde im späten 19. Jh. von Frauen-rechtlerinnen entwickelt und in mehreren europäischen Städten realisiert, in Wien z.B. 1922 mit dem »Heimhof«. Diese Häuser hatten kleine Wohnungen mit Kochgelegenheiten, Wasseranschluss, Staubsauger und Zentralheizung. Um die Mehrfachbelastung der berufstätigen Frauen zu reduzieren, wurde die Hausarbeit ausgelagert und eine zentrale Küche mit Speiseraum errichtet, die mittels Speiseaufzug und Telefon mit den Wohnungen verbunden war. Externe Angestellte bereiteten die Speisen zu. Weiters gab es Putzpersonal, Wäscheabholung zum Selbstkostenpreis u.a. Gemeinschaftsangebote.

Planungsprozesses als Bestandteil des örtlichen Entwicklungskonzeptes in einer Kärntner Gemeinde, erhält sie 2008 den Inge Dirmhirn Förderpreis.

2011 war sie Gastprofessorin an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover und Mitglied des dort angesiedelten Forums für »Gender-Kompetenz in Architektur Landschaft Planung (gender_archland).« Zu ihren internationalen Mitgliedschaften und Vernetzungen im Bereich nachhaltiger und genderspezifischer Planung zählt auch ihre Teilnahme an GDUS – Gender, Diversity and Urban Sustainability, einem interdisziplinären, internationalen Netzwerk, das sich mit Gender- und Diversity-Fragen in Architektur und Stadtplanung auseinandersetzt. Ein weiteres internationales Tätigkeitsfeld Doris Damyanovics machen die Vorträge aus, die sie auf Einladung internationaler Organisationen wie UN-Habitat oder der Asian Development Bank hält – unter anderem in Georgien zur Gestaltung öffentlicher Parks unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Kriterien. Auch in ihren Lehrveranstaltungen an der Universität für Bodenkultur Wien, die einen großen Teil ihres Berufsalltags bilden, stellt sie Genderfragen in den Fokus: Sowohl in jenen zu geschlechtsspezifischer Planung in Theorie und Praxis als auch bereits in der Einführungsphase für StudienanfängerInnen, in denen sie Fragen zu Möglichkeiten der Frauenförderung thematisiert.

In den letzten Jahren konzentriert Doris Damyanovic ihre Forschung auf soziale Stadtentwicklung – eines ihrer aktuellen Projekte befasst sich mit genderspezifischer Stadtplanung in Linz – und den Zusammenhang von Gender und Risikomanagement bei Naturkatastrophen. Mittels Interviews und räumlichen Untersuchungen vor Ort mit Fokusgruppen fragt sie danach, wie sich verschiedene Gruppen auf Katastrophen vorbereiten und auf diese reagieren, wie sie sich an den veränderten

Raum anpassen und danach, welche Netzwerke z.B. im Fall von Hochwasser und Hangrutschungen aktiviert werden – und wie insbesondere Frauen hier agieren. Ihr Ziel ist dabei nicht nur, diese Praktiken darzustellen. Aus den Ergebnissen möchte sie Kenntnisse für mögliche Handlungsanleitungen für die Zukunft gewinnen. Das heißt, sie betreibt Grundlagenforschung, formuliert auf Basis ihrer Erkenntnisse Maßnahmen und spielt diese an die politisch Verantwortlichen, z.B. Gemeinden, zurück.

Darüber hinaus ist es Doris Damyanovic ein Anliegen, Frauen in Planungs- und Naturwissenschaften sichtbar zu machen. In diesem Zusammenhang verweist sie auf ein dafür bedeutendes Ereignis: 2019 feiert die Universität für Bodenkultur Wien 100 Jahre Zulassung von Frauen als Studierende an den technischen Universitäten. Und sie betont, wie wichtig ihr es ist, dieses Jubiläum gebührend zu begehen.

Ausgewählte Publikationen:

Doris Damyanovic, Catrin Promper, Maria Patek, Karin Weber (2018): Geschlechtsspezifische Ansätze im Naturgefahrenmanagement, in: **Arthur Kanonier, Florian Rudolf-Miklau** (Hg.): Regionale Risiko Governance: Recht, Politik und Praxis, Wien.

Doris Damyanovic, Florian Reinwald, Angela Weikmann, Magistratsabteilung 18 (Hg.) (2013): Handbuch Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung, Wien.

Sabine Derflinger

ausgezeichnet 2012
in der Kategorie
„Film“



»Ich arbeite gern mit reduzierten Ausgangsideen. Oft sind diese auch vage. Manchmal ist es auch bloß ein bestimmtes Gefühl, das mich in eine Filmgeschichte hineintreibt«, erklärt Regisseurin Sabine Derflinger. In ihren Dokumentationen und Spielfilmen stellt sie Frauen in den Mittelpunkt und portraitiert zugleich *»behutsam, brutal, offen und schonungslos«,* wie die Jury des Frauenpreises argumentiert. Sie ist außerdem die erste Frau, die in der 40jährigen Geschichte der österreichischen »Tatort«-Serie Regie geführt hat. *»Es ist fantastisch, den Leuten etwas zu zeigen, das sie von ihrem Standpunkt aus nicht sehen können«,* beschreibt Derflinger ihre Motivation (zit. aus: www.sabine.derflinger.org).

Sabine Derflinger wird 1963 in Wels geboren und wächst in Vöcklabruck auf. Dass sie später Filme machen will, weiß sie relativ bald. Als 1983 eine Regieassistentin bei einem Filmprojekt ausfällt, wird sie angelernt und arbeitet in den folgenden Jahren in verschiedenen Positionen am Set, hauptsächlich aber als Produktionsassistentin. Während Frauen in der Branche heute noch immer in der Minderheit sind, war die *»Idee, als Frau Filmregisseurin zu sein«* während der frühen 1980er Jahre in etwa so skurril *»wie am Mond fliegen«,* erzählt sie (zit. aus: www.kirtag.org).

Bestimmte politische Themen sind ihr aber ein Anliegen und sie fasst den Entschluss, bei Dokumentarfilmen Regie zu führen. Für »*Geraubte Kindheit*« erhält sie den *Hans Cermak Preis* (1994), »*Achtung Staatsgrenze*«, eine gemeinsam mit Bernhard Pötscher realisierte Dokumentation über Schubhaft, wird 1996 mit dem oberösterreichischen Interkulturpreis ausgezeichnet. Im selben Jahr erhält sie ihr Diplom an der *Filmakademie Wien* ab, wo sie seit 1991 Buch und Dramaturgie studierte. Ihr Filmportrait über die »*Rounder Girls*« wird 1998 mit dem *Grünpreis* ausgezeichnet, 2000 gründet sie *dok.at* mit, die *Interessensgemeinschaft Österreichischer Dokumentarfilm*.

Zunehmend reizt sie auch das Spielfilmgenre. Ihr erstes Projekt ist »*Vollgas*« (2001), in dem sie die Geschichte einer Saisonkellnerin an einem Winterschiort erzählt – eine Kulisse, die sich ihrer Meinung nach für »*ein verdichtetes Österreichbild*« anbietet (zit. auf: www.film.at). Der Film wird zu einem großen Erfolg und in Saarbrücken mit dem *Max Ophüls Preis* (2002) ausgezeichnet. Künftig widmet sie sich sowohl dem Dokumentarfilm als auch dem wesentlich breitenwirksameren Medium des Spielfilms, versucht aber immer wieder die Grenzen zwischen beiden zu verschieben. 2003 werden ihr der *Kulturpreis des Landes Oberösterreich* und der *Österreichische Förderpreis für Filmkunst* verliehen.

2004 dreht sie die Dokumentation »*Schnelles Geld*«, die Momentaufnahmen junger wohnungsloser Menschen in Wien zeigt, sowie den Spielfilm »*Kleine Schwester*«, der nicht nur beim Münchner Filmfest prämiert wird, sondern auch den deutschen Fernsehpreis *ver.di* bekommt (2005). »*42 plus*« (2007) ist die Geschichte von Christine, die trotz ihrer schwierigen Ehe gemeinsam mit ihrem Mann und ihrer pubertierenden Tochter auf die italienische Insel Ischia in den Urlaub fährt und sich dort auf eine Affäre mit einem sehr viel jüngeren Mann einlässt.

»*Eine von 8*« (2008) ist eine Dokumentation über die Schauspielerin Frederike und die Straßenbahnfahrerinnen Marijana, die sich bei der Chemotherapie kennen lernen: Eine von acht Frauen erkrankt in Österreich im Lauf ihres Lebens an Brustkrebs. Es ist das Portrait zweier Frauen, die den Kampf gegen eine lebensbedrohliche Krankheit aufgenommen haben und sich gegenseitig über ihre Hoffnungen und Ängste austauschen. Das Spezifische an der Herangehensweise ist in diesem Film, dass die Protagonistinnen selbst mit Kameras ausgestattet werden, um ihren Alltag unabhängig von gemeinsamen Drehterminen filmen und dabei die Intensitätsgrade selbst wählen können, mit der sie bestimmten Situationen darstellen. Auch in dieser Dokumentation verzichtet Sabine Derflinger auf Effekte und stellt Beobachtungen ins Zentrum. »*Ich will einen nüchternen Blick auf etwas werfen*«, erklärt sie »*mit dem die meisten von uns nicht konfrontiert werden wollen, nämlich mit der Tatsache, irgendwann einmal sterben zu müssen*«.

Sie versteht die Filme, bei denen sie Regie führt, nicht als ihr alleiniges Werk: sie möchte sich Zeit nehmen, um mit den SchauspielerInnen gemeinsam Rollen weiterzuentwickeln. Sabine Derflinger greift Anregungen auf und hat dabei nicht das Bedürfnis, alles detailliert vorzuschreiben. »*Ich bin immer auf der Suche nach neuen Erzählmöglichkeiten und die Grenze zwischen Spiel- und Dokumentarfilm reizt mich*«, ist auf ihrer Homepage zu lesen. Den Anspruch, alles unter Kontrolle zu haben und im Vorfeld abklären zu können, hat sie längst aufgegeben. Vielmehr arbeitet sie mit den Möglichkeiten, die aus dem Moment heraus entstehen.

Neben ihrer Regietätigkeit ist sie immer wieder auch im Bereich Produktion aktiv, wie etwa in Clarissa Thiemes »*Was bleibt*« (2009), der die Leerstellen aufzeigt, die der Krieg in Bosnien Herzegowina zurückgelassen hat, oder Jasmila Zbanics »*For those who can tell no Tales*« (2013),

der die Autorin Kym nach Bosnien begleitet. 2010 gründet sie die Produktionsfirma *Derflinger Film*.

In »*Tag und Nacht*« (2011) greift sie das feministisch sehr kontroversiell diskutierte Thema Sexarbeit auf. Hanna und Lea, zwei junge Frauen, die seit ihrer Kindheit eine enge Freundschaft verbindet, entscheiden sich bei einem Escort Service zu arbeiten. Auch wenn die beiden das freiwillig tun, so würden patriarchale Machtverhältnisse dabei doch nicht ausgeschaltet und der Preis sei hoch, so die Aussage des Filmes. In der österreichischen »*Tatort*«- Folge »*Angezählt*« (2013) verschiebt sie diese Thematik in den Kontext von Frauenhandel, Zwang, Missbrauch und extremer Gewalt. 2014 wird sie dafür mit dem *Grimme-Preis* ausgezeichnet.

»*Angezählt*« ist bereits der zweite österreichische »*Tatort*« von Sabine Derflinger, davor hatte sie bereits »*Falsch verpackt*« (2012) gedreht. In »*Borowski und das Meer*« führt sie 2014 bei einem Kieler Tatort Regie. Die Unterwasseraufnahmen und die Art und Weise, in der die Küstenlandschaft in die Handlung einbezogen werden, erinnern in mancher Hinsicht an eine Dokumentarfilmästhetik. Die Umgebung »*hat sich auf die Geschichte, den Rhythmus der Erzählung und den Schnitt übertragen*« (zit. aus: www.daserste.de), erklärt Derflinger.

In den letzten Jahren sammelt sie auch zahlreiche Erfahrungen im Seriengenre. So führt sie Regie bei einigen Folgen von »*Paul Kemp – Alles kein Problem*« (2013), mit Harald Krassnitzer als Mediator Paul in der Hauptrolle. »*Vier Frauen und ein Todesfall*« erzählt die Abenteuer von vier selbstberufenen Detektivinnen, die den Machenschaften in der Ortschaft Ilm auf den Grund gehen. Im Frühsommer 2014 übernimmt Sabine Derflinger in der ORF-Serie »*Vorstadtweiber*«,

einem Portrait von fünf Ehefrauen aus der besseren Gesellschaft, die in ihren Vorstadtvillen langsam von der Realität eingeholt werden, die Regie der ersten 5 Folgen (Ausstrahlung für 2015 geplant). Ihr neuestes Projekt, der TV-Spielfilm »*Twilight over Burma*«, über die Kärntnerin Inge Sargent, (Drehbeginn im September 2014 in Österreich) führte sie u.a. auch zu Dreharbeiten nach Asien.

Filme und Serien von Sabine Derflinger:

42plus (2007), Spielfilm

Eine von 8 (2008), Dokumentarfilm

Tag und Nacht (2011), Spielfilm

Vier Frauen und ein Todesfall (2013), Serie, ORF

Tatort – Angezählt (2013), Krimiserie, ORF



Ilse Dippmann

Ausgezeichnet 2021
in der Kategorie
„Sport“

Fit und selbstbewusst werden, sich wohl fühlen im eigenen Körper und den Kopf mal ausleeren, Zeit für sich selbst und vielleicht sogar für neue Ideen. Wenn Ilse Dippmann Frauen und Mädchen in Österreich zum Laufen motiviert, steckt automatisch mehr dahinter. Mit dem Österreichischen Frauenlauf bringt sie seit über 30 Jahren Frauen in Bewegung und verbindet Einsteigerinnen mit Spitzensportlerinnen. Über 30.000 Läuferinnen nehmen mittlerweile jedes Jahr teil. Im Jahr 2021 hat Ilse Dippmann dafür den Wiener Frauenpreis in der Kategorie »Sport« bekommen.

Besonders sportlich war Ilse Dippmann, geboren 1957 in St. Corona am Schöpfl in Niederösterreich, als Kind dabei gar nicht. Im Gegenteil: nichts hasste sie mehr als die Turnstunden. Erst 1986, mit 29 Jahren, kommt sie beim Vienna City Marathon zum ersten Mal mit dem Laufsport in Kontakt. Damals betreut sie ihren Freund und ist beeindruckt von der Energie und Ausdauer der Teilnehmenden. Kurzerhand beschließt sie, das Laufen auch auszuprobieren und nimmt sich als Ziel gleich einen Marathon vor. Noch im selben Jahr, nach knapp einem halben Jahr Training, will sie beim New York City Marathon mitmachen. In die Stadt wollte sie immer schon mal.

Und tatsächlich setzt Ilse Dippmann ihr Vorhaben um und läuft ihren ersten Marathon in 3:41 Stunden. Am meisten fasziniert sie aber, wie viele Läuferinnen in New York dabei sind. Schon beim Aufwärmen im Central Park sieht sie so viele Frauen allen Alters. In Wien joggen damals fast nur Sportlerinnen, die in Vereinen trainieren. Als Ilse Dippmann dann auch noch einen Flyer für den ersten New Yorker Frauenlauf in die Hand bekommt, steht ihr nächstes Ziel fest. Sie will einen solchen Frauenlauf auch nach Österreich bringen.

Unter dem Motto »Von Frauen für Frauen« realisiert Ilse Dippmann 1988 den ersten Österreichischen Frauenlauf. 440 Frauen sind im Schlosspark Laxenburg am Start. Ilse Dippmann wird am Anfang noch von vielen belächelt, erinnert sie sich. Doch gemeinsam mit ihrem Partner und Lebensgefährten Andreas Schnabl entwickelt sie die Sportveranstaltung kontinuierlich weiter.

Sie fährt zu Frauenläufen in Bern und Berlin, die schon größer sind, und übernimmt Ideen wie ein Kinderbetreuungsangebot und das gemeinsame Aufwärmen der Frauen, um noch mehr Läuferinnen zu gewinnen.

Die Veranstaltung wächst: von 1992 bis 1996 findet sie im Wiener Prater statt, 1997 und 1998 im Wiener Donaupark und seit 1999 wieder im Prater. Seit 1999 beträgt die Streckenlänge 5 km, seit 2003 ist auch eine 10-km-Strecke im Programm. Inzwischen gibt es auch die Kategorie Nordic Walking.

Denn beim Frauenlauf sollen nicht nur Läuferinnen ihre Spitzenleistungen messen. Die Veranstaltung zielt auch darauf ab, Frauen zu motivieren, überhaupt mit dem Training anzufangen.

1997 startet das Programm »Fit in 12 Wochen«, das

Neueinsteigerinnen innerhalb von drei Monaten schrittweise für die 5-km-Strecke vorbereitet. Der Einstieg ist sanft: in der ersten Woche eine Minute Gehen, eine Minute Laufen. Von da weg steigert man sich wöchentlich. Trainingspläne stehen auf der Website des Österreichischen Frauenlaufs kostenlos zu Verfügung.

Ihr eigenes erstes Lauftraining war furchtbar, erinnert sich Ilse Dippmann. Sie hatte sich – ein häufiger Fehler – zu viel vorgenommen. Gemeinsam mit einer Freundin wollte sie die ganze Prater Hauptallee entlanglaufen, kämpfte aber bereits nach 100 Metern mit Seitenstechen und bekam keine Luft. Nicht zu schnell beginnen, rät Ilse Dippmann heute. Das Laufen als fixen Termin einplanen und sich Verbündete suchen. Dann heißt es dranbleiben!

Durch das Training für Einsteigerinnen ist mittlerweile eine große Laufcommunity an 50 Standorten in Österreich und auch in Bratislava entstanden. 140 Trainerinnen engagieren sich. Auch Ilse Dippmann, die jeden Mittwoch um 18.30 im Prater ein Frauenlauftraining abhält.

Die Laufbegeisterte gibt auch regelmäßig Seminare, tritt als Rednerin bei Unternehmen auf und motiviert junge Frauen und Mädchen. Aus dem Österreichischen Frauenlauf wurde so eine der größten Bewegungsinitiativen in Österreich. Man kooperiert mit über 130 Schulen.

Die positiven Effekte des Laufens sind wissenschaftlich bestätigt. Regelmäßiges Training senkt Blutdruck und Ruhepuls und stärkt die Muskeln samt Herz. Auch der Psyche tut es gut, denn der Körper kann Stresshormone abbauen. *»Laufen hat mich mutig gemacht, hat mich stark gemacht«,* sagt Ilse Dippmann.

Sichtbarkeit, Solidarität und Selbstbestimmung von Frauen und Mädchen ist auch nach über 30 Jahren ein großes Motiv des Österreichischen Frauenlaufs. Ilse Dippmann verweist immer wieder auf die Geschichte des Frauenlaufsports. Denn bis in die 1970er Jahre durften Frauen beim Marathon zum Beispiel gar nicht starten. Es herrschte die Auffassung, Frauen könnten der Belastung von Langstreckenläufen nicht standhalten. Manche behaupteten sogar, dass Marathon-Laufen vermännliche und Frauen könnten ihre Gebärmutter verlieren.

Bis 1967 die US-Amerikanerin und Laufpionierin Kathrine Switzer am Boston Marathon teilnahm, obwohl die Veranstalter versuchten, sie wortwörtlich aus dem Rennen zu zerren. Die Bilder gingen um die Welt und begründeten eine Welle des Frauenlaufsports. Kathrine Switzer wurde auch eine Wegbegleiterin des Österreichischen Frauenlaufs. 2005 ging sie mit der Startnummer 10.000 ins Rennen, 2010 mit der Startnummer 20.000 und 2015 mit der Startnummer 30.000. An der immer höheren Startnummer zeigt sich auch die Entwicklung zu einer der größten Sportveranstaltungen in Österreich. Zum 30. Jubiläum 2018 waren es über 35.000 Teilnehmerinnen.

Über viele Jahre organisiert Ilse Dippmann den jährlichen Lauf neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin. Wo am Anfang noch im Wohnzimmer die Startpakete für Läuferinnen befüllt wurden, braucht es heute einen Sattelschlepper und viele Helfer*innen vor Ort, um das Material für die Veranstaltung zu transportieren. Seit 2005, seit der Lauf über 10.000 Teilnehmerinnen hat, ist Ilse Dippmann, neben Andreas Schnabl, hauptberufliche Geschäftsführerin. Das Laufen habe sie auch durch schwierige Zeiten gebracht, sagt Ilse Dippmann. Durch den Sport lerne man, an ein Ziel zu glauben und es zu verfolgen, auch wenn es Rückschläge gebe. Man lerne, nicht gleich aufzugeben und den Mut nicht zu verlieren.

Gerade unter dem Eindruck der Corona-Pandemie mit der Überlastung so vieler Frauen und dem allgemeinen Bewegungsmangel soll der Österreichische Frauenlauf auch ermuntern, wieder etwas für sich zu tun. 2020 war der Lauf wegen Corona ausgefallen, 2021 wurde er in den Herbst verschoben. 2022 soll er wie üblich im Mai im Prater stattfinden. Zum zweiten Mal wird es auch die Möglichkeit geben, individuell mit einem GPS-Tracker von anderen Orten aus mitzulaufen.

Dabei verbindet der Österreichische Frauenlauf Anfängerinnen und Profis. Viele Frauen nützen die Veranstaltung mit niedriger Hemmschwelle als Einstieg und nehmen später auch an weiteren Wettbewerben teil. Zu den Spitzenathletinnen, die schon beim Österreichischen Frauenlauf gestartet sind, gehören die Crosslauf-Europameisterin Ana Dulce Félix und die zweifache NYC-Marathon-Siegerin Jelena Prokopčuka. Viele Frauen setzen sich auch persönlich ehrgeizige Ziele und möchten ihre eigene Bestzeit laufen. Die Kenianerin Gladys Chepkurui hat 2021 den Frauenlauf mit einem neuem Streckenrekord gewonnen. Nur 14:50 Minuten brauchte sie für fünf Kilometer. Die österreichische Langstreckenläuferin Julia Mayer kam mit 15:45 Minuten als Fünfte ins Ziel. Für sie war der Frauenlauf der Sprung in den Profisport.

Als Organisatorin kann Ilse Dippmann nicht selbst beim Frauenlauf starten. In ihrem Leben hat sie jedoch schon über 30 Marathons und zahlreiche andere Läufe absolviert. In ihrer intensivsten Laufzeit waren es sogar fünf Marathons in einem Jahr. Heute packt sie nach wie vor gerne die Lafschuhe, drei bis fünf Mal pro Woche. Am besten gleich in der Früh und am liebsten in der Natur, bei jedem Wetter, auch wenn sie sich manchmal überwinden muss. Der Prater ist ihr Lieblingsort, um Laufen zu gehen. Dort hat sie während des Trainings auch schon mal zwei Rehe gesehen. Der schönste Moment beim Frauenlauf für sie selbst sind die zehn

Minuten vor dem Schlagen des Startgongs, wenn alle Läuferinnen im Startbereich stehen und gemeinsam dem Start entgegenfiebern.

Seit 1988 Initiatorin und Geschäftsführerin der Österreichischen Frauenlaufs



Johanna Dohnal

erhält 2008
den Ehrenpreis für ihr Lebenswerk

Frauen müssen für ihre Rechte selber kämpfen, geschenkt wird ihnen nichts, lautete Johanna Dohnals Credo. Sie selbst hat viele Kämpfe ausgefochten und wie keine andere die Frauenpolitik in Österreich geprägt. Unter Frauenpolitik verstand sie aktive Gleichstellungspolitik und setzte Themen wie Straffreiheit für Schwangerschaftsabbruch, Ausbau der Kinderbetreuungseinrichtungen, Schutz vor Gewalt einschließlich sexueller Belästigung sowie Frauenquoten auf die politische Agenda. Johanna Dohnal war eine überaus engagierte Politikerin, sie griff auch Forderungen der neuen (autonomen) Frauenbewegung auf, war unbequem, aber aufgrund ihrer Konsequenz sehr oft erfolgreich. *»Sie hatte ein besonderes Talent fürs Politische, ein feines Gespür dafür, was möglich war und ausgereizt, was gerade noch ging«,* stellt die Historikerin Maria Mesner fest (zit. in: *diestandard*, 18.03.2013).

Als Johanna Dietz wird sie 1939 in Wien geboren. Sie macht eine Lehre zum Industriekaufmann, so die damalige Bezeichnung, und arbeitet als kaufmännische Angestellte. Mit knapp 17 Jahren tritt sie der SPÖ bei.

1969 wird sie im 14. Wiener Gemeindebezirk (Penzing)

Bezirksrätin, 1971 zur Vorsitzenden der Penzinger Sozialistinnen gewählt. Obmännin heißt dies damals noch. Ab 1972 arbeitet sie mehr als sieben Jahre lang in der Parteizentrale der SPÖ als Wiener Landesfrauensekretärin. 1973 wird sie Wiener Gemeinderätin und Landtagsabgeordnete. Seit 1974 ist sie Mitglied des Bundesfrauenkomitees.

Es ist dies die Zeit der SPÖ-Alleinregierung, die es der Partei ermöglicht, längst überfällige Reformen wie die bereits in den 1920er Jahren von Sozialdemokratinnen geforderte Reform des Familienrechts und die Abschaffung des § 144 des Strafrechts, der Schwangerschaftsabbruchs unter Strafe stellt, in die Wege zu leiten. Gleichzeitig sind dies die ersten Jahre der autonomen Frauenbewegung, deren wesentliche inhaltliche Forderungen die völlige Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs und die Enttabuisierung des Themas *»Gewalt gegen Frauen«* sind. Der Kampf um die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs (*»Fristenregelung«*), an dem sich Johanna Dohnal innerhalb der SPÖ aktiv beteiligt, politisiert sie in feministischem Sinn. 1973 wird die *»Fristenregelung«* beschlossen, 1975 tritt sie in Kraft.

1974 initiiert Johanna Dohnal die Gründung des Komitees *»Helfen statt strafen«*, das die Durchführung der Fristenregelung in Wiener Spitälern sicherstellt und die Gründung von zwei Familienberatungsstellen forciert ebenso wie die Verbreitung von Informationen über Empfängnisverhütung. Entgegen heftiger Kritik vonseiten konservativer PolitikerInnen, Eltern und LehrerInnen setzt sie Jahre später die Einführung des *»Medienkoffers Sexualerziehung«* an den Schulen durch, mit dessen Hilfe Kindern elementares Wissen über ihren eigenen Körper vermittelt werden soll.

Mitte der 1970er Jahre gelingt auch eine umfassende Reform des Familienrechts. Der Ehemann ist nicht länger

Oberhaupt der Familie und kann seiner Ehefrau nicht mehr verbieten, berufstätig zu sein.

Ende der 1970er Jahre beginnt Johanna Dohnal, Selbstbewusstseinsseminare für Frauen zu organisieren, die auf großes Interesse stoßen, in Teilen der eigenen Partei jedoch auch auf Widerstand. Sie zerstöre mit diesen Seminaren, so lautet der Vorwurf, die Familien; Männer von Seminarteilnehmerinnen würden aus der SPÖ austreten, weil sie nun mit einer Emanze verheiratet sind. Dohnal lässt sich nicht einschüchtern. Sie setzt sich (vergeblich) für eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeit (*»Sechsstundentag«*) ein, um Frauen und Männern die partnerschaftliche Teilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung zu erleichtern sowie (mit Erfolg) für die Möglichkeit, dass auch Väter nach der Geburt eines Kindes in Karenz gehen können.

Zur selben Zeit unterstützt sie ein von Sozialarbeiterinnen entworfenes Konzept für ein autonomes Frauenhaus. Der politische Widerstand dagegen ist *»nicht von schlechten Eltern«*, wie sie selbst sagt. Doch Johanna Dohnal beweist Stärke. 1978 wird Österreichs erstes Frauenhaus in Wien tatsächlich eröffnet.

1979 schafft Bruno Kreisky im Zuge einer Regierungs-umbildung vier neue Staatssekretariate, zwei davon ausschließlich für Frauenfragen zuständig, und besetzt alle vier mit Frauen. Eine davon ist Johanna Dohnal. Sie wird Staatssekretär für allgemeine Frauenfragen im Bundeskanzleramt. Kreiskys Entscheidung, den Frauenanteil in der Regierung deutlich zu erhöhen, löst erst einmal einen Schock aus – innerhalb der SPÖ, in der Öffentlichkeit und auch im Parlament. Seinen eigenen Aussagen zufolge erschüttert Kreisky am meisten die Reaktionen der Männer in den eigenen Reihen. Sein Fazit: *»Bei der Todesstrafe und der Emanzipation der*

Frau darf man die Basis nicht fragen. Denn die Basis (...) ist primär reaktionär.« (Zit. in: *Kurier*, 13.10.1979) Mit der Schaffung eigener Frauenstaatssekretariate löste Kreisky Frauenpolitik erstmals aus dem Bereich der Familienpolitik heraus und etablierte Frauenpolitik als eigenständigen Politikbereich.

Auch als Regierungsmitglied ist es Johanna Dohnal wichtig, dass Politik für die Frauen mit den Frauen gemacht wird. Zu diesem Zweck veranstaltet sie regelmäßige Frauenenqueten in Wien und Frauenforen in den einzelnen Bundesländern als Diskussionsplattform für Frauen aus allen gesellschaftlichen, politischen und konfessionellen Bereichen. Bewusstseinsbildung ist ihr ein großes Anliegen. Sie stellt immer wieder klar, wo überall Machtungleichheiten zwischen den Geschlechtern bestehen. Die Möglichkeit der eigenständigen Existenzsicherung für Frauen (auch im Alter) ist neben dem Schutz vor Gewalt ihr größtes Anliegen. Sie setzt sich ein für gleiche Lehrpläne für Mädchen und Buben und für geschlechtsneutrale Stellenausschreibungen. Das Ziel von Bildungskampagnen wie *»Töchter können mehr«* ist es, Mädchen zu motivieren, andere als die traditionellen (und traditionell schlecht bezahlten) Frauenberufe zu ergreifen.

Anfang der 1980er Jahre, zur Zeit der beginnenden Friedensbewegung, gründet Johanna Dohnal den Arbeitskreis *»Frieden – Abrüstung – Dritte Welt«*, der zehn Jahre lang aktiv ist und unter anderem erreicht, dass gemäß dem Motto *»Waffen sind kein Spielzeug«* die Kasernenbesuche von Kindergarten- und Schulkindern vom Wiener Stadtschulrat untersagt werden.

1987 wird Johanna Dohnal Bundesvorsitzende der SPÖ-Frauen und stellvertretende Parteivorsitzende. 1988 kann sie sich endlich offiziell als Staatssekretärin

bezeichnen. Denn eine von ihr initiierte Gesetzesänderung ermöglicht es, Amtsbezeichnungen und Titel auch in weiblicher Form zu führen. Johanna Dohnal ist es wichtig, Frauen sprachlich sichtbar zu machen, denn Sprache beeinflusst unser Denken und das Bild, das wir uns von der Welt machen.

Im Nationalratswahlkampf 1990 machen sich die SPÖ-Frauen für die Aufwertung des Ressorts bzw. die Umwandlung des Staatssekretariats in ein Frauenministerium stark. Nach einigem Zögern und Drängen gelingt dies: Anfang 1991 wird Johanna Dohnal als erste Frauenministerin Österreichs angelobt. Etwa zur gleichen Zeit wird auch die Einrichtung der Anwältin für Gleichbehandlungsfragen, aus der später die Gleichbehandlungsanwaltschaft hervorgeht, in den Zuständigkeitsbereich der Frauenministerin übertragen.

1993 tritt das vom Büro der Frauenministerin ausgearbeitete Bundes-Gleichbehandlungsgesetz für den öffentlichen Dienst in Kraft.

Nachdem die SPÖ bei den Wahlen 1994 erhebliche Verluste hinnehmen muss, entschließt sich Bundeskanzler Vranitzky, das Regierungsteam »verjüngen«. Anfang April 1995 endet Johanna Dohnals Tätigkeit als Regierungsmitglied. Im Herbst desselben Jahres legt sie den Vorsitz der SPÖ-Frauen zurück. Ein Viertel Jahrhundert Politik sei genug, erklärt sie; sie wolle den reichen Schatz ihrer Erfahrungen aus einiger Distanz auswerten, auch wenn sie es vermisse sich einzumischen (*Ö1 Mittagsjournal*, 30.08.1995).

Fallweise ist Johanna Dohnal auch in ihrem Ruhestand intensiv politisch tätig. Sie unterstützt das Frauenvolksbegehrens 1997 und fünf Jahre später das Volksbegehren Sozialstaat, und sie empört sich öffentlich über den Umgang mit AsylwerberInnen und

Schubhäftlingen. Zu ihrem 65. Geburtstag schenken ihr die SPÖ-Frauen Teilstipendien für Studentinnen, die zum Thema Geschlechtergerechtigkeit forschen (heute: Johanna-Dohnal Förderpreise).

2005 wird sie zur »*Bürgerin der Stadt Wien*« ernannt, 2009 wird ihr der Titel Professorin verliehen. Aus einer von ihr am *Institut für Politikwissenschaft und Soziologie* in Innsbruck gehaltenen Vorlesungsreihe geht das Buch »*Johanna Dohnal – Innenansichten österreichischer Frauenpolitiken 2008*« hervor.

Am 20. Februar 2010 stirbt Johanna Dohnal – ganz plötzlich – in ihrem Haus in Mittergrabern (NÖ). Dort hatte sie mit ihrer langjährigen Partnerin Annemarie Aufreiter gelebt, mit der sie einige Wochen zuvor eine eingetragene Partnerschaft eingegangen war. Die rechtliche Möglichkeit dafür bestand erst seit Jänner dieses Jahres.

2011 erfolgt die Benennung einer städtischen Wohnhausanlage in Penzing (Jenullgasse 18-26) in Johanna-Dohnal-Hof, und 2012 wird im 6. Wiener Gemeindebezirk ein Platz nach ihr benannt. 2013 erscheint »*Johanna Dohnal – Ein politisches Lesebuch*«, das Reden der wohl bekanntesten österreichischen Frauenpolitikerin einem breiten Publikum zugänglich macht und ihre politische Arbeit in einen zeitgeschichtlichen Zusammenhang stellt.

Wichtige frauenpolitische Errungenschaften zur Zeit Johanna Dohnals:

Straffreiheit für Schwangerschaftsabbruch (1975) Familienrechtsreform (1976 - 1978)

Österreichs erstes Frauenhaus in Wien (1978)

Novellierungen des Gleichbehandlungsgesetzes für die Privatwirtschaft (1979ff.) Förderungsprogramm für Frauen im Bundesdienst (1981)

Mutterschutz für Bäuerinnen und Selbständige (1982)

Einvernahme von weiblichen Opfern eines Sexualdelikts durch Kriminalbeamtinnen (1983) Vergewaltigung in der Ehe als Straftatbestand (1989)

Beseitigung der Amtsvormundschaft für unehelich geborene Kinder (1989) Verweis eines gewalttätigen Ehepartners aus der Wohnung (1990) Elternkarenz (1990)

Bundes-Gleichbehandlungsgesetz für den öffentlichen Dienst (1993) Einbeziehung des Krankenpflegepersonals in Nachtschwerarbeitsgesetz (1993)

Literatur

Feigl, Susanne (2002) Was gehen mich seine Knöpfe an? Johanna Dohnal. Eine Biografie. Wien

Kreisky, Eva; Niederhuber, Margit (Hg.) (1998) Johanna Dohnal. Eine andere Festschrift. Wien

Mesner, Maria; Niederkofler Heidi (Hg.) (2013) Johanna Dohnal – Ein politisches Lesebuch. Wien

Thurner, Erika; Weiss Alexandra (Hg.) (2008) Johanna Dohnal – Innenansichten Österreichischer Frauenpolitiken, Innsbrucker Vorlesungen. Innsbruck/Wien/Bozen

Brigitte Ederer

ausgezeichnet 2006
in der Kategorie
„Wirtschaft und Management“



Als Brigitte Ederer 1995 Bundesgeschäftsführerin der SPÖ wird, schenken ihr die Jugendorganisationen, in denen sie früher selbst aktiv gewesen ist, Boxhandschuhe – ein Symbol, an das sie sich auch in ihrer späteren beruflichen Laufbahn erinnern möchte und stets sichtbar in ihrem Büro platziert. Durchboxen sollte sich Brigitte Ederer nicht nur in ihren politischen Ämtern, sondern auch in ihrer späteren Karriere als Industriemanagerin müssen.

1956 in Wien geboren, studiert sie an der *Universität Wien* Volkswirtschaft. Die 1970er Jahre sind von einer »Aufbruchsstimmung« und sozialen Aufstiegschancen geprägt. Nicht zuletzt die Kreisky-Ära hat den Möglichkeitsraum dafür geschaffen, so Ederer, dass sie – als Kind einer alleinerziehenden Arbeiterin – studieren kann. Während des Studiums ist sie beim VSStÖ (heute: *Verband Sozialistischer Student_Innen*) aktiv und findet schließlich eine Anstellung in der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der AK (*Kammer für Arbeiter und Angestellte*). Brigitte Ederer hat 1980 ihr Studium abgeschlossen und ist in den kommenden Jahren stellvertretende Vorsitzende der Sozialistischen Jugend. Zu dieser Zeit beginnt sie auch sich in der SPÖ

Leopoldstadt zu engagieren, 1983 wird sie schließlich Nationalratsabgeordnete. Im Jahr 1990 wird sie zur stellvertretenden Klubobfrau gewählt und hat diese Position bis zu ihrer Ernennung zur Staatssekretärin für Europafragen 1992 inne.

Als sie kurz nach Amtsantritt als Staatssekretärin im Radio Ö1 »in Journal zu Gast« ist, möchte der interviewende Reporter wissen, warum sie sich niemals mit der doch so wichtigen Frage der Frauenemanzipation beschäftigt habe (zit. in: *Ö1 Mittagsjournal*, 11.04.1992). Ob sie das Thema nicht mehr betroffen hätte, weil sie zu jung sei, um noch eine Benachteiligung gespürt zu haben? Dieser These muss sie widersprechen; gerade weil sie oft als einzige Frau in politischen Gremien sitzt – die prinzipiell mit der Anrede »sehr geehrte Herren« eingeleitet werden – weiß sie sehr wohl um die Geschlechterungleichheit. Für sie selbst waren eben andere Themen genauso brennend, muss sie sich rechtfertigen, wie die Ausgestaltung der Staatstätigkeit, die politische Zukunft der Sozialdemokratie oder der Kampf gegen Ungleichheit angesichts komplexer und heterogener werdender Bedürfnisse.

Die politischen Themen, mit denen sie sich in den kommenden Jahren als Staatssekretärin auseinandersetzt, stehen eng mit der Frage des EU-Beitritts in Zusammenhang. »Österreich kann nur als EG-Mitglied weiter Österreich bleiben«, wirbt Brigitte Ederer damals vor dem Referendum (zit. in: *Ö1 Mittagsjournal*, 03.08.1992). Mit dem »Ederer-Tausender« prophezeit sie Ersparnisse für KonsumentInnen. Obwohl sie damals gemeinsam mit Alois Mock in Brüssel verhandelt, ist es dennoch in erster Linie der ÖVP-Außenminister, der nach der positiven Volksabstimmung im Juni 1994 mit dem österreichischen EU-Beitritt assoziiert wird. Zehn Jahre nach dem Beitritt ziehen Ederer und Mock im *FALTER* ein Resümee ihrer damaligen Zusammenarbeit, für das Ederer angeblich

zum ersten Mal die ÖVP Zentrale in der Lichtenfelsgasse betritt. Während Ederer Mock das Versprechen abringen kann, sie künftig nicht mehr als Sozialistin, sondern als Sozialdemokratin zu bezeichnen, erzählt Alois Mock, er habe sich bei Brigitte Ederer immer gefragt: »Ist sie eine Linke oder ist sie keine? Es kam ja selten vor, dass wir unterschiedlicher Meinung waren« (zit. in: *FALTER* 29/5).

Unter Brigitte Ederer bezieht die SPÖ übrigens zum ersten Mal Stellung gegen die §§ 220 und 221 StGB, die Lesben und Schwule diskriminieren.¹ In keinem anderen Land der EU gibt es eine derart diskriminierende Gesetzeslage, argumentiert sie und sie fordert die Streichung der Paragraphen, die 1997 auch tatsächlich erreicht wird.

Von 1995 bis 1997 ist Brigitte Ederer Bundesgeschäftsführer in der SPÖ, danach wechselt die Volkswirtschaftlerin von der Bundes- in die Landespolitik und übernimmt in Wien die Funktion der Finanz- und Wirtschaftstadträtin. 2000 verabschiedet sich Ederer schließlich aus der Politik. In der Zeitung liest sie zwar noch immer den Politikteil als erstes, wie sie später erzählt, die Umgangsformen der Politik vermisst sie allerdings nicht.

Nach Beendigung ihrer politischen Laufbahn macht sie auch in der Wirtschaft innerhalb weniger Jahre Karriere. Nach nur fünf Jahren als Vorstandsmitglied von Siemens Österreich wird sie 2005 zur Generaldirektorin und Vorstandsvorsitzenden ernannt. Als sie 2006 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet wird, argumentiert die Jury ihre Entscheidung damit, dass Ederer als »mächtigste Managerin des Landes« eine Vorbildfunktion für Mädchen und Frauen einnimmt – »eine wichtige Begleiterscheinung ihrer Karriere«. Im Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit nimmt Brigitte Ederer immer wieder Bezug auf die Schwierigkeiten, denen Frauen im Erwerbsleben begegnen. Sie ist überzeugt davon, dass immer mehr Frauen den hart erkämpften Zugang

¹ v§ 220 StGB: Werbung für gleichgeschlechtliche Handlungen
§ 221 StGB: Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Handlungen

zum Berufsleben nicht mehr aufzugeben bereit sind und Männer künftig stärker in die Verantwortung für die traditionell weiblichen Tätigkeitsbereiche wie Haushaltsführung und Kindererziehung genommen werden müssen. Gleichzeitig kritisiert sie, dass es insbesondere in Österreich und Deutschland schwer ist, eine Erwerbsbiographie mit Mutterschaft zu vereinbaren. Frauen, die sich wie sie selbst gegen Kinder entscheiden, wird vonseiten der Gesellschaft zudem oft ein schlechtes Gewissen eingeredet. Alles lässt sich im Leben aber nicht unter einen Hut bringen, meint sie kürzlich und warnt vor dem Burnout-Risiko, das perfektionistische Ansprüche oft mit sich bringen: *»Gerade junge Leute sind heute so aufgewachsen, als wäre alles möglich. Es ist aber nicht alles möglich. Man kann nicht einen sehr spannenden Job haben, sehr gut verdienen, Kinder haben, eine vollkommen funktionierende Familie und dann abends ausschauen wie Claudia Schiffer. Das wird nicht klappen. Diese Erkenntnis ist der heutigen Gesellschaft fast am schwierigsten zu vermitteln«* (zit. in *zeit.de*. 14.8.2014).

Brigitte Ederer war in vielen Tätigkeiten die erste Frau, etwa die erste Nationalratsabgeordnete der SPÖ unter dreißig, die erste weibliche Bundesgeschäftsführerin der SPÖ und die erste Finanz- und Wirtschaftsstadträtin Wiens. Auch im Siemens Konzern war sie die erste Frau in einer solchen Position. Obwohl sie in den zahlreichen Aufsichtsräten, in denen sie aktiv ist, hauptsächlich von Männern umgeben ist, lehnt Brigitte Ederer eine gesetzlich festgelegte Frauenquote in Aufsichtsräten ab, wie sie vor einigen Jahren erklärt. Die Aufsichtsratsquote würde zu spät in der Biografie von Frauen greifen. Vielmehr müssten Frauen zwischen dreißig und vierzig gefördert werden, damit sie später für eine solche Position qualifiziert sind.

Im Jahr 2010 wird Brigitte Ederer nicht nur Obfrau des

Fachverbandes des Elektro- und Elektronikindustrie innerhalb der *Österreichischen Wirtschaftskammer*, sie wechselt auch zur Siemens AG nach München, wo sie unter anderem den Bereich *Corporate Human Resources* betreut. Bis zu ihrer frühzeitigen Abberufung im September 2013 ist sie dort für rund 370.000 MitarbeiterInnen zuständig. Ein Jahr später beginnt mit der Wahl zur Präsidentin des ÖBB-Aufsichtsrates ein neues Kapitel in Ederers Berufsleben.

Wichtige Etappen in Brigitte Ederers beruflicher Tätigkeit:

Staatssekretärin für Europafragen (1992-1995)

Bundesgeschäftsführerin der SPÖ (1995-1997)

Wiener Finanz- und Wirtschaftsstadträtin (1997-2000)

Geschäftsführerin von Siemens Österreich (2005-2010)

Personalchefin der Siemens AG, München (2010-2013)

Präsidentin des ÖBB-Aufsichtsrates (seit 2014)



Zeynep Elibol

ausgezeichnet 2008
in der Kategorie
„Bildung“

Als Direktorin der *Islamischen Fachschule für Soziale Bildung* ist es Zeynep Elibol ein großes Anliegen, ihrer Schülerinnen und Schüler in ihren persönlichen Interessen und Begabungen zu unterstützen. Mädchenförderung ist dabei ein zentraler Aspekt und bedeutet für sie, Mädchen die Möglichkeit zu geben Verantwortung zu übernehmen und eigene Entscheidungen zu treffen, sie nicht zu entmündigen. Dafür wird sie 2008 mit dem *Frauenpreis der Stadt Wien* ausgezeichnet.

Zeynep Elibol wird 1964 in Istanbul geboren. Im Alter von vier Jahren geht sie mit ihren Eltern nach Schleswig Holstein (D), wo sie die Schule besucht. Als die Familie später wieder nach Istanbul zieht, schließt sie dort das Gymnasium ab und inskribiert sich für technische Physik an der *Technischen Universität Istanbul*. 1986 entschließt sie sich dazu ihre Ausbildung in Wien fortzusetzen. Um sich das Studium zu finanzieren, bewirbt sie sich bei der *Islamischen Glaubensgemeinschaft* als Religionslehrerin. Sie legt die dafür notwendige Prüfung ab und belegt pädagogische, soziologische und didaktische Fächer an der *Pädagogischen Akademie*. Seit 1988 unterrichtet sie islamische Religion, zunächst an Pflichtschulen, später

an AHS und BHS. Der Unterricht bereitet ihr Freude, fordert sie allerdings auch. Wenn sie am Schulanfang in eine neue Klasse kommt, fragen die SchülerInnen oft sofort, wie viele Kinder sie hat. In Istanbul aufgewachsen, überrascht sie die Selbstverständlichkeit der Mädchen, mit siebzehn oder achtzehn zu heiraten. Sie diskutiert mit ihnen Rollenverständnisse, vermittelt ihnen die Bedeutung von Bildung und einer eigenen ökonomischen Basis. Nachdem ihr nicht nur der praktische Aspekt ihrer Arbeit gefällt, sondern auch die theoretischen Diskussionen an der Hochschule, inskribiert sie sich schließlich an der *Universität Wien* für Bildungswissenschaften und Politikwissenschaft.

1999 schließt sie das Pädagogikstudium mit einer Vergleichsstudie über soziale und Bildungsprobleme türkischer Frauen in Österreich, Deutschland und der Türkei ab.

Zeynep Elibol bereut es keineswegs, sich davor so viele Jahre mit Physik beschäftigt zu haben. Eine naturwissenschaftliche Ausbildung ist ihrer Meinung nach eine Bereicherung im Leben jedes Menschen. Als muslimische Frau hat sie sich an der *Technischen Universität Wien* allerdings mit einer doppelten Hürde konfrontiert gesehen. Nicht nur fällt sie wegen ihrer Kopfbedeckung auf, sie ist als Frau in den 1980er Jahren eine seltene Erscheinung an einer technischen Hochschule in Österreich. Es gibt damals kaum weibliche Studierende, schon gar keine Assistentinnen, Dozentinnen oder Professorinnen. Der Schock ist groß gewesen, erzählt sie, schließlich war sie aus Istanbul einen Frauenanteil von mindestens 40% im Physikstudium gewöhnt. Der Ellenbogentechnik und Resistenz der Männer will sie sich irgendwann nicht mehr aussetzen. Neben ihrer Tätigkeit als Direktorin, unterrichtet sie heute Physik an der *Islamischen Fachschule*.

Die Einrichtung entsteht 2002 auf Initiative der *Islamischen Glaubensgemeinschaft*.

Mit ihr gemeinsam soll ein Schultyp konzipiert werden, der jene SchülerInnen von der 9. bis zur 11. Schulstufe fördert, die im allgemeinen und berufsbildenden höheren Schulsystem aufgrund der hohen Anforderungen oder restriktiven Aufnahmekriterien nicht Fuß fassen können. Eine wichtige Motivation ist es damals auch, Mädchen und jungen Frauen Perspektiven jenseits einer frühen Heirat zu geben, sie in ihren Begabungen zu bestärken und ihnen eine berufliche Orientierungshilfe zu bieten. An der Fachschule bekommen die SchülerInnen (der Mädchenanteil liegt bei etwa 85%) Einblicke in verschiedene Berufsfelder, wobei der Fokus auf sozialen und Gesundheitsberufen liegt. So wird beispielsweise das Basismodul für Assistenzberufe im Gesundheitsbereich angeboten, das nach dem Schulabschluss mit einem Aufbaumodul in einer Einrichtung ergänzt werden kann, in der sich die SchülerInnen auf Ordinationsassistenten, Laborassistenten oder OP-Assistenten spezialisieren können. Manche AbsolventInnen, die aufgrund ihrer Zweisprachigkeit sehr gefragt sind, interessieren sich für den Pflegeberuf, andere werden diplomierte/r Krankenpfleger/in oder studieren später Medizin. Zusätzlich wird die Möglichkeit geboten, in den Bereich der Elementarpädagogik hineinzuschnuppern. In der Schule wird Pädagogik, Psychologie und elementare Musikerziehung unterrichtet, im letzten Schuljahr haben die SchülerInnen außerdem die Gelegenheit ein Praktikum in einer Kindergruppe zu absolvieren. Nach Schulabschluss können sie als AssistentIn in einer Kindergruppe/im Kindergarten arbeiten oder diesen Beruf ausüben, um sich das Studium zu finanzieren. Die SchülerInnen werden außerdem im Bereich Kommunikation und Präsentationstechniken geschult, immer wieder gestalten sie Beiträge, die auf *Radio Orange* gesendet werden. Geschlechtergerechter

Unterricht gehört zentral zum Schulprofil: Neben den Genderbeauftragten unter den LehrerInnen gibt es zusätzlich noch genderbeauftragte SchülerInnen in jeder Klasse, die Augen und Ohren offen halten und mitunter auch LehrerInnen an die Verwendung geschlechtergerechter Sprache erinnern, erzählt Zeynep Elibol.

Sie selbst unterrichtet neben Physik auch Umweltbildung. Darin geht es um Umweltschutz, schonenden Umgang mit Ressourcen, Wasser- und Abfallwirtschaft. Mit der relativ kleinen Anzahl von sieben Klassen übernimmt sie den Großteil der administrativen Tätigkeiten selbst und kümmert sich um Stundenpläne, Einteilung von Sublierstunden und Öffentlichkeitsarbeit. Unterstützt wird sie dabei lediglich von einer Sekretärin. Sie führt kontinuierlich Gespräche mit LehrerInnen und Eltern. Von den Eltern fühlt sie sich in ihrer Funktion generell sehr respektiert, sie muss aber durchaus Überzeugungsarbeit leisten, zum Beispiel damit Schülerinnen auf die Schullandwoche mitfahren dürfen. Sehr positive Momente erlebt sie, wenn ehemalige SchülerInnen sie besuchen, sich bedanken und erzählen, was sie erreicht haben. Auch wenn sie in der Vergangenheit als Frau bereits in ihrer Führungsposition in Frage gestellt worden ist, gibt es aktuell ein sehr gutes und solidarisches Klima im Kollegium.

Neben ihrer Tätigkeit als Direktorin hält Zeynep Elibol immer wieder Vorträge zu transkulturellen und interreligiösen Themen. So spricht sie etwa 2008 an der *Universität Wien* in der Ringvorlesung »Zwangsfreiheiten« über ihren Beitrag zur Kopftuchdebatte im gleichnamigen Sammelband.¹ Außerdem wird sie in Gesundheitseinrichtungen als Expertin im Bereich Palliative Care eingeladen. Dabei kann sie auf ihre Praxis als Seelsorgerin für muslimische

¹ Elibol, Zeynep (2008) Politisierter Stoff – Perspektiven zwischen Selbstbestimmung und Fremdzuschreibung. In: Sauer, Birgit; Strasser, Sabine (Hgg.) Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus. Wien.

PatientInnen zurückgreifen, der sie während ihrer Zeit als Religionslehrerin in den 1990er Jahren vor allem an der Wiener *Semmelweis* Klinik ehrenamtlich nachgegangen ist.

Die Wichtigkeit von »*lebenslangem Lernen*« vermittelt sie nicht nur ihren SchülerInnen, sie praktiziert es auch selbst. Kürzlich hat sie die Ausbildung zur diplomierten Burnout-Prophylaxetrainerin abgeschlossen und widmet sich nun zum Ausgleich zu ihren administrativen Tätigkeiten der Praxis des Qigong. Sich selbst und ihr Umfeld für einen gesunden Zugang zu sich zu sensibilisieren, andere darin zu bestärken, das Leben zu genießen, liegt ihr am Herzen. Aktuell denkt sie über eine Publikation in diesem Bereich nach.

Zeynep Elibols Tätigkeiten im Bildungsbereich:

Förderung von Mädchen in ihrer Arbeit als islamische Religionslehrerin (1988-2002)

Konzeption und Direktion der Islamischen Fachschule für Soziale Bildung, Wien (seit 2002)

Expertin im Bereich Palliative Care

Vortragende und Autorin zu transkulturellen Themen

Eva Geber

ausgezeichnet 2009
in der Kategorie
„Feministischer Diskurs“



»Wir müssen uns noch immer mit diesem blöden Thema beschäftigen!« Diese Aussage findet Eva Geber nicht nur in Texten der ersten Frauenbewegung, sondern bereits in Christine de Pizans Buch von der Stadt der Frauen im 15. Jahrhundert. Sie schließt daraus, dass Frauenbewegungen einen langen Atem brauchen (zit. in: *Wiener Zeitung*, 08.02.2012). Angesichts der Erfahrungen in den Vorbereitungstreffen zum 100. Frauentag betont sie 2011 die Notwendigkeit eines gründlichen Zuhörens und Reflektierens darüber, »was uns wirklich nützt, was uns unseren Zielen in den vier, ja in den zehn Jahrzehnten näher gebracht hat« (zit. in: *AUF – Eine Frauenzeitschrift*/Nr. 152, S.21). Während Parteilichkeit mit anderen Frauen in feministischen Bewegungen wichtig ist, schwächt »die Sucht nach Harmonie« ihrer Meinung nach (ebenda). Konflikte dürfen nicht verdeckt werden, sie müssen vielmehr ausgetragen werden. Eva Geber spricht dabei vor dem Hintergrund ihrer eigenen langjährigen Erfahrung in der Autonomen Frauenbewegung.

Eva Geber wird 1941 in Wien geboren. Nach Abschluss der Textilschule jobbt sie in unterschiedlichen

Bereichen. Sie beginnt früh mit dem Schreiben, zunächst mit Geschichten für Kinder. Später wird sie Leiterin in einer selbstverwalteten, nicht hierarchischen Druckerei, wo sie sich um die »Produktion des Schönsten, was es gibt« kümmern kann, nämlich »Lesestoff« (zit. in: AUF 2011/Nr. 153, S. 54).

Nahezu von Beginn an ist Eva Geber in der AUF, der ersten deutschsprachigen feministischen Frauenzeitschrift, tätig. Der Verein Aktion Unabhängiger Frauen war 1972 als »Plattform, Sprachrohr und Diskussionsforum der sich formierenden autonomen Frauenbewegung« (zit. aus: auf-einefrauenzeitschrift.at) gegründet worden. Im Kontext der Abtreibungsdebatte wird zunehmend klar, dass ein Medium gebraucht wird, in dem diese und andere Diskussionen geführt werden können. Die erste Ausgabe 1974 ist bald vergriffen. Für Heft Nr. 12 schreibt Eva Geber, die damals gerade bei einem Anwalt arbeitet und öfters mit familienrechtlichen Gewaltfragen konfrontiert ist, einen längeren Artikel über das Familienrecht. Als sie den Text abliefern wird sie zunächst in das Layout involviert. Während der kommenden drei Jahrzehnte ist sie schließlich für einen großen Teil der Endredaktion und des Layouts zuständig, was unbezahlte Arbeit im Umfang von etwa 20 Stunden wöchentlich bedeutet. Wichtig ist ihr dabei, »dass die Zeitung, ganz gleich, was los ist, erscheinen muss« – immer auf hohem Niveau (zit. in: AUF 2011/ Nr. 153, S. 54). Der Name AUF – Eine Frauenzeitschrift verweist ganz bewusst auf die Vielfalt des Feminismus; unterschiedliche Positionen und Meinungen sollen darin abgedruckt werden.

Autorinnen zu finden war niemals schwierig, erzählt Eva Geber retrospektiv, aber die »redaktionelle Knochenarbeit« blieb immer die Aufgabe einiger weniger. Besonders in Erinnerung sind ihr die beiden

Sonderhefte zum Jahr 1938 geblieben, die 1988 und 1989 erschienen (vgl. diestandard.at, 24.3.2011).

1992 ist sie an der Gründung der AUF-edition beteiligt. Im selben Jahr gibt sie (gemeinsam mit Sonja Rotter und Marietta Schneider) »Die Frauen Wiens« heraus, für das sie selbst zahlreiche Beiträge verfasst. Beginnend im Mittelalter wird darin der Frage nachgegangen, wie sich Frauen im Lauf der Geschichte trotz Einschränkungen Rechte herausnahmen und ihre Ziele verfolgten. Aus »persönlicher Betroffenheit« interessiert sich Eva Geber für die unterschiedlichen Biografien von Frauen, wie sie im Kontext der Frauenpreisverleihung erklärt. Immer wieder setzt sie sich mit Leben und Werk von Rosa Mayreder, einer der bedeutendsten Theoretikerinnen der ersten Frauenbewegung, auseinander. So gibt sie 1998 zunächst Mayreders Jugenderinnerungen unter dem Titel »Das Haus in der Landskrongasse« und danach zwei Essaybände, »Zur Kritik der Weiblichkeit« sowie »Geschlecht und Kultur«, heraus, jeweils mit einem Nachwort von ihr versehen. Unter dem Titel »Zivilisation und Geschlecht. Ein Lesebuch« (2010) erscheint später noch eine weitere Sammlung Rosa Mayreders Essays. Besonders ernst nimmt Eva Geber auch das Rezensieren der Texte von Frauen, die sie damit anderen Frauen zugänglich machen will. So hat sie selbst alle Bücher von Ruth Klüger rezensiert.

Im Jahr 2011 muss die AUF nach der 153. Ausgabe eingestellt werden. Zwar hatte es auch davor schon Krisen gegeben, bis dahin waren allerdings immer wieder neue Frauen dazu gekommen. Während die Miet- und Druckkosten in erster Linie durch den Verkauf der Zeitschrift sowie durch eine Publizistikförderung und Veranstaltungen finanziert werden konnten, arbeiteten die Redakteurinnen immer unbezahlt. Ehrenamtliche Arbeit sei für Frauen, die oft mit prekären Arbeitsverhältnissen und fehlenden Energie- und

Zeitressourcen konfrontiert sind, immer weniger möglich, so Eva Geber. Bestehend bleibt allerdings der Verein zur Förderung feministischer Projekte, der auch die Eröffnung der feministische Buchhandlung ChickLit in den ehemaligen Räumlichkeiten der AUF-Redaktion in der Kleeblattgasse unterstützte.

In einem Interview in der letzten Ausgabe der AUF (2011/Nr.153) erklärt Eva Geber, sie werde nun weiterhin als freie Graphikerin arbeiten und sich dem Schreiben widmen. 2013 erscheint »*Der Typus der kämpfenden Frau*.« Frauen schreiben über Frauen in der Arbeiterzeitung von 1900 bis 1933, für das sie im selben Jahr mit dem Bruno-Kreisky-Anerkennungspreis für das politische Buch (2013) ausgezeichnet wird. Für die Herausgabe dieses Buches durchstöbert sie die Archive der 1889 von Victor Adler als sozialistisches Medium gegründeten Arbeiterzeitung. Sie arbeitet auf, was Frauen darin im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts über andere Frauen schrieben. Der Titel ist einer Aussage Adelheid Popp entnommen, die Lily Braun als »*Typus der kämpfenden Frau*« bezeichnete. Während in dem Buch die Stimmen zahlreicher in Vergessenheit geratener Frauen zu finden sind, können zum Beispiel auch Emma Adlers Auseinandersetzungen mit Olympe de Gouges und anderen Frauen der Französischen Revolution nachgelesen werden, oder Marianne Pollaks Bewunderung für George Sand sowie Therese Schlesingers Analyse von Rosa Luxemburgs Leben und Wirken. In einer Rezension des *Typus der kämpfenden Frau* hebt Ruth Klüger die dreifache Ebene hervor, auf die das Buch baut: Einerseits diejenige der Frauen, die sich seit der Französischen Revolution an Kämpfen um Menschenrechte und Fortschritt beteiligten. Zweitens die Perspektive der Autorinnen, die über sie schrieben. Und drittens Eva Gebers eigene Kommentare, die so einiges ergänzen und kritisch zurechtrücken. Ruth Klüger schließt ihre Rezension mit dem Satz: »*Es ist*

ein Buch, das als Gegengift gegen die heutige satte Selbstgefälligkeit eines vermeintlichen sogenannten Postfeminismus dienen kann« (zit. in: *Der Standard*, 16.11.2013).

Texte und Herausgeberinnenschaften von Eva Geber:

Geber, Eva; Rotter, Sonja; Schneider Marietta (Hgg.) (1992) *Die Frauen Wiens. Ein Stadtbuch für Fanny, Frances und Francesca*. Wien

Geber, Eva (1995) *All das Leid und die Spassetln. Das Leben der Lucia Westerguard*. Wien

Geber, Eva (2011) *Das Salz in der Suppe. Konsequenz und Strategie feministischen Handelns*. In: *AUF – Eine Frauenzeitschrift* (152), S. 21

Geber, Eva (Hgg.) (2013) *Der Typus der kämpfenden Frau. Frauen schreiben über Frauen in der Arbeiter-Zeitung von 1900-1933*. Wien



Elke Graf

ausgezeichnet 2015
in der Kategorie
„Selbstbestimmung über den eigenen Körper“

Mit »Umsicht und Weitsicht« setzt sich Elke Graf als Geschäftsführerin des *pro:woman* Ambulatoriums für Sexualmedizin und Schwangerenilfe für die »Selbstbestimmung über den eigenen Körper« ein.¹ Für ihr Engagement wurde Graf 2015 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Elke Graf wurde 1968 in Mürzzuschlag geboren. Nach Besuch der HTL absolvierte Graf einen *Master of Business Administration*. Im Jahr 2005 übernahm die Betriebswirtin die Geschäftsführung des bereits bekannten Ambulatoriums am Fleischmarkt. Unter ihrer Leitung wurde die Tagesklinik komplett umgebaut, der Tätigkeitsbereich wurde erweitert. *pro:woman* versteht sich als Ansprechpartnerin in allen Belangen, »nicht nur auf der medizinischen Ebene, sondern auch auf der psychosozialen Ebene.«²

Mit der neuen Geschäftsführerin bekam das Ambulatorium auch einen neuen Namen. Der Name soll eine Botschaft sein: »*pro:woman ist eine Botschaft an die Frauen – es gibt jemanden, der sie nicht im Stich lässt.*«³

Seit 1975 ist der Schwangerschaftsabbruch bis zum Ende des dritten Monats in Österreich straffrei. Das Parlament stimmte dieser so genannten »Fristenlösung« zu. Letztendlich hätten sich »jene Kräfte durchgesetzt, die die Frauen in ihrer Entscheidungsfreiheit respektieren«, erinnert sich der ehemalige ärztliche Leiter der Wiener Semmelweis-Klinik *Alfred Rockenschaub*, der an der Ausarbeitung der rechtlichen Grundlagen beteiligt war.⁴ Ein Jahr nach der Fristenlösung eröffnete Rockenschaub gemeinsam mit der international tätigen NGO *IPAS* eine private Ordination. Dort fanden die ersten straffreien Schwangerschaftsabbrüche in Österreich statt. Drei Jahre später wurde aufgrund der großen Nachfrage das *Ambulatorium für Schwangerenilfe* am Fleischmarkt 26 gegründet.

Heute beschäftigt das Ambulatorium ein Team von FachärztInnen, Psychologinnen, Lebens-, Sozial- und Familienberaterinnen, Pädagoginnen und diplomierten Krankenschwestern. Mehr als 35 Jahre Erfahrung haben laut Elke Graf gezeigt, »wie individuell die Situation einer ungewollten Schwangerschaft erlebt wird.«⁵ *pro:woman* setzt deshalb ganz stark auf Beratung und Information. Es wird kein Schwangerschaftsabbruch ohne eine umfassende ärztliche und psychologische Beratung durchgeführt. Entscheidet sich eine Frau für den Abbruch, bietet das Ambulatorium neben einer persönlichen Betreuerin bei Bedarf eine intensive psychologische Beratung – egal wie lange der Eingriff zurückliegt.⁶

»Sich zu einem Schwangerschaftsabbruch [...] zu entscheiden, ist die alleinige Sache der Frau«, wird auf der Website von *pro:woman* klargestellt.⁷ »Hier geht es um eine selbstbestimmte Entscheidung im Leben einer Frau. Sie entscheidet zu welchem Zeitpunkt und wie viele Kinder sie bekommt«, betont Graf im Portrait als Frauenpreisträgerin.⁸ In der konkreten Situation gehe es

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Homepage *pro:woman*: »Unsere Beratung«, in: <http://www.prowoman.at/ambulatorium.php?katid=37>

⁷ Homepage *pro:woman*: »Entscheidungsfreiheit!«, in: <http://www.prowoman.at/prowoman.php?katid=19>

⁸ Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf

⁹ Ebd.

¹ Jury-Begründung

² Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf, in:

<https://www.youtube.com/watch?v=F2qaQ6OsLlo>

³ *Pro:woman*:

»30 Jahre Ambulatorium für Sexualmedizin und Schwangerenilfe«

genau darum, »diese richtige Entscheidung zu treffen.«⁹ Graf weist darauf hin, dass immer auch »die Gesellschaft mitspielt, dass der Druck von außen mitspielt«.¹⁰

Manchmal würden Frauen denken, unrichtig oder moralisch verwerflich zu handeln. Deshalb sei es wichtig zu erkennen, »dass es hier nicht um Standpunkte geht, sondern darum, dass die Entscheidungsfreiheit der Frau respektiert wird.«¹¹ Die Frage nach dem »warum« stellt für pro:woman ein Tabu dar.

Ein Schwangerschaftsabbruch in einem privaten Institut kostet in Österreich im Jahr 2013 zwischen 490 und 630 Euro.¹² In Wien gibt es für Frauen in einer wirtschaftlichen Notlage die Möglichkeit, eine Kostenübernahme zu beantragen.¹³ Eine Beratung ist dabei, so die Recherchen von *diestandard.at*, verpflichtend, auch wenn dies nicht der gesetzlichen Formulierung entspricht. Für private Institute zahlt die Stadt einen Teilbetrag von rund 300 Euro.

»Den Restbetrag zu den tatsächlichen Kosten übernehmen wir dann aus unserem internen Sozialbudget«, erklärt Graf im Interview mit *diestandard.at*.¹⁴ Dabei bedauert Graf, dass durch die Kostenübernahme die Anonymität verloren geht. Für *pro:woman* ist Anonymität aber ein wichtiges Anliegen.

Ganz allgemein sind die Rahmenbedingungen für einen Schwangerschaftsabbruch immer noch nicht österreichweit angeglichen. Abbrüche in öffentlichen Krankenhäusern sind nur in Wien, Linz und Salzburg möglich. Auch müssen Frauen den Abbruch in der Regel selbst bezahlen. Im Gegensatz dazu werden in anderen europäischen Ländern Abbrüche und Verhütungsmittel von staatlichen Einrichtungen übernommen. Obwohl die *Stadt Wien* hier einen anderen Weg beschreitet, wird das Angebot der Kostenübernahme bei finanzieller Notlage

von der *MA 40* laut *diestandard.at* nicht beworben.¹⁵ Dies zeigt, dass das Thema Schwangerschaftsabbruch in Österreich immer noch ein heikles Thema darstellt.

Seit 1994 bildet das *Zentrum für Vasektomie* einen wichtigen Bestandteil des Ambulatoriums. Das Zentrum wendet sich an Männer, die sich partnerschaftlich mit Verhütung auseinandersetzen. Doch obwohl die Sterilisation von Männern an Bedeutung gewonnen habe, seien auch hier Aufklärung und Information wichtig. »Es gilt nach wie vor, viele Mythen rund um das Thema zu beseitigen«, ist in der Publikation zum 30jährigen Jubiläum von *pro:woman* zu lesen.¹⁶ Auch die Sterilisation der Frau stellt eine operative Möglichkeit der Langzeitverhütung dar, die im Ambulatorium angeboten wird. Viele Frauen greifen zu dieser Methode, um von Hormonen unabhängig zu sein.

Ein zentrales Tätigkeitsfeld der Institution ist auch die Prävention von Schwangerschaftsabbrüchen. »Wir wünschen uns mehr Aufklärung«, so Graf.¹⁷ Sie sieht Bedarf an mehr Verhütungskompetenz in allen Altersstufen. Bei jungen Menschen, aber auch bei Frauen und Männern, die bereits Kinder haben. Deshalb bietet die Tagesklinik direkt vor Ort kostenlose Beratungen für Einzelpersonen, Paare und Gruppen an. Schulklassen werden zu Workshops in die Klinik eingeladen: »Die Menschen öffnen sich auch mehr, wenn sie zu uns herkommen«, weiß Graf aus Erfahrung.¹⁸ Auf der Homepage von *pro:woman* finden sich zahlreiche Informationen zu Verhütungsmethoden. Die Internetplattform *www.proU.at* bietet Informationen speziell für junge Menschen.

Damit reagierte *pro:woman* auf einen bedenklichen Trend: Eine Statistik des Ambulatoriums zeigte, dass immer mehr sehr junge Frauen einen Schwangerschaftsabbruch bei *pro:woman* vornehmen lassen. War 2003

10 Ebd.

11 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für Sexualmedizin und Schwangerenhilfe«

12 Diestandard.at (2013): »Jährlich 20.000 bis 30.000 Abtreibungen in Österreich«, in: <http://derstandard.at/1373512361604/Schwangerschaftsabbrueche-Vermutlich-20000-bis-30000-pro-Jahr>

13 Stadt Wien: »Finanzielle Unterstützung bei Schwangerschaftsabbruch«, in: https://www.wien.gv.at/sozialinfo/content/de/10/InstitutionDetail.do?it_1=2100594

14 Elke Graf auf *diestandard.at* (2012), Artikel Von Sandra Ernst Kaiser: »Bezahlter Abbruch auf österreichisch«, in: <http://derstandard.at/1301874018846/Kommentare-Bezahlter-Abbruch-auf-oesterreichisch>

15 Ebd.

16 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für Sexualmedizin und Schwangerenhilfe«
17 Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf
18 Ebd.

nur ein Prozent der Klientinnen zwischen 14 und 19 Jahre alt, waren es 2007 11 Prozent. 2016 waren es rund 7 Prozent. Auch das Unwissen über den eigenen Körper sei besorgniserregend: »90 Prozent wissen nicht, wann sie ihren Eisprung haben«¹⁹, erzählt Graf. »Verhütung und der eigene Körper dürfen nicht länger tabu sein«²⁰, betont sie im Interview mit der *Wiener Zeitung*. Hier seien Eltern und öffentliche Institutionen gefordert.

In ihrer Arbeit sieht sich Graf »mit den komplexen Bereichen der Familienplanung, der Verhütung, des Schwangerschaftsabbruchs und sexueller Rollenbilder konfrontiert«²¹. Vernetzung mit anderen Institutionen und wissenschaftlicher Forschung haben deshalb einen hohen Stellenwert. Im Jahr 2010 hat das Ambulatorium anlässlich seines 30jährigen Bestehens erstmals den *pro:woman Award* verliehen. Hervorragende wissenschaftliche Arbeiten zu Familienplanung, Verhütung, Schwangerschaftsabbruch und sexuellen Rollenbildern wurden prämiert. Der mit 2.000 Euro dotierte Preis wurde auch 2012 und 2014 vergeben und zuletzt um die Themenbereiche Gender Studies und Frauenpolitik erweitert.

Das Selbstbestimmungsrecht der Frauen über den eigenen Körper muss weiterhin erkämpft werden. Dies bekommen die Mitarbeiterinnen von *pro:woman* direkt zu spüren.

Seit vielen Jahren wird das Ambulatorium von fundamentalistischen AbtreibungsgegnerInnen heftig angegriffen. »Man hat es also nicht leicht, wenn man für selbstbestimmtes Leben von Frauen in der Praxis eintritt«, würdigt die *Jury des Wiener Frauenpreises* das Engagement von Elke Graf und ihrem Team.²² *pro:woman* leistet gestern wie heute einen wichtigen Beitrag dazu, dass die Fristenlösung umgesetzt werden kann. Dies bringt die *Wiener Frauengesundheitsbeauftragte*

Beate Wimmer-Puchinger anlässlich des 30jährigen Bestehens der Klinik zum Ausdruck: »Ohne ihren Mut und Einsatz hätte die Umsetzung der Fristenregelung nicht passieren können.«²³ Dementsprechend stellt das Selbstbestimmungsrecht von Frauen für *Elke Graf* ebenso einen Auftrag für die Zukunft dar: »*pro:woman* ist auch eine Botschaft an uns selbst, die Aufforderung, nicht aufzuhören, die Rechte der Frauen zu respektieren.«²⁴

¹⁹ Elke Graf auf diepresse.com (2009), Artikel Von Judith Lecher: »Verhütung: Teenager ‚skandalös uninformiert‘«, in: http://diepresse.com/home/panorama/jugend/375922/Verhuetung_Teenager-skandaloes-uninformiert

²⁰ Elke Graf auf wienerzeitung.at (2009), Artikel Von Petra Tempfer: »30 Jahre Abtreibungsklinik am Wiener Fleischmarkt«, in: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/237759_30-Jahre-Abtreibungsklinik-am-Wiener-Fleischmarkt.html

²¹ *pro:woman*: »*pro:woman Award 2012*«, in:

<http://www.prowoman.at/ambulatorium.php?katid=32>

²² Jury-Begründung

²³ *pro:woman*: »30 Jahre Ambulatorium für SeXualmedizin und Schwangerenhilfe«

²⁴ Ebd.



Elfriede Hammerl

ausgezeichnet 2002
in der Kategorie
„Publizistische Leistung“

Elfriede Hammerl wünscht sich eine Gesellschaft, in der sich niemand von Geschlechterrollen einwickeln lässt. Weil sie als Journalistin jahrzehntelang die Aufmerksamkeit auf feministische Themen gelenkt hat, wird ihr 2002 der Frauenpreis verliehen. Auch in ihren Romanen versucht sie, auf humorvolle und satirische Art und Weise, eine breitere Öffentlichkeit für das Leben von Frauen zu schaffen.

Elfriede Hammerl kommt kurz vor Kriegsende 1945 in einem Feldlazarettauto vor Prebensdorf in der Steiermark auf die Welt und wächst in Wien auf. Für ihre Kindheit und Jugend in der Großstadt ist sie dankbar; gerade als Mädchen hat sie dort mehr Freiräume. Den Wunsch zu schreiben entdeckt sie bereits in der Schule, obwohl sie sich damals nicht unbedingt als künftige Journalistin, sondern eher als weiblicher Thomas Mann sieht. Ihre Mutter legt ihr den Beruf der Übersetzerin nahe, aber sie will lieber eigene Texte schreiben, als die anderer zu übersetzen. Sie inskribiert sich an der *Universität Wien* für Germanistik und Theaterwissenschaft und beginnt außerdem für die erste österreichische Zeitung nach dem Krieg, *Neues Österreich*, zu schreiben. Nachdem das Neue Österreich 1967 zusperren muss, arbeitet

Elfriede Hammerl vorübergehend beim Fernsehen. Für sie steht aber das Medium Text im Vordergrund, da sie die Bilddominanz stört. Bald darauf geht sie zur *Neuen Zeitung*, einem Boulevardblatt zwar (mit dem erklärten Ziel der *Kronenzeitung* Konkurrenz zu machen), trotzdem findet sie dort Gestaltungsmöglichkeiten vor, die sie in den großen Zeitungen nicht gehabt hätte.

Einer der stellvertretenden Chefredakteure fragt sie eines Tages, ob sie sich vorstellen könne, eine Frauenkolumne zu schreiben. Dass er sich eigentlich Texte über die Alltagsprobleme von Hausfrauen vorgestellt hat, sagt er nicht dazu – es erscheint ihm wahrscheinlich zu selbstverständlich. Aus diesem produktiven Missverständnis entsteht eine Kolumne über (oder vielmehr gegen) einengende Rollenbilder.

Durch das Schreiben ihrer Kolumne wurde der *Kurier* auf sie aufmerksam und holt sie schließlich in die Redaktion. Die Motivation der Zeitung ist ihrer Meinung nach weniger in einer feministischen Gesinnung zu suchen, als im Mangel weiblicher Leserinnen. Sie wird im *Kurier* auch redaktionell tätig und beschäftigt sich zum Beispiel mit Bildungspolitik. Einige Zeit unbemerkt, eckt ihre politische Haltung dann doch zunehmend an, zum Beispiel als sie in einer TV-Debatte pro Fristenlösung argumentiert. Sie wird prompt mit einem Schreib- und Auftrittsverbot zu diesem Thema belegt.¹

1977 beschließt sie schließlich auf eine Fixanstellung zu verzichten und fortan als freie Journalistin zu arbeiten. Sie schreibt unter anderem für *Stern*, *Vogue* oder *Cosmopolitan*.

1984 erscheint ihr erster Beitrag im Profil, mit dem Titel »*Ich bin die dicke Mama, die weiß, wo die blaugrüne Mütze ist*«. In den kommenden Jahrzehnten drehen sich ihre Kolumnen immer wieder um

¹ vgl. Interview mit Elfriede Hammerl auf wien.at TV (2011)

Frauen in der Arbeitswelt, um ihre Doppel- und Dreifachbelastungen als Mütter, die sich mit fehlenden Kinderbetreuungseinrichtungen konfrontiert sehen, als Hauptverantwortliche für reproduktive Tätigkeiten. Sie thematisiert patriarchale Verhältnisse, aber auch die mitunter zu wünschen übrig lassende Solidarität unter Frauen.

1997 kommt ihr der Gedanke, dass ein Frauenvolksbegehren ein probates Mittel sein könnte, etwas zu bewegen. Gemeinsam mit anderen und unterstützt von den Frauen der SPÖ und der Grünen können 645.000 Unterschriften gesammelt werden. Später wird den InitiatorInnen des Frauenreferendums vorgeworfen, sie hätten keine präzise Agenda vorgelegt und eine Vielzahl an Forderungen außen vor gelassen. Ihnen ging es darum, ein Basispaket zu erarbeiten, argumentiert Hammerl. Trotz der hohen Zahl an UnterzeichnerInnen seien die erzielten politischen Erfolge jedoch dürftig gewesen. Zwei Jahre später wird sie wieder politisch aktiv, diesmal als Kandidatin des Liberalen Forums für die Nationalratswahl 1999.

Als nach der schwarz-blauen Regierungsbildung im Jahr 2000 das Frauenministerium abgeschafft wird und frauenpolitische Agenden in das Sozialministerium ausquartiert werden, schreibt sie in ihrem Text *»Zusperren«*: *»Wer Frauenpolitik durch Familienpolitik ersetzt, wird an Gleichstellungsfragen nicht sonderlich interessiert sein. Wer Gebärprämiem für die wichtigste frauenpolitische Maßnahme hält, wird wenig übrig haben für berufliche Fortbildung und berufliche Widereinstiegshilfen. Wer gegen Ausländerinnen hetzt, wird es nicht für nötig befinden, daß ihre Lebensbedingungen verbessert werden – die Putzkleschn kann mit dem Staubsauger ruhig türkisch reden, net«* (Hammerl 2000, 156)?²

² Hammerl, Elfriede (2000) *Zusperren*. In: Milena Verlag (Hg.) *Die Sprache des Widerstandes ist alt wie die Welt und ihr Wunsch. Frauen in Österreich schreiben gegen Rechts*, S. 155-157

Elfriede Hammerl bringt feministische Inhalte *»abseits von Spezialdiskursen«* aufs Tapet und füllt damit eine Lücke in der österreichischen Medienlandschaft, heißt es in einer Rezension der 2010 veröffentlichten Kolumnensammlung *»Alles falsch gemacht«* (*dieStandard*, 31.3.2010). In aktuellen Texten schlägt sie sich zum Beispiel mit der jüngsten Ablehnungswoge gegen geschlechtergerechte Sprache herum: *»Man/frau muss das Binnen-I nicht lieben. Aber warum dieser verzweifelte öffentliche Aufschrei, diese Weltuntergangsbeschwörung? Was treibt die Damen und Herren an, die gegen das Gendern auftreten, als wäre es die Pest«* (*profil*, 2.8.2014)? Sie meldet sich damit durchaus auch gegen KollegInnen zu Wort, die das Gendern ihrer Texte als Zumutung empfinden und dabei ihrer Meinung nach vergessen, dass eine männliche Sprache im Bewusstsein gerade jene Strukturen einzementiert, die männliche Dominanz in der Gesellschaft ermöglichen. Dass ihre Texte unleserlich seien, das hätte ihr in all den Jahren, in denen sie das Binnen-I verwendet, noch niemand vorgeworfen. Nicht wirklich nachvollziehen kann sie hingegen, warum Song Contest Gewinnerin Conchita Wursts hochhackige Schuhe und ihre eng anliegende Kleidung von vielen FeministInnen als emanzipatorisch erachtet werden. Auch wenn ihrer Meinung nach alle tragen sollen, was sie wollen, kann sie darin nicht unbedingt eine Hinterfragung von Rollenbildern erkennen. Sich für transgender Themen zu interessieren sei wichtig, traditionelle feministische Themen will sie dabei aber nicht vernachlässigt sehen.

Neben ihrer journalistischen Tätigkeit hat sich Elfriede Hammerl längst ein literarisches Standbein aufgebaut. In Romanen wie *»Der verpasste Mann«* (2004) oder *»Kleingeldaffäre«* (2011) geht es um die ambivalenten Beziehungen von Frauen zu ihren Ehemännern oder Liebhabern. *»Müde bin ich, Känguru«* (2006) ist ein

literarisches Portrait von Patchworkfamilien und den Erfahrungen Jugendlicher. Darüber hinaus hat sie Kurzgeschichten und Kabaretttexte, aber auch Theaterstücke (wie *Liftstopp*, 2010) oder Drehbücher (wie *Probieren Sie's mit einem Jüngeren*, 1999) verfasst. 2011 ist ihr erstes Kinderbuch mit dem Titel *Meine Schwester ist blöd* erschienen.

Neben dem Frauenpreis hat Elfriede Hammerl für ihr publizistisches Engagement eine Reihe anderer Auszeichnungen erhalten: 1999 wird ihr der *Publizistikpreis der Stadt Wien* verliehen, es folgen der *Concordiapreis* in der Kategorie »Menschenrechte« (2003), das *Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien* (2006), der *Johanna Dohnal Anerkennungspreis* (2010) sowie der *Kurt Vorhofer Preis* (2011).

Textauswahl von Elfriede Hammerl

Der verpasste Mann, Roman, Wien 2004

Müde bin ich, Känguru, Roman, Wien 2006

Alles falsch gemacht. Kolumnen, Wien 2010

Kleingeldaffäre, Roman, Wien 2011

Zeitzeuge, Roman, Wien 2014

Gabriella Hauch

ausgezeichnet 2012
in der Kategorie
„Geschichtsforschung“



Geschichte aus der Perspektive von Frauen zu betrachten, Geschlechterverhältnisse im historischen Kontext zu untersuchen, dafür interessiert sich Gabriella Hauch schon seit ihrem Studium. Ihr Fokus liegt dabei insbesondere auf Frauen als ProtagonistInnen sozialer Bewegungen und der Frage, wie sie sich trotz einschränkender Strukturen Handlungsräume geschaffen haben.

Gabriella Hauch wird 1959 in Salzburg geboren. Nach der Matura 1977 inskribiert sie sich für Deutsche Philologie und Geschichte an der *Paris Lodron Universität Salzburg*. Sie schließt beide Fächer im Jahr 1984 mit einer Arbeit über die Schriftstellerin Irmgard Keun sowie einer Analyse der Frauenbeteiligung in der Revolution 1848 ab. Nach ihrem Studium unterrichtet sie als Lektorin an verschiedenen österreichischen Universitäten. Sie promoviert 1990 über »*Affirmation und Widerstand. Frauenleben im Wiener Vormärz und der Revolution 1848*«.

Dieses Thema sollte sie noch länger begleiten. In zahlreichen Publikationen analysiert sie die Beiträge weiblicher Akteurinnen im Revolutionsjahr 1848. Dabei arbeitet sie wichtiges Material auf, denn genau wie die ArbeiterInnenbewegung, ist die Frauenbewegung jener

Zeit oft vergessen worden. Zwar wurden Frauen allgemein zu einer moralisch und erotisch instrumentalisierten Instanz für politische Anliegen, erklärt Hauch, doch seien eine Reihe von Differenzen zwischen proletarischen und bürgerlichen Frauen zu beachten, die unterschiedlichen Weiblichkeitskonstruktionen unterlagen. So passten etwa Tätigkeiten wie das Nähen oder Besticken von Fahnen der *Akademischen Legion* oder der *Nationalgarde* gut mit dem bürgerlichen Frauenbild zusammen. An gewaltsamen Tätigkeiten teilzunehmen war allerdings nicht denkbar – eine Beschränkung, die für Arbeiterinnen nicht galt, wie Gabriella Hauch betont. Im Kontext der Revolution wurde auch der Wiener *Demokratische Frauenverein* gegründet, der oftmals als Beginn der österreichischen Frauenbewegung genannt wird. Während die Unterstützung der demokratischen Bewegung ein zentraler Aspekt der Vereinstätigkeit war, gab es doch große politische Unterschiede und Divergenzen zwischen den unterschiedlichen Mitgliedern, erklärt sie weiter. Frauenvereine wurden häufig als »irrational« abgestempelt, ihre Vertreterinnen ins Lächerliche gezogen. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass sie als Bedrohung wahrgenommen wurden. Sonst wären die Widerstände gegen sie nicht so hoch gewesen. Mit dem Niederschlagen der Revolution wurden sie verboten.¹

In ihrer Habilitationsschrift, die sie 1996 an der *Johannes Kepler Universität Linz* einreicht, widmet sie sich vom Frauenstandpunkt aus der Einführung des Frauenwahlrechts sowie jenen Frauen, die in der Zwischenkriegszeit Abgeordnete in National- und Bundesrat waren. Mit dieser Arbeit wurde ihr die *venia docendi* in den Bereichen Neuere Geschichte und Zeitgeschichte verliehen.

1997 tritt sie eine Lehrstuhlvertretung am *Institut für Geschichte der Universität Innsbruck* an, im Jahr darauf ist sie ist Gastdozentin am Graduiertenkolleg

¹ Vgl.: Hauch, Gabriella (1994) *Frauenrechte, Frauenengagement, Frauenforderungen in Wien um 1848*. In: Mesner, Maria; Steger-Mauerhofer, Hildegard (Hg.) *Der Tod der Olympe de Gouges. 200 Jahre Kampf um Gleichberechtigung und Grundrechte*. Symposium 2.–4. November 1993, Renner Institut, Wien, S. 27–43.

»Identitätsforschung« der *Martin-Luther Universität Halle a.d. Saale*. Von 2001 bis 2004 ist sie Co-Leiterin des *Ludwig Boltzmann Instituts für Gesellschafts- und Kulturgeschichte* Linz-Graz-Salzburg. 2002/03 unterrichtet sie als Gastprofessorin an der *Universität Klagenfurt*. Im Jahr 2000 übernimmt sie eine Vertretungsprofessur an der *Universität Linz*. Dort gelingt es ihr, das bis dato erste überfakultäre Institut für Frauen- und Geschlechterforschung zu initiieren, das sie als ordentliche Professorin für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung schließlich von 2001 bis 2011 als Institutsvorständin leitet.

Garbiella Hauch widmet sich in ihrer beruflichen Laufbahn einer Reihe geschlechtsspezifischer Themen im historischen Kontext. Sie fragt nach der Organisation von Frauen in der Habsburgermonarchie, sie analysiert Frauenbewegungen der Ersten Republik und die Sozialdemokratische Frauenbewegung. Immer wieder setzt sie sich detailliert mit konkreten Biografien auseinander, wie jener von Therese Schlesinger, Rosa Mayreder, Adelheid Popp oder Käthe Leichter. Sie interessiert sich für Frauen im Spanischen Bürgerkrieg, für Frauen-, Geschlechter- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus wozu sie ein umfassendes Forschungsprojekt leitete. Im zeitgeschichtlichen Kontext arbeitet sie u.a. zur Mobilisierung von Geschlecht in populistischen Diskursen. Sie ist Mitherausgeberin der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* (ÖZG) sowie von *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften*.

Seit September 2011 ist sie Professorin für Geschichte der Neuzeit und der Frauen- und Geschlechtergeschichte an der *Universität Wien*. Gemeinsam mit Johanna Gehmacher leitet sie den frauen- und geschlechtergeschichtlichen Schwerpunkt der historisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät, gemeinsam mit Birgit Bader-Zaar ist sie für die

Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechtergeschichte am *Institut für Geschichte* verantwortlich. Sie koordiniert zudem den Masterstudienlehrgang Frauen- und Geschlechtergeschichte und ist Faculty-Mitglied von MATILDA, einem internationalen Masterlehrgang in Frauen- und Geschlechtergeschichte. Seit 2013 leitet sie die Arbeitsgruppe *UniFrauenJubel*, die sich anlässlich des 650. Jahr Jubiläums der Universität Wien mit dem Thema Geschlechtergerechtigkeit auseinandersetzt. 2014 wird sie zweite Sprecherin des gesamtuniversitären Forschungsverbundes *Geschlecht und Handlungsmacht/ Gender and Agency*.

In ihrer neuesten Monographie *Frauen.Leben. Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert* (2013) befasst sie regionale Geschlechtergeschichte über mehrere historische Brüche hindurch: Von der Habsburgermonarchie zur ersten Republik, über den Ständestaat und den Nationalsozialismus bis hin zur Zweiten Republik. Sie widmet sich darin sowohl den Status Quo bestätigenden wie widerständigen Tätigkeiten von Frauen. Die Durchquerung eines so langen Zeitraums erlaubt es zudem, Kontinuitäten und Bedeutungswandlungen des Begriffs »Frauen« innerhalb seines jeweiligen Kontexts in den Blick zu nehmen.

Für ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde Gabriella Hauch bereits mehrfach ausgezeichnet. 1986 erhielt sie den *Theodor-Körner-Förderungspreis*, 1992 den *Käthe-Leichter-Preis* für Frauen- und Geschlechtergeschichte. Sie ist Trägerin des *Gabriele Possaner-Staatspreises* 2013.

Wissenschaftliche Monografien von Gabriella Hauch:

Gabriella Hauch (1990) *Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848*. Wien

Gabriella Hauch (1995) *Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919 bis 1933*. Wien

Gabriella Hauch (2001) *NS-Zwangsarbeit am Standort Linz der Hermann Göring AG Berlin, 1938 - 1945*. Bd. 1: *Zwangs- und SklavenarbeiterInnen*. Wien-Köln-Weimar, 2 Bde. hg. v. Oliver Rathkolb (gem. mit Christian Gonsa u.a.)

Gabriella Hauch (2010) *Frauen bewegen Politik. Österreich 1848-1938, Studien zur Frauen und Geschlechterforschung 10*. Innsbruck-Wien-Bozen, 2. Aufl.

Gabriella Hauch (2013) *Frauen.Leben.Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Linz



Eva Jantschitsch aka »Gustav«

ausgezeichnet 2013
in der Kategorie
„Musik“

»Über meine Musik erlaube ich mir Fragen zu stellen«, erklärt Eva Jantschitsch – Fragen, die nicht selten eine grundlegende Skepsis gegenüber gesellschaftspolitischen Zuständen ausdrücken. (Interview mit *fm4*, 5.5.2011)
Die Antworten, die sie in ihren Songs und Kompositionen findet, sind dabei subtil und radikal gleichzeitig. Von ihrer Musik geht eine »Faszination« aus, wie die FAZ schreibt, »die Geist und Humor, Kunst und Kraft vereint und derzeit ihresgleichen sucht«.¹

Eva Jantschitsch beginnt bereits früh damit, sich mit Musik auseinanderzusetzen. In ihrer Kindheit und Jugend spielt sie zunächst Geige und Klavier. Bereits bevor sie 1997 von Graz nach Wien zieht, um dort digitale Kunst und visuelle Mediengestaltung an der *Universität für Angewandte Kunst* zu studieren, gründet sie ihre erste Band. Hinter dem Namen EKG stehen die Anfangsbuchstaben der drei Mitglieder: Eva, Katrin und Gudrun. In späteren Bandformationen fühlt sie sich als Frau schließlich auf bestimmte Rollenbilder reduziert. Während ihre männlichen Bandmitglieder als Musiker und Programmierer angesprochen werden, wird sie von Publikum und OrganisatorInnen in erster Linie als Sängerin wahrgenommen. Ihre eigene kompositorische Leistung wird unter den Tisch gekehrt.

¹ zit. in: Begleitprogramm:
Auf eigene Faust –
Salzburger Festspiele.
www.salzburgerfestspiele.at

Sie will sehen, wohin sie ihre eigenen Möglichkeiten führen. Eva Jantschitsch eignet sich die notwendigen Software-Kenntnisse an und entwickelt ein elektronisches Musikprojekt, dem sie den Namen Gustav gibt. Die Wahl dieses Künstlerinnennamens kommt dabei nicht von irgendwo: Ihr Vater hatte sich einen Sohn gewünscht und sie in den ersten Lebensjahren Gustav genannt. Die anfängliche Enttäuschung ihres Vaters stellt für sie aber keinen Grund zur Traurigkeit dar, sondern gibt ihr die Möglichkeit, Geschlecht als konstruiert zu begreifen und Irritation hervorzurufen.

Den ersten Auftritt hat Gustav 2002 beim Frauenbandfest im Wiener EKH (Ernst-Kirchweger-Haus). Zwei Jahre später kommt ihr erstes Album »*Rettet die Wale*« (2004) heraus. Den Großteil der Arbeit produziert sie dabei alleine auf ihrem Laptop, von zu Hause aus. Der gleich lautende Schlüsselsong des Albums, den sie heute bei Konzerten als Zugabe spielt, wird ein durchschlagender Erfolg. So überrascht es nicht, dass sie 2005 mit dem *Amadeus Austrian Music Award* als »FM4 Alternative Act des Jahres« ausgezeichnet wird. Während sie sich selbst als professionelle Musikerin versteht, die mit Kunst ihren Lebensunterhalt verdienen will, widerstrebt ihr der Hype um ihre Person. Sie will in ihrer Selbstbestimmung nicht eingeschränkt werden, Starallüren liegen ihr fern. Gerade Gustav war als Projekt gedacht, das der Verwertungslogik des Musikbusiness nicht entsprechen sollte. Auch wenn sie damals oftmals von FreundInnen hört, sie schulde der (männlich dominierten) Musikszene eine rasche Veröffentlichung des zweiten Albums, zieht sich Gustav zunächst zurück.

Unterdessen schlägt Eva Jantschitsch neue künstlerische Wege ein und etabliert sich in den folgenden Jahren unter anderem als Komponistin in den Bereichen Theater, Film und Performance. Sie wirkt an der Musikgestaltung für Kathrin Rögglas Stück »*draußen tobt die Dunkelziffer*«

mit, das die Schuldthematik aufgreift und 2005 von Schorsch Kamerun am Wiener Volkstheater inszeniert wird. 2008 tritt sie im Wiener Brut in der queeren Burlesqueshow »*Orlanding the Dominant*« auf und arbeitet dort mit SV Damenkraft und den Sissy Boyz zusammen. Der Titel des Projekts enthält den Namen Virginia Woolfs Romanfigur Orlando, die ihr Geschlecht im Laufe des Geschehens wechselt und von einem Mann zu einer Frau wird. In der Performance werden »*Musical-, Hip-Hop-, Techno-, Electronic und Rock-Zitate (...) eingesetzt, um sexuelle Identitäten zu travestieren und durcheinander zu bringen*«.²

Im selben Jahr erscheint dann doch das nächste Gustav Album. Wie zuvor schon in »*Rettet die Wale*« beweist die Künstlerin auch in Verlass die Stadt »*politisches Rückgrat*«, wie es der FALTER formuliert.³ Dieses drückt sich nicht selten durch eine Ironie aus, die sie über Brüche und Reibungen zwischen scheinbar unvereinbaren Elementen bewusst herstellt. So fasst sie in einer zarten und harmonischen Melodie (vertont unter anderem durch die *Trachtenkapelle Dürnstein*) den beinharten Text von »*Alles renkt sich wieder ein*«: »*Mach aus den Städten Schutt und Asche / Ich will nie wieder Sonnenschein / Ein Menschenleben weg genügt nicht / Es müssen Gottesleben sein / Ich will die Kinder weinen hören / Die Mütter einsam flehn am Grab / Und keine Vögel solln mehr singen / Nur unsere Melodie erklingen*«.

Während der Ausgangspunkt von Gustavs Musik Elektro-Pop ist, baut sie auch andere Genres und Stilrichtungen ein, wie etwa Chanson oder Jazz. Sie mag die Schlager der 50er und 60er Jahre und versucht auch deren Klangwelt einzubringen. Sie analysiert die Konnotation von Klängen und interessiert sich dafür, wie das Gehirn auf diese reagiert beziehungsweise welche Emotionen sie auslösen. Dabei spielt sie gerade mit Klischees und versucht über eine eklektische Mischung von Bekanntem

zu etwas musikalisch und inhaltlich Neuem zu kommen, wie sie in einem Interview gegenüber dem Musikmagazin *skug* erklärt (zit. aus: *skug*, 27.03.2013). Schwülstigkeit und Reduktion zusammenzubringen, das findet sie spannend.

Neben ihren Auftritten als Gustav (live wird sie von Elise Mory und Oliver Stotz begleitet) komponiert sie unter ihrem bürgerlichen Namen weiterhin für das Theater. 2009 arbeitet sie an der Musik zu Inszenierungen am Wiener Akademietheater sowie am Münchener Residenztheater und tritt bei der Eröffnung der Wiener Festwochen auf. 2011 komponierte sie für den Faust-Schwerpunkt der Salzburger Festspiele den Liederzyklus Unterhaltungsmusik zur Suche nach Erkenntnis. Basierend auf Goethes Werk interpretiert sie dabei Texte neu und vertont sie. Für ihre Kompositionen zu Ferdinand Raimunds *Der Alpenkönig und der Menschenfeind* wird sie 2013 für den Österreichischen Nestroy Theaterpreis nominiert.

Im selben Jahr wird sie für die Musik zu »*Grenzgänger*« mit dem *Österreichischen Filmpreis* ausgezeichnet. Florian Flickers Geschichte eines jungen Paares, das Menschen nächstens die österreichisch-slowakische Grenze zu überqueren hilft, ist Jantschitsch erstes Spielfilmprojekt. Zuvor hatte sie bereits Musik für Dokumentarfilme komponiert, wie etwa »*5½ Roofs*« (2006) über »*Londoner Hausbesetzungen*« oder »*Gangster Girls*« (2008), der im österreichischen Frauengefängnis Schwarzau spielt. In Mirjam Ungers Doku »*Oh Yeah, She Performs!*« (2013), die vier junge Frauen portraitiert, die sich in einer männlichen Musikszene behaupten, wird sie schließlich selbst zur Protagonistin.

Eva Jantschitsch aka Gustav erhält den Frauenpreis der Stadt Wien für ihre kritische und emanzipatorische Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen. Ihre Kritik an vorherrschenden Frauenbildern kann etwa

² http://tanjawitzmann.com/tanjawitzmann_023.htm

³ Falter 18.12.2012

aus Songs wie »*Total Quality Woman*« herausgehört werden. Während sie sich selbst innerhalb einer dritten Frauenbewegung verortet, baut sie dabei auf den vorausgegangenen beiden Frauenbewegungen auf und hat den Anspruch, deren Kämpfe um politische Partizipation und Selbstbestimmung weiter zu tragen, wie sie anlässlich der Preisverleihung 2013 erklärt. Die Worte und Klänge, die sie dafür als Medium wählt, sind alles andere als banal und lassen Raum für Interpretation offen.

Ausgewählte Musik von Gustav/Eva Jantschitsch

Rettet die Wale (2004), Album (Mosz)

Verlass die Stadt (2008), Album (Chicks on Speed Records)

Unterhaltungsmusik zur Suche nach Erkenntnis (2011), Auftragswerk der Salzburger Festspiele

Alexandra Kautzky-Willer

ausgezeichnet 2021
in der Kategorie
„Gendermedizin“



Die gesundheitliche Versorgung von Frauen und Männern verbessern durch gendergerechte klinische Forschung, Therapie und Prävention: In Österreich ist Alexandra Kautzky-Willer von der Medizinischen Universität Wien, die landesweit erste Professorin für Gendermedizin, dafür maßgebliche Stimme und treibende Kraft. Im Jahr 2021 wurde sie für ihre Leistungen mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Geboren wird Alexandra Kautzky-Willer 1962 in Wien. Schon als Kind ist ihr klar, dass sie in die Medizin gehen will, am liebsten in die Forschung, wo man Neues entdecken kann. In der Verwandtschaft sind einige Ärzte, die bei Besuchen von ihrem Beruf erzählen und faszinieren. Ihr Vater ist Direktor einer Gehörloseninstitution, sie hat viel Kontakt mit gehörlosen Kindern. Was könnte man tun, fragt sie sich als Mädchen, um den gehörlosen Kindern das Gehör wiederzugeben?

1980 beginnt Alexandra Kautzky-Willer in Wien Medizin zu studieren, Gendermedizin gibt es da an der Uni noch nicht. Der Druck ist allgemein sehr hoch. Der Babyboomer-Generation steht in Aussicht, nach dem Studienabschluss vier Jahre Taxi zu fahren, bevor sie Anstellung findet.

Alexandra Kautzky-Willer fällt durch sehr gute Noten und Mitarbeit auf und beginnt 1988 noch während des Studiums wissenschaftlich in der Universitätsklinik mitzuarbeiten, auf Werkvertragsbasis. Als sie schwanger wird, gibt es kein Karenzgeld. 1990, der Sohn ist sechs Monate alt, erfährt sie von freien Karenzstellen und nützt die Gelegenheit, um als Assistenzärztin an der Klinik fest Fuß zu fassen.

Ihre Forschungsgebiete werden Diabetes und Stoffwechselerkrankungen. Schnell bemerkt sie, dass Schwangerschaftsdiabetes weder von der Gynäkologie noch von der Diabetologie ausreichend abgedeckt ist. *»Das war auch eine Nische, wo man als Frau Chancen hatte, das zu besetzen und sich dort zu entwickeln«*, erzählt sie. Schwangerschaftsdiabetes zählt heute zu einer der häufigsten Schwangerschaftskomplikationen, die sowohl für die Mutter als auch für das Kind lebenslange Beeinträchtigungen nach sich ziehen kann.

Für Alexandra Kautzky-Willer wird es ein Langzeitprojekt mit ihrer Forschungskohorte. In einer österreichweiten Studie gelingt es, die Frühmarker zu identifizieren, mit denen man die Frauen mit besonders hohem Risiko erkennen kann. Nach zehn Jahren Forschung und Publikationen in Top-Journals wird es dem Team rund um Alexandra Kautzky-Willer gelingen, einen Zuckerbelastungstest während der Schwangerschaft als Standarduntersuchung im Mutter-Kind-Pass zu verankern. Die frühe Erkennung ermöglicht Präventionsmaßnahmen und schützt Mutter und Kind.

Schwangerschaftsdiabetes wird für Alexandra Kautzky-Willer der Ausgangspunkt, biologische und psychosoziale Geschlechtsunterschiede bei der Diagnose von Erkrankungen und bei Therapien stärker zu untersuchen. So sieht man zum Beispiel, dass Schwangerschaftsdiabetes, aber auch Übergewicht in der

Schwangerschaft Auswirkungen auf die nächste Generation haben – abhängig davon, ob das Kind ein Bub oder ein Mädchen ist. Das Geschlecht des Kindes beeinflusst auch den Stoffwechsel und Immunstatus der Mutter.

Der Schritt von der Frauengesundheit zur Gendermedizin entspricht der internationalen Entwicklung der Disziplin. Aus den USA kommend machten Medizinerinnen immer stärker auf unterschiedliche Symptome von Krankheiten bei Frauen und Männern aufmerksam.

Prominentestes Beispiel ist der Herzinfarkt, der sich bei Männern durch ausstrahlenden Brustschmerz, bei Frauen aber durch Schwäche, Übelkeit und Erbrechen äußern kann und daher oft nicht erkannt wird. Konsequenz: es vergeht lebensgefährlich mehr Zeit, bis für Frauen mit Herzinfarkt die Rettung gerufen wird und auch in Ambulanzen müssen sie länger auf lebensrettende Maßnahmen warten. Auch Männer sind bei manchen Erkrankungen unterversorgt, etwa bei Depressionen oder Angststörungen.

Weil die Forschung so lange nur von weißen, europäischen, männlichen Körpern ausging, gibt es heute laut Alexandra Kautzky-Willer gleich doppelten Bedarf. Einerseits müsse man von früher nachholen, was primär von Männern abgeleitet wurde und nicht immer für Frauen genauso stimmt. Andererseits müsse man laufend schauen, dass bei den gerade aktuellen Studien auf geschlechtsspezifische Unterschiede geschaut wird. Auch das sei noch nicht wirklich überall gang und gäbe. Häufig wird mit dem Argument Kosten gespart: wer Versuchsgruppen nach Geschlecht trennt, braucht insgesamt mehr Personen. Sogar Tierversuche werden häufig nur mit männlichen Tieren durchgeführt. Auch bei der Covid-19-Impfung habe man gesehen, dass hier Zyklusverschiebungen oder Schwangerschaft anfangs nicht mituntersucht wurden. Erst als Veränderungen von geimpften Frauen berichtet wurden, habe man sich damit auseinandergesetzt.

Für Alexandra Kautzky-Willer sollte gendergerechtes Versuchsdesign Standard sein, um überhaupt in namhaften medizinischen Journals publizieren zu dürfen. *»Dass es dann auch wirklich konsequent gemacht wird und nicht nur ab und zu als Feigenblatt.«*

2010 wird Alexandra Kautzky-Willer die erste Professorin für Gendermedizin in Österreich und kann an der Medizinischen Universität Wien kontinuierlich eine eigene Gender Medicine Unit aufbauen. Zeitgleich übernimmt sie, ebenfalls an der MedUni die Leitung des ersten post-gradualen Universitätslehrgangs für Gendermedizin in Europa. Gendermedizin wird auch fester Bestandteil der Pflicht-Lehre für angehende Mediziner*innen. Auch weitere soziale Gesundheitsfaktoren wie sozialer Status, Migration und Bildung werden stärker in den Blick genommen.

Seit Alexandra Kautzky-Willer auch die Abteilung für Endokrinologie und Stoffwechsel leitet, also die Abteilung, wo die Gender Medicine Unit integriert ist, gibt es noch mehr Gestaltungsspielraum. *»Und jetzt ist es natürlich noch viel besser, weil jetzt kann ich die Gendermedizin top-down in alle Arbeitsgruppen einbringen und schauen, dass wir in einem noch viel größeren Bereich geschlechtsspezifische Unterschiede untersuchen und als Perspektive in neue Projekte einbringen.«*

So werden zum Beispiel Gender-Unterschiede bei operativen Eingriffen wegen sehr starkem Übergewicht erforscht; bei dem Cushing-Syndrom, einer Erkrankung, bei der zu viel des Hormons Cortisol im Körper zirkuliert; oder auch bei Schilddrüsenerkrankungen. *»Also in allen unseren Forschungsbereichen schauen wir jetzt auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede an.«*

Mit der Gendermedizin stark verbunden ist auch die Frage, wer medizinische Forschung überhaupt macht.

Als Alexandra Kautzky-Willer 2002 Oberärztin für Innere Medizin III wurde, wurde sie die erste Frau in einer Oberarztstelle. Der Frauenanteil bei den Professuren an der MedUni ist mittlerweile von 14 Prozent auf fast 30 Prozent gestiegen. Trotz aktiver Suche und Mentoring-Programmen kämpfte man bei Stellenbesetzungen immer noch mit der geringeren Zahl an Bewerberinnen – obwohl das Verhältnis unter den Studierenden ausgeglichen ist. Alexandra Kautzky-Willer ist auch Vorsitzende des Arbeitskreises für Gleichbehandlungsfragen.

Man wisse, dass Frauen bis 1900 nicht einmal Medizin studieren durften und es nicht leicht war, überhaupt in der Medizin Fuß zu fassen, Professuren zu bekommen und als gleichwertig angesehen zu werden, sagt sie. Je mehr Frauen in den einzelnen Bereichen arbeiten, desto mehr würden sie sich jedoch wohlfühlen.

Die Gendermedizin soll weiter wachsen. Seit 2017 ist Alexandra Kautzky-Willer wissenschaftliche Leiterin des Instituts für Gendermedizin in Gars am Kamp. Im angeschlossenen La Pura Women's Health Center werden Frauengesundheitsmaßnahmen auf Basis der Gendermedizin angeboten und laufend weiterentwickelt.

Letztlich brauche es auch mündige Patient*innen, die beim Arztbesuch nachfragen. Gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen? Ist da etwas besonders zu beachten? Je mehr Fragen gestellt werden, sagt Alexandra Kautzky-Willer, desto höher wird auch der Druck auf die bereits behandelnden, niedergelassene Ärzte und Ärztinnen, sich weiterzubilden und mit Gendermedizin auseinanderzusetzen. *»Mein Ziel ist, dass es in jedem Beipackzettel steht. Es ist noch ein langer Weg und ich fühle mich mittendrin.«*

Seit 2010 erste Professorin für Gendermedizin in Österreich und Aufbau der Gender Medicine Unit an der Medizinischen Universität Wien



Helene Klaar

ausgezeichnet 2004
in der Kategorie
„Besonderen Verdienste um Frauen im Scheidungsfall“

Als ihr eine Mitarbeiterin eines Tages ein Lehrbuch für Hauptschülerinnen mit dem Titel »Morgen bist du Hausfrau« auf den Schreibtisch legt, meint Helene Klaar ironisch, sie würde sich gerne beim Stadtschulrat für das Verfassen eines kritischen Nachwortes, mit dem Titel »Übermorgen bist du ein Sozialfall« bewerben. In der Mädchenbildung muss unbedingt vermittelt werden, dass Haushaltsführung niemals Ersatz für ein eigenes Einkommen darstellen kann, meint sie im Rahmen der Frauenpreisverleihung. Schließlich hat sie es als Anwältin oft genug erlebt, dass Frauen in ihre Kanzlei kommen, die nicht über die notwendige finanzielle Unabhängigkeit verfügen, um sich scheiden zu lassen.

Mit dem Inkrafttretender Familienrechtsreform 1976/78, in der das »patriarchalische« durch das »partnerschaftliche« Familienrecht ersetzt wurde, konnte Helene Klaar im Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit, die neuen Bestimmungen zugunsten ihrer Klientinnen nutzen. Es zeigte sich aber bald, dass rechtliche Gleichstellung ohne wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter keine volle Gerechtigkeit bringen kann. An sich hatte sich die

1948 in Wien geborene Klaar ihre Karriere zunächst anders vorgestellt. Nach abgeschlossenem Studium der Rechtswissenschaften und ersten beruflichen Erfahrungen legt sie 1976 die Anwaltsprüfung ab und lässt sich als selbstständige Anwältin eintragen. Wie das Leben so spielt, sind es »keine reichen Generaldirektoren und Künstler mit Urheberrechtsstreitigkeiten«, die in ihre Kanzlei kommen, »sondern arme Hausbesorgerinnen, denen der Mann davon ist und nichts für die Kinder gezahlt hat« (zit. in: *an.schläge*, Juli/ August 2012). Sie konzentriert sich neben dem Miet- und Arbeitsrecht vor allem auf das Familienrecht und wird aus purer Notwendigkeit zur engagierten Feministin. Retrospektiv betrachtet waren die 1970er Jahre für sie ein guter Zeitpunkt, um sich als Anwältin zu etablieren. Immer mehr Frauen bestanden zu diesem Zeitpunkt auf ihre Rechte und suchten dafür nach einer qualifizierten Beratung. Mittlerweile eilt ihr der Ruf voraus, nicht nur Wiens »feministischste«, sondern auch die »meistgefürchtete« Scheidungsanwältin zu sein. Obwohl die Mehrheit ihrer KlientInnen Frauen sind, vertritt sie durchaus auch Männer. Mitunter kommt es auch vor, dass ehemalige ProzessgegnerInnen sie weiterempfehlen – was sie als Erfolg wertet.

Helene Klaar verwehrt sich gegen die öffentliche Einschätzung, das österreichische Scheidungsrecht würde Frauen Vorteile einräumen. Während für Männer eine Scheidung ein »finanzielles Problem« darstellt, stehen Frauen oft vor einer existentiellen Bedrohung, korrigiert sie. Ein Mann muss, entgegen häufiger Behauptungen, nur dann für seine Exfrau Unterhalt zahlen, wenn er als der alleinige Schuldige am Scheitern der Ehe aus dem Prozess hervorgeht. Dabei ist das Gericht selten unparteiisch: »Vor dem Richter wird dann das Verschulden des Mannes auf der Viehwaage gemessen und das der Frau auf der Apothekerwaage« (zit. in: *diestandard.at*, 01.04.2008). Helene Klaar

versucht das Bestmögliche für ihre Klientinnen herauszuholen, was angesichts der rechtlichen Möglichkeiten wenig genug sei.

Ihr ist es ein Anliegen, sich ausreichend Zeit für ihre KlientInnen zu nehmen und einen Fall nicht aus der Perspektive seiner Lukrativität zu betrachten. Kommt eine Frau mit der Absicht zu ihr sich scheiden zu lassen, versucht sie zunächst zu erfassen, in welcher ökonomischen Lage sie sich befindet. Da von demselben Geld nach einer Scheidung zwei Haushalte finanziert werden müssen, stellt diese fast immer eine Verschlechterung der materiellen Situation beider dar. Leider gibt es Fälle, in denen die Frau nicht ausreichend im Berufsleben Fuß gefasst hat, um für ihren Unterhalt selbst aufkommen zu können. Da Männer nicht für eine Kranken- und Pensionsversicherung ihrer Frau aufkommen müssen, stellen diese für ihn oft eine billige Arbeitskraft dar, befindet Helene Klaar. Sofern der Partner nicht gewalttätig ist, ist eine Scheidung in solchen Fällen der Schritt vom Regen in die Traufe, argumentiert sie. Ihr ist es wichtig, mit ihren KlientInnen die Folgen einer Scheidung genau abzuwägen. Dass sich in der näheren Zukunft immer weniger Frauen eine Scheidung leisten werden können, möchte sie nicht als Erstarken des Familiengedankens missverstanden wissen. Vielmehr sieht sie hier einen Zusammenhang mit einem *rollback* in der Geschlechterpolitik, begünstigt durch liberalisierte Arbeitsmärkte und Pensionsreformen, die Frauen konsequent benachteiligen. Von einem Fortschritt auf dem Gebiet der Emanzipation könne gegenwärtig jedenfalls keine Rede sein. Kritik übt Klaar auch an den jüngeren Entwicklungen im Bereich der Obsorge. Eine Zuerkennung der Obsorge an beide Elternteile ab 2001 habe nicht dazu geführt, dass Väter mehr Verantwortung für ihre Kinder übernehmen. Ihrer Meinung nach stehen Frauen nun weiterhin mit der ganzen Arbeit, aber nur mehr mit den halben Rechten da.

Obwohl Scheidungen oft nachteilige Auswirkungen für Frauen haben, ist Helene Klaar nicht prinzipiell gegen die Institution der Ehe. Sie empfindet es im Gegenteil als »*scheinprogressiv*«, wenn eine generelle Ablehnung der Ehe eine Situation mitbedingt, in der innerhalb von langjährigen Partnerschaften dieselben asymmetrischen Beziehungen herrschen, Männer danach aber keine (finanzielle) Verantwortung für ihre ehemalige Partnerinnen übernehmen müssen. Generell erscheint es ihr wichtig, die Umstände einer Ehe realistisch einzuschätzen und sie nicht mit einer Episode durchgehender Glückseligkeit zu verwechseln – da könne die Enttäuschung nur auf dem Fuß folgen. Anstatt sich gegenseitig nur die Schuld zuzuschieben, empfiehlt sie sich immer wieder vor Augen zu halten, dass nicht zuletzt hohe Mietpreise und lange Arbeitszeiten verantwortlich für objektiv überfordernde Verhältnisse sind. Müssten beide Elternteile nur dreißig Stunden pro Woche arbeiten, würde es ihnen leichter fallen ihre Lebensbereiche unter einen Hut zu bringen. Das könnte sowohl vor als auch nach einer Scheidung oft Katastrophen verhindern.

Zwar versteht sich Helene Klaar selbst nicht als Romantikerin – aber durchaus als Idealistin. Sie ist glücklich darüber, in ihrem Beruf zumindest in »*homöopathischen Dosen*« etwas dazu beitragen zu können, dass der »*Mikrokosmos*« ihrer KlientInnen etwas gerechter wird, erklärt sie anlässlich der Frauenpreisverleihung 2004. Resignation und Gleichgültigkeit sind Haltungen, die sie nicht nachvollziehen kann. Wenn etwas in die falsche Richtung zu gehen droht, muss etwas dagegen getan werden, findet sie – wobei das Langzeitziel, ein »*gutes Leben für alle*«, in weite Ferne gerückt scheint. Die Jury hat ihre Entscheidung für Helene Klaar damit begründet, dass in ihrer Arbeit Theorie und Praxis miteinander in Einklang stehen. Auch wenn sie öfter

meint, »von Beruf bin ich Rechtsanwältin, Feministin sein ist mein Hobby« (zit. in: *an.schläge*, Juli/August 2012), ist ihr doch klar, dass das in ihrem Beruf meist nicht auseinander zu dividieren ist.

Ihr Wissen teilt Helene Klaar nicht nur mit ihren KlientInnen, sondern auch mit einer breiteren Öffentlichkeit. Bereits 1982 hat sie die damalige Frauenstaatssekretärin Johanna Dohnal gebeten, in einer Broschüre Frauen die Familienrechtsreform auf verständliche Art und Weise zu erklären. 2004 schreibt sie den »*Scheidungsratgeber für Frauen*«, der dieses Jahr bereits in der dritten aktualisierten Auflage vorliegt. Immer wieder bringt sie zudem Studierenden die Feinheiten des österreichischen Scheidungsrechts näher, in diesem Semester etwa im Wahlfach Legal Gender Studies am rechtswissenschaftlichen Institut der *Universität Wien*.

Nützliche Ratgeberinnen von Helene Klaar:

Klaar, Helene (2013) Was tue ich, wenn es zur Scheidung/Trennung kommt? 7. aktual. Auflage. BKA

Klaar, Helene (2014) Scheidungsratgeber für Frauen, 3. aktual. Auflage. Wien

Barbara Klein

ausgezeichnet 2020
in der Kategorie
„Kunst und Kultur“



Ob Gretchen imn »*Faust*« oder Ophelia in »*Hamlet*«, die Frauen sind Opfer und sterben möglichst im zweiten Akt. So sah für Barbara Klein das Theater vor über 100 Jahren aus und so re-inszenieren es auch heute noch viele Bühnen. Entgegen dieser »*Gehirnwäsche*« macht sich die SchauspielerIn, KabarettistIn, Autorin, RegisseurIn und TheatergründerIn für zeitgenössische Stücke von Frauen stark, umgesetzt von Frauen, mit einer Vielfalt von Rollen und Erzählweisen. Mit dem KosmosTheater schuf sie dafür einen fest verankerten Raum, den sie von 2000 bis 2018 leitete. Im Jahr 2020 erhielt Barbara Klein dafür den Wiener Frauenpreis in der Kategorie »*Kunst und Kultur*«.

Geboren wird Barbara Klein 1954 in eine jüdische Familie in Wien, wird aber katholisch erzogen. Der erste Berufswunsch: Priesterin oder Päpstin. Als sie elf Jahre alt ist und die Eltern sie schonend über die schlechten Berufsaussichten aufklären, verkündet sie kurzerhand: »*Na gut, dann werde ich SchauspielerIn!*«. Wie viel die Inszenierung der Predigt, das Licht und der Weihrauch doch schon mit Theater zu tun haben, erkennt sie rückblickend.

Nach dem Max Reinhardt Seminar spielt Barbara Klein vier Jahre am Volkstheater klassische Rollen. Im Ensemble gibt es zwei bis drei junge Frauen. Als die Große und Dunkelhaarige wird sie gerne als Salondame besetzt, bekommt insgesamt aber doch viel zu spielen. *»Ich war einfach sehr stolz, auf so einer großen Bühne zu stehen und das zu bewältigen«,* erinnert sie sich.

Ende der 1970er Jahre politisiert sich Barbara Klein zunehmend und verlässt das Volkstheater. Sie bekommt ein Kind und beginnt im Ensemble Theater bei Dieter Haspel zu spielen. Alles ist sehr politisch, sehr links, alles ist neu. Im *»Germinal«* von Emile Zola, das die Gruppe selbst für die Bühne dramatisiert, spielt Barbara Klein gleich mehrere Rollen, auch einen Mann. Sie ist begeistert von der Erweiterung ihres Repertoires. Doch die Strukturen empfindet sie bald genauso autoritär wie an den großen Bühnen. Der künstlerische Prozess zentriert sich um einen alles-entscheidenden männlichen Regisseur. Klassische Stücke dienen dem Kräftenessen mit anderen großen Regisseuren. *»Und in den Klassikern kann man feministisch nichts wollen«,* sagt Barbara Klein.

Sie macht sich auf die Suche nach zeitgenössischen Autorinnen. Anfang der 1980er liest sie viele Gedichte und Frauenliteratur aus Deutschland, vor allem die Texte und Lieder der feministischen Gruppe *»Schneewittchen«*. Sie fängt an, Gitarre zu spielen und die Lieder zu singen. Mit ihrer Schauspielkollegin Krista Schweiggl gründet sie 1984 die Kabarettgruppe *»Chin & Chilla«*, das erste feministische Kabarett in Österreich. Bei den ersten Lesungen stehen die Texte und Lieder von *»Schneewittchen«* am Programm, auch Texte von Christine Nöstlinger und Erika Molny. Dann beginnen die beiden, selbst zu schreiben und finden auf die beklagenswerten Verhältnisse ihre eigenen Antworten im Humor. Fünf Jahre lang entsteht jährlich ein neues

Programm. Manchmal beginnen sie auf der Bühne selbst schallend zu lachen. 1987 werden *»Chin & Chilla«* mit dem Kleinkunst-Förderpreis ausgezeichnet.

1993 wird Barbara Klein Co-Geschäftsführerin des Kabarett Niedermaier, gemeinsam mit dem befreundeten Kabarettisten I Stangl. Sie bauen die Kleinkunsthöhne um, entwickeln gemeinsam Kindertheater. Auf Barbara Kleins Initiative hin beantragen sie Subventionen, erstmalig im Wiener Kabarettsektor. Barbara Klein sieht die Uraufführung von *»Indien«* von Josef Hader und Alfred Dorfer und vermutet, dass das Stück aufgrund seiner dramatischen Form auch für andere Bühnen interessant sein könnte. Kurzerhand gründet sie den Theaterverlag Bunte Bühne, sucht nach Stücken von Dramatikerinnen und *»Indien«* wird im gesamten deutschsprachigen Raum ein Erfolg. Ein Umstand, der Barbara Klein später auch einen finanziellen Puffer für die Arbeit am KosmosTheater geben wird. Theater als Raum interessiert und beschäftigt sie ständig. Auf Reisen klingelt sie zum Beispiel bei einer Musical-Bühne in New York und fragt, ob man ihr das Haus zeigen kann. Wie würde er ausschauen, der ideale Raum? Wie wäre er technisch beschaffen?

Immer wieder unterstützt Barbara Klein auch feministische Aktionen in der Öffentlichkeit. Bei der Demo zum Frauentag am 8. März 1996 vor dem Parlament in Wien spricht sie vor den rund 500 anwesenden Frauen und ruft spontan auf, aus der wahnsinnigen Wut im Bauch, die sie bei der Versammlung spürt, doch etwas zu machen. Die daraus resultierenden wöchentlichen Treffen legen den Grundstein für das Frauenvolksbegehren *»Alles, was Recht ist!«*, das in elf Punkten die Gleichstellung von Frauen bei Beruf und Bezahlung sowie Verbesserungen bei Kinderbetreuung und Pension fordert. Dank parteiübergreifender Unterstützung politisch und gewerkschaftlich organisierter Frauen unterschreiben

rund 645.000 Menschen, mehrheitlich Frauen. Barbara Klein arbeitet inzwischen an einem Konzept für ein Zentrum für Kunst und Politik, das ausdrücklich Künstlerinnen gewidmet ist.

Als Ergebnis des Frauenvolksbegehrens wird die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Verfassung verankert, die anderen Forderungen werden aber alle nicht umgesetzt. Der Unmut der Feminist*innen wächst. Kurzerhand beschließen Frauen rund um Barbara Klein und Heidi Ambrosch, das ehemalige Pornokino Rondell zu besetzen, das schon seit Jahren ungenützt und halb umgebaut leersteht. Mit der Brechzange öffnen sich die ersten zehn Frauen den Weg und sichern die Baustelle. Es folgen neun intensive Tage mit künstlerischem Programm und insgesamt 2.000 bis 3.000 Besucher*innen.

Geschlafen wird kaum, auf ein paar Feldbetten. *»Es ist rund um die Uhr Kunst geschehen. Wir wollten damit zeigen, dass es diesen Bedarf gibt und auch die Künstler*innen.«* Auch Männer unterstützen: Josef Hader spendiert die Heizkanone und spielt immer um 1 Uhr, u.a. Robert Schindel liest Gedichte.

Auf die absehbare Räumung folgen weitere Monate mit Protestaktionen auf der Straße, vor dem Bundeskanzleramt. Faxe an die Ministerien werden an der Ober- und Unterkante zusammengeklebt und laufen in Dauerschleife. Das Rondell wird dem heutigen Jazzclub Porgy & Bess zugesprochen. Doch wenig später entdecken die Frauen das ehemalige Kinderkino Kosmos als möglichen Raum für sich. Nach weiteren Verhandlungen kommt schließlich ein Nutzungsangebot – unter der Voraussetzung, dass Barbara Klein selbst als Bauherrin das finanzielle Risiko des Umbaus trägt. Barbara Klein nimmt die Herausforderung an. Als sie noch während des Umbaus eine befreundete kroatische Klapa, einen Männergesangsverein, durch das zukünftige

feministische Theater führt, beginnen diese im Rohbau kurzerhand zu singen. *»Die Akustik und der Gesang waren so wunderschön«,* erinnert sich Barbara Klein. Sie weiß, dass hier etwas Neues beginnt. Am 15. Mai 2000 eröffnet der *»kosmos.frauenraum«* mit einer Rede Elfriede Jelineks.

Ein offener feministischer zeitgenössischer Raum entsteht – ab 2002 unter dem Namen *»KosmosTheater«* – und er hat Platz für Theater, Performance, Tanz, Musik, bildende Kunst, Comedy, Kabarett und Clownerie. Das KosmosTheater ermöglicht künstlerischen und gesellschaftspolitischen Austausch, auch feministische Kontroversen werden hier verhandelt. Und man sorgt auch gern selbst für Diskussionsstoff: etwa durch den anfänglichen Ticket-Rabatt für Frauen. Entsprechend dem damaligen Einkommensunterschied zwischen Männern und Frauen zahlen Besucherinnen ein Drittel weniger. *»Die Aktion hatte Witz. Die Besucher*innen verstanden ohne Erklärung, worum es geht.«*

Barbara Klein selbst inszeniert im KosmosTheater Stücke von Felicia Zeller, Carole Fréchette und Juli Zeh sowie ein Programm mit Texten von Olympe de Gouges bis Elfriede Jelinek. Zu ihren persönlichen Höhepunkten aus 18 Jahren Intendanz gehören die von ihr wiederentdeckte Barockoper *»Talestri – Regina delle amazzoni«* von Maria Antonia Walpurgis sowie das internationale Clowninnen-Festival, das mehrere Jahre im Kosmos stattfand.

2014 erhält Barbara Klein das Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich. 2018 übergibt sie die Theaterleitung an Veronika Steinböck und Gina Salis-Soglio. 2020 bringt der Lockdown der Corona-Pandemie die langjährigen Freundinnen Barbara Klein und Krista Schweiggel wieder kabarettistisch zusammen. Sie spielen das neue Programm als *»Die SpätSies«*. Und mit feinem Humor soll es auch weitergehen. Aktuell schreibt Barbara Klein am Drehbuch für eine Filmkomödie.

2000–2018 Gründungsintendantin des KosmosTheaters (kosmos.frauenraum)



Ruth Klüger

ausgezeichnet 2008
in der Kategorie
„Gedenkjahr 1938“

Ruth Klüger »lädt [...] zur Auseinandersetzung ein, dazu, uns ein eigenes Urteil zu bilden«, wie Eva Geber einmal in einer Laudatio über sie gesagt hat.¹ Das vergangenheitspolitische, feministische wie literarische Engagement der Germanistin und Schriftstellerin hat es vielen Menschen ermöglicht, sich mit Vergangenheit wie Gegenwart auseinander zu setzen.

Ruth Klüger wird 1931 in Wien geboren. In der von Antisemitismus und Verfolgung geprägten Kindheit helfen Bücher und Worte, sich im zunehmenden Ausgeschlossenheit über Wasser zu halten. Von einer Schule nach der anderen und schließlich aus der Familienwohnung vertrieben, legt sie ihren Erstnamen Susanne aus Protest ab. Im Alter von elf Jahren wird sie mit der Mutter Alma Klüger und der Großmutter väterlicherseits nach Theresienstadt deportiert. Gemeinsam mit ihrer Mutter und der in Auschwitz-Birkenau adoptierten Schwester Ditha gelingt auf einem Todesmarsch zwischen den Konzentrationslagern Christianstadt/Groß-Rosen und Bergen-Belsen die Flucht. Sie schlagen sich bis nach Straubing durch, wo sie von der US-amerikanischen Armee befreit werden. Den nach einer Inhaftierung aus Wien geflohenen Vater Viktor Klüger

¹ Eva Geber (2011)
Laudatio auf Ruth Klüger zur
Überreichung des Theodor
Kramer Preises. In: AUF – Eine
Frauenzeitschrift 2011/Nr. 153,
S. 56-57, S. 57

und den Halbbruder Georg sieht sie nicht mehr wieder, sie wurden im Nationalsozialismus ermordet. Ein Jahr nach Kriegsende absolviert Ruth Klüger das Notabitur und beginnt an der *Philosophisch-Theologischen Fakultät* in Regensburg zu studieren. Nach knapp zwei Jahren in Bayern emigriert sie im Oktober 1947 in die USA.

Als junge Frau eine universitäre Laufbahn anzustreben war in den frühen 1960er Jahren nicht unbedingt vorgesehen. »Und ich wollte was werden. Ich wollte unabhängig sein« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche.de*, 10/2012). Ruth Klüger arbeitet im Büro und lange als Bibliothekarin, bevor sie den Wunsch Literaturwissenschaftlerin zu werden umsetzen kann. Nach dem in New York 1952 absolvierten Studium der Bibliothekswissenschaften und der Anglistik entschließt sie sich, an der *University of California* in Berkely Germanistik zu studieren. Deutsche Sprache und Literatur sind für die bedeutende Kleist-Forscherin, wie sie rückblickend festhält, »ein Rucksack, das portative Gepäckstück par excellence, in das man alles Gute und Schöne und Notwendige hineinstopfen konnte« und »ein Buckel, ein Makel, den man loswerden wollte, aber nicht konnte« (*Zerreißproben* 2013, S. 14/15).

Nach ihrer Promotion 1967 zum barocken Epigramm ist Ruth Klüger an zahlreichen US-amerikanischen Universitäten tätig. Von 1980 bis 1986 hat sie die Professur für Germanistik an der *University of Princeton* inne. Als Frau wird ihr die universitäre Karriere schwer gemacht: »Was ich geschrieben oder gedacht habe, war bedeutungslos« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche.de*, 10/2012). Dementsprechend groß ist ihr Einsatz für Frauen in der Literatur, etwa in ihren bekannten Werken »*Frauen lesen anders. Essays*« (1996) und »*Was Frauen schreiben*« (2010), oder als aktives Mitglied der *Modern Language Association Commission on the Status of Women in the Profession*. Dabei zeigt die Germanistin auf, dass feministisches Denken nicht nur mit Frauen zu tun

hat, sondern dem Kampf um eine bessere Gesellschaft verschrieben ist. Denn »[e]in echter Humanismus ist ein Feminismus«, wie sie kürzlich betont hat (zit. aus: *ahs-rahlgasse.at*). Auch dürfen die feministischen Erfolge des letzten Jahrhunderts in ihren Augen nicht als selbstverständlich oder gegeben angesehen werden. »Man kann nicht nachgeben, wenn man auch viele Dinge erreicht hat. Es gibt noch zu viel, das auf der Kippe steht« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche.de*, 10/2012).

Es ist ihr Sinn für das Wirkliche, gerade dort wo es sehr schmerzhaft und widersprüchlich ist, mit dem Ruth Klüger Menschen zum Nachdenken bringt und internationale Anerkennung erlangt. Nach Princeton wechselt sie an die *University of California* in Irvine, wo sie neben Forschung und Lehre als langjährige Herausgeberin der Zeitschrift *German Quarterly* tätig ist. 1993 wird Klüger der *Rauriser Literaturpreis* verliehen. Das Preisgeld widmet sie einer Roma-Institution, um auf lange verdrängte Opfer des Nationalsozialismus aufmerksam zu machen. Es ist die erste von unzähligen Auszeichnungen, die ihr wissenschaftliches und schriftstellerisches Werk würdigen, wie der *Thomas-Mann-Preis* (1999) oder der *Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil* (2011). 2003 kommt Ruth Klüger als Gastprofessorin nach Wien – eine Zeit, die ihr jedoch aufgrund schlechter Erfahrungen am Institut nicht in guter Erinnerung geblieben ist (*spiegel.de*, 31.08.2006). Hingegen konnte sie an der Germanistik der *Georg-August-Universität Göttingen* fruchtbare Anknüpfungspunkte für eine jahrelange Zusammenarbeit finden.

Während ihrer Tätigkeit als Leiterin des kalifornischen Studienzentrums in Göttingen erleidet Ruth Klüger 1989 einen schweren Unfall mit dem Fahrrad. Nach der Genesung entschließt sie sich ihre Kindheitserinnerungen zu Papier zu bringen. Im Spannungsbogen von erzählter

Zeit und Zeit der Erinnerung berichtet sie in »*Weiter leben. Eine Jugend*« (1992) als Jugendliche und über Sechzigjährige von den Stricken zwischen Schicksal und Zufall. Hier sind auch ihre ersten Gedichte abgedruckt, mit denen sie die unsäglichen Appelle durchstehen und ihren Verstand retten konnte. Noch als Jugendliche hatte die junge Überlebende und Zeugin ihre Gedichte an die Öffentlichkeit gebracht, doch die *Hessische Post* druckt nur einen Teil davon ab. Nicht nur das einzelne Individuum, »auch eine Gesellschaft kann Teile ihrer *Vergangenheit verdrängen*«, wie Ruth Klüger in ihrer Rede im österreichischen Parlament anlässlich des Gedenktags gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus festhält (5. Mai 2011). Diese Erfahrung macht Ruth Klüger immer wieder, aber sie lässt sich davon nicht abhalten mitzureden. Ihre Memoiren, aber auch ihre kritischen Äußerungen gegenüber dem entschärfenden »*Pathos von Gedächtnisstätten*« (Geber 2011, S. 56) geben vielen eine Chance, sich mit »*der großen jüdischen Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, die heutzutage die Shoah oder der Holocaust genannt wird*« (Klüger, 5. Mai 2011) auseinander zu setzen.

2008 erscheint das zweite Erinnerungsbuch »*Unterwegs verloren*.« Die Kritik vermerkt einen zynischen Ton. Damit wird jedoch Ruth Klügers politisches Statement verfehlt – um »*mit Ungerechtigkeiten umzugehen, gegen die man nichts machen kann*« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche.de*, 10/2012). Die Poetik und Politik der Autorin liegen in der Auseinandersetzung, die sie eröffnet. Hierfür hat sie sich auch immer wieder mit ihrer Geburtsstadt konfrontiert, wo »*jeder Pflasterstein [...] antisemitisch für mich [ist]*« (zit. in: *Spiegel.de*, 31.08.2006). Ruth Klüger bringt sich dennoch regelmäßig in Wien ein, wie in zahlreichen Wiener Vorlesungen oder zuletzt im Bundesgymnasium Rahlgasse. Dort liest sie im Mai 2012 aus ihrem Buch »*Weiter leben*« vor und bietet SchülerInnen Raum zur Diskussion.

Mit Zerreißproben (2013) veröffentlicht Ruth Klüger schließlich ihren ersten umfassenden Gedichtband, wobei sie ihre Gedichte mit Kommentaren versieht. *»Ich möchte Gedichte vorstellen, die etwas mit meinem Leben zu tun hatten, und sagen, was es war. Oft war es etwas, was ich verdrängen wollte und das sich nicht verdrängen ließ«* (Zerreißproben 2013, S. 9).

Durch die Auslegung der eigenen Lyrik bricht sie ein Tabu. Denn traditionell sollen Gedichte, wie Frauen, so die Analogie der Autorin, *»einfach, in ihrer ganzen Schönheit ›da sein‹«* (ebenda, S. 7). Dem widerspricht Ruth Klügers feministisches wie literarisches Engagement. Denn Gedichte beinhalten für sie wie Träume die Möglichkeit, *»sich Luft zu verschaffen«* (ebenda, S. 9).

Bücher von Ruth Klüger:

Frauen lesen anders. Essays, München 1996

Katastrophen. Über deutsche Literatur, München 1997

Zerreißproben, Wien 2013

Traude Kogoj

ausgezeichnet 2019
in der Kategorie
„Frauenförderung in technischen Unternehmen“



Der Vielfalt von Menschen und dem, was sie ausmacht, entgegen aller Schiefen gerecht werden – dafür nimmt die Historikerin, mehrfache Buchautorin und Diversity-Beauftragte der ÖBB Traude Kogoj gerne Herausforderungen an. 2019 wurde sie in der Kategorie »Frauenförderung in technischen Unternehmen« mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Geboren 1965, wächst Traude Kogoj am Wögelhof auf, am Fuß des Bergkegels Oistra im Kärntner Bad Eisenkappel/Železna Kapla. Die Eltern haben einen landwirtschaftlichen Betrieb. Die Tochter ist umgeben von Pflanzen, von Pferden, Hühnern und Schafen. Ein Glücksfall für ein kleines Kind. Der Schönheit der Natur steht die harte Arbeit am Hof gegenüber. In der Familie herrscht strikte Arbeits- und Rollenverteilung zwischen Vater, Mutter und den Kindern. *»Ein starkes Patriarchat«*, sagt Traude Kogoj rückblickend – auch Knechte arbeiten am Hof – und die junge Traude fragt sich früh, ob eine solche Rollenaufteilung und solche Hierarchien eine gute Struktur sind für das Zusammenleben. Wie könnte es besser gehen?

Die Erstsprache in der Familie Kogoj ist Slowenisch. In der

Schule werden gesellschaftliche Machtverhältnisse schnell offensichtlich. Als zweisprachiges Kind mit Deutsch und Slowenisch kommt Traude Kogoj automatisch in den B-Zug, im A-Zug sind alle Einsprachigen. »Kommt man aus dem deutschsprachigen Bürgertum oder aus dem bäuerlichen Milieu, wo Zweisprachigkeit gang und gäbe ist? Es macht einen Unterschied.« Ende der 1970er Jahre beginnt die Mutter zuhause Urlaub am Bauernhof zu etablieren. Ihre Tochter unterhält sich mit den Urlauber*innen, die Großteils aus Deutschland kommen, und beobachtet, wie die finanzielle Emanzipation der Mutter das Familiengefüge verändert.

In Wien studiert Traude Kogoj Politikwissenschaft und Geschichte. Der Widerstand der Partisan*innen, das Deutschnationale der Mehrheitsbevölkerung, die Betroffenheit der eigenen Eltern und Großeltern durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg waren für sie seit Kindheit an präsent. Sie will die Dinge differenzierter betrachten können, »weg von der Emotion, hin zur Kognition«.

Ab 1989 beginnt sie am Wiener Institut für Geschichte und am Institut für Ost- und Südosteuropa in Klosterneuburg mitzuarbeiten. In ihrem ersten Auftrag untersucht sie die nationale Differenzierung in Kärnten, liest sämtliche Pfarrchroniken in Kurrentschrift. In ihrer späteren Arbeit wird Traude Kogoj für die ÖBB das mehrjährige Projekt »Verdrängte Jahre« leiten, das die Verantwortung der ÖBB an Deportationen und Zwangsarbeit 1938–1945 offenlegt und ÖBBler vom Lehrling bis zu Pensionist*innen in den gesamten Prozess einbindet.

Kurz vor Studienabschluss bekommt Traude Kogoj ihre erste Tochter und ist mit der fehlenden Vereinbarkeit in der Wissenschaft konfrontiert. Die Mitarbeiter*innen sollen flexibel sein; aber wenn die junge Mutter dafür

ihren Säugling mit ins Institut bringt, fühlt sich der Professor gestört. Ob man das nicht irgendwie anders regeln könne? Für Traude Kogoj ein »hartes Aufkommen auf dem Boden der Realität«. In den 1990ern arbeitet sie als freie Journalistin, großteils für den ORF und schreibt Bücher. Nachts, wenn die Kinder schlafen.

Als Traude Kogoj 1997 von der Initiative zum Frauenvolksbegehren hört, macht sie sich sofort auf die Suche nach den Beteiligten und will mitarbeiten. Sie lernt die wichtigsten Vertreter*innen des österreichischen Feminismus mit seinen unterschiedlichen Richtungen und mit Schlüsselfiguren wie Johanna Dohnal aus der direkten Arbeitspraxis kennen. Sie findet es faszinierend, wie sie die Welt sehen, was sie für Strategien anwenden und hält diese Perspektiven und Hintergründe in ihrem Buch »Lauter Frauen« fest.

Zunehmend sind die Organisator*innen als Sprecher*innen in ganz Österreich unterwegs, sie halten Referate und nehmen an Podiumsdiskussionen teil. Traude Kogoj ist für Kärnten zuständig, wo sie bei einer Diskussion in der Kärntner Landesregierung auch direkt auf den rechtsextremen Jörg Haider trifft. »Eine unfassbare Konstellation«, wie sich Traude Kogoj erinnert. Sie genießt das Streitgespräch sehr.

Wie kann man Veränderungen in Organisationen anstoßen und gestalten? Diese Frage beschäftigt Traude Kogoj immer stärker. Sie will die Strukturen auch von innen kennenlernen und wechselt Ende der 1990er Jahre in den Kommunikationsbereich der ÖBB. Ein österreichisches Leitunternehmen, männlich dominiert, in einem technischen Bereich, das ist für sie die richtige Herausforderung. Nach wenigen Monaten im Unternehmen wird sie intern für den Infrastruktur-Bereich abgeworben. Bei Mitarbeiter*innen-Roadshows

führt sie zahlreiche Interviews und verbringt rückblickend vier der interessantesten Jahre ihres Berufslebens. Sie ist fast ausschließlich mit Technikern zusammen – der Frauenanteil im Unternehmen liegt damals bei etwa vier Prozent. Sie lernt viel über die Psychologie hinter den Arbeitsstrukturen: über den männlichen Projektleiter, der eine weibliche Assistenz gerne fördert, solange sie sich nicht zu weit entwickelt und das Team dann verlässt. Über den erfolgreichen Manager großer Projekte, dem am Höhepunkt seiner Karriere bewusst wird, dass er seine eigenen Kinder nicht kennt.

2003 führt Traude Kogoj das erste Gleichstellungsprojekt durch.

Von 2004 bis 2012 folgen Projekte in Selbstständigkeit. Mit der opernwerkstatt wien realisiert sie zum Beispiel eine Opern-Aufführung, bei der Langzeitarbeitslose die Tänzer*innen sind. Die choreographische Arbeit stärkt die Körperhaltung und Selbstwahrnehmung. Der gegenseitige Austausch zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Sozialisation tut allen Beteiligten gut. Über 90 Prozent der Kurzzeit-Tänzer*innen finden anschließend auch einen Job.

Das internationale Klangkunstfestival PhonoFemme mit Künstlerinnen wie Olga Neuwirth und Marina Abramović ist für Traude Kogoj ein weiteres besonderes Herzensprojekt.

Seit 2012 ist Traude Kogoj als Diversity-Beauftragte zurück im ÖBB-Konzern. Diversity geht davon aus, dass gemischte Teams, in denen Menschen unterschiedlichen Geschlechts, Alters, unterschiedlicher Herkunft, mit und ohne Behinderung, zusammenarbeiten, die besseren Ergebnisse bringen. Ziel ist, dass vom Bewerbungsprozess bis zum Produkt oder bis zu der Dienstleistung am

Ende gesellschaftliche Vielfalt mitbedacht wird. Das heißt auch Menschen mit ihren Doppelt- und Dreifach-Belastungen zu sehen, erklärt Traude Kogoj. Etwa, weil es einen Unterschied macht, ob eine Frau oder ein Mann alleinerziehend ist oder eine körperliche Behinderung hat. Wichtig ist auch ein Bewusstsein der Mehrheit dafür, dass es alle Gruppen, die weniger als ein Drittel in einem Team ausmachen, sehr schwer haben, ihre Bedürfnisse und Interessen zu artikulieren. Es herrscht ein immenser Druck, sich dem sichtbaren Mainstream anzupassen. Das zeigt sich etwa, wenn laut Studien nach wie vor über 20 Prozent der Berufstätigen in Österreich am Arbeitsplatz ihre sexuelle Orientierung und damit verbunden ihre Partner*innen und Familien verbergen, weil sie Nachteile fürchten.

Der Frauenanteil unter den ÖBB-Mitarbeiter*innen konnte in den letzten zehn Jahren verdoppelt werden – und soll sich weiter erhöhen. Heute liegt er im Gesamtunternehmen bei 14,2 Prozent, im Vorstand und bei der Geschäftsführung bei knapp 30 Prozent. Neben besserer Vereinbarkeit beruflicher und familiärer Verpflichtungen durch betriebsnahe Kindergärten oder Arbeitszeitflexibilität geht es vor allem darum, Frauen in die technischen Berufe zu bringen: so dass eine Lokführerin, Gleisbau-, Maschinenbau- oder Triebfahrzeugtechnikerin keine Seltenheit mehr ist. Auch durch ein spezielles Cross-Mentoring-Programm will man als Arbeitgeberin attraktiver werden.

Die ÖBB sind grenzüberschreitend tätig und haben eine internationale Belegschaft. Mehrsprachigkeit und Interkulturalität der Mitarbeiter*innen sollen sichtbar sein. Traude Kogoj und ihr Team organisieren Sprachbörsen und Kulturprogramme. Gelegenheiten, um Dinge voneinander kennenzulernen, die sonst am Arbeitsplatz verborgen bleiben.

Wie viel besser gemischte Teams auf Krisen reagieren können, zeigt ein Besuch am Wiener Hauptbahnhof. Jeden Tag kommen hier zurzeit Menschen an, die vor dem Ukraine-Krieg flüchten. Mit ihren Kindern und ihrem Gepäck warten sie auf Weiterfahrt. Die ÖBB organisierten schnell eine Lounge, in der man etwas zur Ruhe kommen kann. Essen, Nutzung der Sanitäranlagen war geregelt – doch es fehlte die gemeinsame Sprache. *»Wir haben in den Konzern hineingerufen«,* erzählt Traude Kogoj, *»und nach drei Stunden haben sich über 30 Kolleg*innen gemeldet, die Russisch oder Ukrainisch sprechen, und haben sich als Übersetzer*innen zur Verfügung gestellt.«*

Katharina Mader

ausgezeichnet 2017
in der Kategorie
„Feministische Ökonomie“



Unbezahlte Arbeit, die historisch wie aktuell meist von Frauen verrichtet wird, ist Katharina Maders Spezialgebiet. Mader erforscht, was die klassische Ökonomie übersieht und erst Schritt für Schritt von Feministinnen in die Wirtschaftswissenschaft hineinreklamiert werden muss. Für ihr wissenschaftliches Engagement in der feministischen Ökonomie erhält die Volkswirtin 2017 den *Wiener Frauenpreis*.

Katharina Mader wurde 1981 in Wien geboren. Sie studierte Volkswirtschaft, *»um die Welt besser zu verstehen.«*¹ Dabei lernte sie schnell, dass *»das Gelehrte mit meiner weiblichen Lebensrealität nur bedingt zu tun hat.«*² Denn Geschlecht kommt in klassischen Wirtschaftstheorien schlichtweg nicht vor. *»In der Ökonomie brauchen wir Feminismus ganz dringend. Es gibt genug zu tun, Stichwort bezahlte und unbezahlte Arbeit, die Höhe der Löhne, die Art der Arbeitsplätze«,* erklärt Mader im Interview mit *derstandard.at*.³ Solche frauenpolitischen Themen stellen eine so genannte *»Black Box«* dar – ein Kasten, in den man lieber nicht hineinschaut. *»Arbeit«* ist im wissenschaftlichen Mainstream per definitionem bezahlt, alles andere wird gar nicht als Arbeit gewertet. Feministische Ökonomie

1 Astrid Kuffner; Pamela Russmann (2017): »Der Haushalt als Black Box«, in: https://www.madamewien.at/_mader_katharina/

2 Astrid Kuffner (2010): »Frauen und Formeln. Katharina Mader wurde für ihre Arbeiten zur feministischen Ökonomie geehrt«, in: <https://www.derstandard.at/story/1271374805470/geistesblitz-frauen-und-formeln>

3 Ebd.

heißt deshalb, über den wissenschaftlichen Tellerrand zu schauen. Dies gehört mittlerweile zum Tagesgeschäft der, am *Institut für Institutionelle und Heterodoxe Ökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien* (WU) tätigen, Volkswirtin.

Nach dem Studium setzte sich Mader zunächst in der Frauenabteilung der Stadt Wien und in der Wiener Magistratsdirektion mit feministischer Ökonomie auseinander. Von 2004 bis 2007 arbeitete sie als Referentin für den Bereich Feministische Ökonomie mit Schwerpunkt Arbeitsmarkt und Gender Budgeting. »*Ein politisches Umsteuern zugunsten einer geschlechtergerechten Verteilung öffentlicher Mittel ist das Kernanliegen von Gender Budgeting*«, erklärt Mader den englischen Fachbegriff.⁴ Unbezahlte Arbeit sei dabei ein Schlüsselaspekt. Denn die Auswirkungen eines Budgets auf die Gleichstellung von Frauen und Männern zeige sich »*in seinem Effekt auf das Maß an unbezahlter Arbeit*.«⁵ Ein geschlechtergerechtes Budget beeinflusst also, unter welchen Bedingungen und von wem unbezahlte Arbeit verrichtet wird.

Die Gleichstellung von Frauen und Männern wurde 2009 in der österreichischen Verfassung verankert. Die geschlechtergerechte Verteilung des öffentlichen Haushalts ist ein wesentlicher Aspekt davon. »*Bund, Länder und Gemeinden haben bei der Haushaltsführung die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern anzustreben*«, heißt es im Artikel 13 der Bundesverfassung.⁶ Doch es ist gar nicht so einfach, das neu verankerte Recht von Frauen in der politischen Praxis und in den Verwaltungen umzusetzen. Ein Patentrezept gibt es nicht.

Genau damit beschäftigte sich Katharina Mader in ihrer Dissertation, die sie neben der Arbeit für die Stadt Wien verfasst. In ihrer Forschung untersucht Mader »*Gender Budgeting als emanzipatorisches, finanzund demokratie politisches Instrument*«. Gender Budgeting hat, wie Mader in ihrer Dissertation unterstreicht, mit Demokratie zu

tun. Am Beispiel des Budgetprozesses der Stadt Wien erstellte Mader ein wissenschaftliches Grundgerüst für Gender Budgeting. 2008 erhielt sie für ihre Leistung den *Dr. Maria Schaumayer Preis*. Ein Jahr darauf wurde die 2009 im *Peter Lang Verlag* erschienene Arbeit mit dem *Gabriele Possanner Staats- und Förderpreis* ausgezeichnet: »*Die Publikation ist nicht nur für jeden Budgetisten, jede Budgetistin ein Pflichtexemplar, sondern auch für alle politischen Funktionäre und Funktionärinnen*«, hält die *Rektorin der Akademie der Bildenden Künste Eva Blimlinger* in der Laudatio fest.⁷

Wie kann Finanzpolitik transparenter und partizipativer sein? Gender Budgeting beforscht Katharina Mader nicht nur hinsichtlich Geschlechtergerechtigkeit, sondern auch ganz allgemein zur Frage nach einer gerechteren sozialen Verteilung, zum Beispiel im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit. Maders Perspektive könne, wie Blimlinger in Bezug auf ihre Dissertation unterstreicht, »*angesichts der aktuellen Wirtschaftskrise nicht relevanter sein*.« In Krisenzeiten ist ein Blick auf die gesellschaftliche Rolle von Frauen schließlich besonders wichtig: Frauen übernehmen mit ihrer unbezahlten Arbeit eine »*Airbag*«-Funktion. »*Sie versuchen die Anpassungslasten von Krisen abzufedern und zu kompensieren*«, führt Mader auf der Homepage der *Interministeriellen Arbeitsgruppe für Gender Mainstreaming/ Budgeting (IMAG GMB)* aus.

Katharina Mader kennt selbst, wie sie auf *madamewien.at* erzählt, das Mantra vieler Mütter: »*Du musst finanziell unabhängig sein*.«⁸ Unabhängigkeit geht sich allerdings nicht immer aus, schon gar nicht, wenn man selbst Mutter oder für die Pflege eines Familienmitglieds zuständig ist. Diese Formen der Arbeit sind in der Regel unbezahlt und werden immer noch vor allem von Frauen erledigt.

»*Aktuelle Forschungen bestätigen, dass zwei Drittel der Care Arbeiten nach wie vor Frauen übernehmen. Und selbst*

⁴ Katharina Mader: »Gender Budgeting«, in: <http://blog.imag-gendermainstreaming.at/index.php/de/?s=mader>
⁵ Ebd.

⁶ Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem, in: <https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR40094597>

⁷ Laudatio von Eva Blimlinger (2010), in: https://wissenschaft.bmwf.gv.at/fileadmin/user_upload/wissenschaft/frauen/GabrielePossannerFoerderungspreisLaudatio09.pdf

⁸ Astrid Kuffner; Pamela Russmann (2017): »Der Haushalt als Black Box«

wenn ein Teil z.B. an Haushaltshilfen ausgelagert wird, fühlt sich die Frau für deren Organisation verantwortlich.«, so Katharina Mader.⁹ Ein besonderer Aspekt von unbezahlter Arbeit ist, dass sie mit Beziehungen und Fürsorge zu tun hat. Dies kann nur schwer bemessen und muss auch immer wieder von vorne erledigt werden: »das sind keine Projekte, die abgeschlossen werden.«¹⁰

Seit den 1990er Jahren wird in der feministischen Ökonomie der Begriff »Care« verwendet, um diese Aspekte hervorzuheben.

Dass vor allem Frauen Care-Arbeit leisten, hat mit dem dominierenden Frauenbild in der Gesellschaft und der entsprechenden Sozialisation zu tun. »Mädchen werden oft als fürsorglich und einfühlsam erzogen, wohingegen Buben nicht mit Puppen spielen sollten. Das wirkt sich natürlich auf unser Rollenbild aus«, gibt Mader im Blog des Career Centers an der WU zu bedenken.¹¹ Diese Zuständigkeit hinterlässt allerdings auch im Erwerbsleben Spuren. Zum Beispiel arbeiteten laut Statistik Austria im Jahr 2016 nur etwa 11 Prozent der erwerbstätigen Männer in Teilzeit, hingegen waren es bei den Frauen circa 47 Prozent.¹²

Dabei müssen solche Zahlen auch gegen den Strich gelesen werden. Doch weil Care-Arbeit nicht bezahlt wird, findet sie sich auch nicht in den Statistiken. Laut Mader entspricht der ungefähre Wert der unbezahlten Arbeit einem Drittel des Sozialprodukts in einer westlichen Gesellschaft: »Diese Tätigkeiten sind für die Wirtschaft von immenser Bedeutung, genaugenommen sind sie der Erwerbstätigkeit vorgelagert. Denn ist die Wäsche nicht sauber, dann kann man auch nicht zur Arbeit gehen.«¹³

Seit den 1960er Jahren haben sich im Care-Bereich viele neue Arbeitsplätze entwickelt. Allerdings seien das meistens »Frauenarbeitsplätze«, wie Mader kritisch festhält.¹⁴

Auch wird diese Arbeit, etwa im Pflegebereich, vielfach von migrantischen Arbeitskräften gestehen also weiterhin an der Tagesordnung in dem von so vielen Abhängigkeiten geprägten Bereich. »Kinder wachsen nun einmal nicht von alleine auf, und im Alter werden wir selbst auch einmal pflegebedürftig und somit abhängig werden.«¹⁵ Katharina Mader, die selbst Mutter eines kleinen Kindes ist, spricht sich deshalb für den Lösungsweg einer allgemeinen Arbeitszeitverkürzung aus. In einigen nordeuropäischen Ländern sei eine 32-Stunden Arbeitswoche schon längst umgesetzt. »Das würde übrigens nicht bedeuten, dass wir nun alle Kinder bekommen müssen. Nein: Dann haben wir ein politisches Leben oder auch Freizeit oder wir unterstützen eine andere Familie bei deren Care Arbeiten.«¹⁶

Seit 2011 arbeitet Katharina Mader an ihrem Habilitationsprojekt. Darin setzt sich Mader intensiv mit Care-Arbeit auseinander und untersucht, wie sich die Arbeit im Haushalt auf das Einkommen auswirkt. Als Mitglied der International Association for Feminist Economics (IAFFE) und als Mitglied im Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (Beigewum) und der unabhängigen Watchgroup Gender und öffentliche Finanzen setzt sich Mader an zahlreichen Fronten für die Anliegen feministischer Ökonomie ein. Denn »Weltveränderung braucht Reibung«, ist die Ökonomin überzeugt.¹⁷

Arbeiten von Katharina Mader:

Gubitzer, Luise, Klatzer, Elisabeth, Mader, Katharina. 2009. Social Accountability. Gender Budgeting als Gleichstellungsstrategie in der EZA? Studie für VIDC.

Mader, Katharina. 2015. Gender Budgeting in der österreichischen Bundesverfassung. Fortschritt oder Falle? WSI Mitteilungen 01 (2015): 51-58.

Mader, Katharina. 2016. Gender Budgeting und Wirkungsorientierung. Erfolgsrezept und Herausforderung. In: Gender Budgeting – Wirkungskontrolle, Hrsg. Österreichischer Städtebund, 1-11. Wien: Manz.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Astrid Kuffner (2010): »Frauen und Formeln. Katharina Mader wurde für ihre Arbeiten zur feministischen Ökonomie geehrt«

9 Brigitte Kuchenbecker (2017): »Care Arbeit – oder: Was arbeitet Schneewittchen eigentlich?«, in: <https://blog.zbp.at/care-arbeit-oder-was-arbeitet-schneewittchen-eigentlich/>

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Statistik Austria, in: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/arbeitszeit/teilzeitarbeit_teilzeitquote/index.html

13 Brigitte Kuchenbecker (2017): »Care Arbeit – oder: Was arbeitet Schneewittchen eigentlich?«

Martina Madner



ausgezeichnet 2022
in der Kategorie
„Frauennetzwerke“
(gemeinsam mit Alexandra Maritza Wachter)

Die Journalistin Martina Madner setzt sich dafür ein, wirtschaftliche und politische Entwicklungen aus feministischer Perspektive zu betrachten und dafür, dass Frauen – auf allen Ebenen – zu Wort kommen. Dafür wurde sie im Jahr 2022 stellvertretend für das Frauennetzwerk Medien mit dem Wiener Frauenpreis in der Kategorie »*Frauennetzwerke*« ausgezeichnet.

Geboren wird Martina Madner 1976 in Wien, schon in der Kindheit beginnt sie sich für Nachrichten zu interessieren und für das, was dahintersteckt. Im Fernsehen gibt es noch ausschließlich das öffentlich-rechtliche Programm des ORF, aber bei den Zeitungen gibt es Auswahl und bald erkennt sie auch Unterschiede zwischen den Medien. Der Vater arbeitet bei der Post und bringt zur täglichen Krone und dem Kurier am Wochenende ab und zu auch den Standard und den Falter mit nach Hause. Martina Madner bemerkt die verschiedenen Zugänge: »*Hoppala, Zeitung ist nicht gleich Zeitung*«, denkt sie sich. Ihr gefällt ein kritischer und jüngerer Blick.

Die Zeiten sind voll mit großen politischen Veränderungen: in Laa an der Thaya, wo die Eltern und Großeltern herkommen, sind die Grenzposten nur zehn Kilometer entfernt. Dahinter – aus österreichischer Perspektive – das »*Niemandsland*«, wo man nicht weiterkann. 1989 fällt der Eiserne Vorhang und plötzlich ist die Grenze offen – faszinierend für die 13-Jährige. Den Fall der Berliner Mauer sieht Martina Madner in den Fernsehnachrichten und findet schade, dass sie nicht dabei sein kann.

Unter dem Eindruck der Wahlkämpfe und Auseinandersetzungen rund um Kurt Waldheim und Jörg Haider beginnt sich Martina Madner als Schülerin für den Nationalsozialismus und auch für Feminismus zu interessieren. Im Studium der Politikwissenschaft und Publizistik beschäftigt sie sich mit der Verbindung von Geschlecht und Rechtsextremismus. Während der Studienzeit beginnt sie selbst journalistisch zu schreiben: in der Zeitung der Österreichischen Hochschüler_innenschaft und im feministischen Magazin *an.schlaege*. Ihr erster Artikel erscheint bei der Tageszeitung taz in Berlin: über Comics, die im Keller des Konzentrationslagers Sachsenhausen lagerten und von denen sie als Praktikantin der Gedenkstätte erfuhr. »Ich kritisiere halt gern«, antwortet sie bei einem der ersten Bewerbungsgespräche auf die Frage, warum sie in den Journalismus will. »*Kritisieren nicht als Selbstzweck*«, erklärt Martina Madner, »*sondern weil es etwas zu verbessern gibt*.« Sie will Ungleichbehandlung aufdecken. Nicht nur, aber auch zwischen Frauen und Männern.

Von 2004 bis 2006 ist sie als Koordinierende Redakteurin für die *an.schlaege* tätig. Sie leitet gemeinsam mit einer Kollegin das Redaktionskollektiv aus frei tätigen Autorinnen. Es schärft sich ein Blick für Themen, die speziell Frauen beschäftigen – zum Beispiel die

Einkommenssituation, die Care-Arbeit, das Recht auf Abtreibung und Gewalt gegen Frauen. Gleichzeitig erlebt sie unter der damaligen Bundesregierung die Kürzung finanzieller Mittel für Gewaltschutz- und Frauenberatungseinrichtungen, auch das Magazin an.schlaege ist davon betroffen. Für sie eine prägende Erfahrung in den ersten Berufsjahren. Martina Madner erkennt auch, wie wichtig Vernetzung unter Frauen ist. Sie hat ersten Kontakt mit dem Frauennetzwerk Medien. Sie geht zu einem ihrer Treffen und lernt Journalistinnen aus unterschiedlichen Bereichen, auch von den großen Medien, kennen.

Von 2007 bis 2011 ist Martina Madner Politik-Redakteurin beim Wirtschaftsmagazin »Format«. In ihrer Berichterstattung ist es ihr immer wichtig, wie politische Entscheidungen sich auf die auswirken, die tatsächlich davon betroffen sind. Und was diese Entscheidungen für Frauen im Speziellen bedeuten. Das heißt auch konkret: wieviel Geld steckt dahinter? Es macht einen Unterschied, sagt sie, ob man versucht, Väter mit einer Imagekampagne dazu zu bringen, sich um ihren Nachwuchs zu kümmern, oder ob es finanzielle Anreize gibt. Wie wird das öffentliche Budget verteilt? Wie wirken Steuern auf Männer und Frauen? Das sind ebenfalls wichtige Fragen. »Denn ohne ein eigenes Einkommen kann frau auch kaum ein unabhängiges, selbstbestimmtes Leben führen.« So entscheiden sich Existenzen.

Im Jahr 2009 veröffentlicht Martina Madner in Kooperation mit dem Verein Autonome Frauenhäuser ein Buch über Frauen, die aus Gewaltbeziehungen ausgestiegen sind. »Bevor der Tod uns scheidet. Frauen, die sich von Gewalt in der Familie befreit haben« lautet der Titel. Und es macht einen Unterschied, wie man davon erzählt. Martina Madner will die Frauen in solchen Beziehungen nicht nur als Opfer darstellen,

sondern mit all ihren Stärken und Schwächen.

»Täter machen Frauen einfach klein«, sagt sie. Auch für andere Frauen sei es aber wichtig, zu sehen, dass es diese Stärke gibt, die einem zuerst ermöglicht, eine solch gewaltvolle Beziehung auszuhalten, dann aber auch sie zu beenden.

Die Stärke von Frauen zu sehen, ist auch eine zentrale Aufgabe des Mentoring-Programms des Frauennetzwerks Medien, an dem Martina Madner selbst als Mentee teilgenommen hat und das sie heute gemeinsam mit ihren Kolleginnen koordiniert. Ihr selbst hat es in einer frühen Phase ihrer Karriere den Rücken gestärkt, als sie mit einer Redaktion grundsätzliche Auffassungsunterschiede über die Art der Berichterstattung hatte. Das Mentoring einer erfahrenen Journalistin, die die österreichische Medienlandschaft und das Arbeitsklima in verschiedenen Redaktionen gut kannte, konnte ihr weiterhelfen. Im Mentoring konnte sie eigene Qualitäten wieder sehen, den Selbstwert stärken und Grenzen ziehen. Schließlich entschied sie sich nach wenigen Monaten für einen Jobwechsel und verfolgte ihre wirtschaftspolitische Laufbahn: zuerst bei Format, dann beim WirtschaftsBlatt. Seit 2016 berichtet sie für die Wiener Zeitung über innen- und wirtschaftspolitische Themen. Für ihre Arbeit wurde sie unter anderem in den Jahren 2012 und 2021 mit dem »Ganz unten«-Journalismuspreis der Armutskonferenz ausgezeichnet.

Frauen in den Medien zu stärken ist nun auch Martina Madners Aufgabe als Vorsitzende des Frauennetzwerks Medien, gemeinsam mit ihrer Kollegin Alexandra Maritza Wachter. Das Netzwerk fördert den Austausch von Journalistinnen und die Gleichstellung in den Medienhäusern des Landes, begleitet kritisch aktuelles

Geschehen und wie darüber berichtet wird und setzt sich zum Beispiel auch dafür ein, dass mehr Frauen als Expertinnen in Zeitungen zu Wort kommen.

Bei der Initiative #ReframingQuotenfrau positionierten sich über 100 Journalistinnen und Journalisten – darunter auch die ORF-Größen Armin Wolf und Lou Lorenz-Dittlbacher – für eine Frauenquote auf allen Ebenen, in allen Hierarchie-Stufen der Redaktionen. Im Austausch mit den Spitzen des ORF wird auch dort die Erfüllung der 45-Prozent-Quote, die im ORF-Gesetz festgeschrieben ist, auf allen Ebenen und auch in den Tochterunternehmen eingefordert. Als größtes Medium des Landes hat der ORF Vorbildfunktion. Aber auch die Arbeitsbedingungen von freien Journalistinnen sind dem Netzwerk ein Anliegen.

Wichtig ist die Stärke als Netzwerk, darauf weist Martina Madner immer wieder hin. Das Mentoring-Programm zum Beispiel wäre alleine oder zu zweit gar nicht umsetzbar. Dazu braucht es die vielen Journalistinnen, die ihre Expertise und ihre Erfahrung auch gerne weitergeben wollen. *»Die vielen, vielen Frauen im Netzwerk, die den Rückhalt geben und mit denen wir uns bei Netzwerktreffen austauschen«,* sagt Martina Madner. *»So entstehen auch neue Ideen, denn ja, gemeinsam hat man die Stärke und auch die Aufmerksamkeit.«* Im Frauennetzwerk Medien sind mittlerweile 320 Frauen aus Journalismus und PR engagiert.

Rückhalt, Stärke, Aufmerksamkeit – das alles benötigen Frauen auch im Kampf gegen sexuelle Belästigung und Gewalt. Das *»Rosa Handtaschl«* für sexistische Äußerungen oder Vorgehen habe man schon länger nicht mehr vergeben, sagt Martina Madner. Für die jüngst bekannt gewordenen Fälle, gegen die sich Raphaela Scharf, Katia Wagner und Angela Alexa

gewehrt haben, brauche es schlichtweg das Gericht. Das Netzwerk fordert auch mehr Präventionsarbeit und Anlaufstellen für betroffene Frauen in den Medien selbst.

Hinter der journalistischen Arbeit von Frauen stecken Kämpfe, die oft unsichtbar sind. Das Frauennetzwerk Medien würdigt deshalb jedes Jahr auch mit dem Journalistinnenpreis eine Nachwuchs- und eine erfahrene Journalistin. Dieses Jahr ging zudem ein zusätzlicher Preis an eine Kollegin aus der Ukraine.

Seit 2020 Vorsitzende des Frauennetzwerk Medien



Martina Mara

ausgezeichnet 2019
in der Kategorie
„Digitalisierung“

Wie könnte eine Zukunft aussehen, in der Roboter und Künstliche Intelligenz Menschen unterstützen, statt sie zu ersetzen? Was müssen Menschen über Chancen und Gefahren neuer Technologien wissen und was brauchen sie, um sich mit ihnen wohlfühlen? Die Roboterpsychologin Martina Mara erforscht Begegnungen zwischen Mensch und Maschine und setzt sich für eine menschenzentrierte, demokratische Technologieentwicklung ein. Im Jahr 2019 wurde sie dafür in der Kategorie »Digitalisierung« mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Geboren wird Martina Mara 1981 in Martin/Traun in Oberösterreich. Sie geht in Linz in die Schule. Gegen Ende der Oberstufe entdeckt die Schülerin das Ars Electronica Center (AEC) für sich, das an der Schnittstelle von Kunst und Gesellschaft zukünftige Technologien für alle Altersstufen erfahrbar machen möchte. In einer Zeit als gerade einmal die ersten Privathaushalte Modems anschaffen, gibt es dort, im obersten Stockwerk des Museums an der Donau, freie Computerplätze mit Internetzugang. Martina Mara ist fasziniert von den neuen Kommunikationsformen wie Chatrooms und von der Möglichkeit, mit Leuten

ganz anderswo in Kontakt zu treten. Da sie eine sehr gute Schülerin ist, kann sie es sich leisten und kommt manchmal auch am Vormittag her. Unten im AEC sieht sie den »Cave«, einen frühen Virtual-Reality-Raum, erste Roboter und Flugsimulatoren. »Das hat mich phasenweise mehr begeistert als der Schulunterricht,« erzählt sie lachend.

Nach der Matura geht Martina Mara nach Wien und will Journalistin werden. Sie beginnt, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zu studieren und arbeitet bald beim Nachrichtenmagazin »News«. Von der journalistischen Herangehensweise an Texte und Vermittlung von Themen profitiert sie rückblickend noch heute bei der Wissenschaftskommunikation. Doch nach ein paar Jahren in der Redaktion wiederholen sich die Artikel und Martina Mara hat Lust, sich tiefergehend mit Themen zu beschäftigen.

Auch in Österreich sind mittlerweile die ersten Sozialen Netzwerke populär. Noch vor Facebook finden StudiVZ, MySpace und Xing Zulauf. Martina Mara interessiert sich dafür, wie diese neuen Kanäle auf die Kommunikation von Menschen wirken. In ihrer Diplomarbeit »Narziss im Cyberspace?« will sie herausfinden, wie narzisstische Persönlichkeitsveranlagung und die Nutzung des Netzwerks StudiVZ zusammenhängen und führt dafür eine Online-Befragung mit 3.000 Nutzer*innen durch.

Welch verantwortungsvollen Prozess das Design von Produkten und Technologien bedeutet, lernt Martina Mara in Folge als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei EOOS Design. Sie hilft das Institute of Design Research Vienna aufzubauen und kommt durch eine Kooperation wieder mit Linz und mit dem Ars Electronica Futurelab in Kontakt. Dort arbeiten Hard- und Software-Entwickler*innen mit Designer*innen,

Sozialwissenschaftler*innen und Medienkünstler*innen zusammen. »Dort habe ich den Wert von *Interdisziplinarität und der Verbindung von Kreativität, Design und Forschung gelernt*«, sagt Martina Mara. Sie wird Researcherin im Futurelab.

Der Kontakt Mensch–Maschine ist im Ars Electronica Center zu dieser Zeit fast schon Alltag. Ab 2009 werden die ersten androiden Roboter ausgestellt, etwa des japanischen Wissenschaftlers Hiroshi Ishiguro, der Roboter-Kopien unter anderem von sich selbst kreiert. Manchmal sitzen die Roboter testweise in der Cafeteria, zwischen dem Museumspublikum. Martina Mara kann direkt beobachten, wie verunsichert die Museumsbesucher*innen teilweise darauf reagieren: »Oh mein Gott, ist das unheimlich!«

Ab 2011 kann sie am Ars Electronica Futurelab schrittweise ihren eigenen Forschungsbereich aufbauen. Gleichzeitig promoviert sie in Psychologie zur Wahrnehmung von Menschenähnlichkeit bei Robotern. Was ist von diesem Roboter zu erwarten? Wie wird er sich verhalten? Diese und andere Fragen stellen sich Menschen, wenn sie einem androiden Roboter mit Silikonhaut und -haaren gegenüber sitzen. Je menschenähnlicher Roboter gestaltet sind, desto gruseliger wirken sie auf uns. Bleiben die Roboter jedoch äußerlich klar als Maschinen zu erkennen, sind sie für Menschen leichter zu akzeptieren, so Martina Mara. 2014 schließt sie ihre Promotion ab und leitet fortan den Bereich RoboPsychology am Ars Electronica Futurelab. Sie forscht und experimentiert in internationalen Projekten, auch in Kooperation mit Unternehmen, etwa bei automatisierten Autos. Besonders gerne probiert sie neuartige Forschungsumgebungen wie Virtual-Reality-Spiele aus.

Martina Mara möchte an einer Zukunft mitarbeiten,

in der Maschinen die Menschen nicht ersetzen, sondern ergänzen. Den Unterschied erklärt sie am Beispiel Pflege: anstatt soziale Kompetenzen in der Krankenbetreuung zu imitieren, können Roboter etwa autonom Bettwäsche, Essen oder Medikamente durch die Gänge transportieren. Exoskelette, also am Körper tragbare Roboter oder Maschinen, könnten Pflegende bei schweren Hebetätigkeiten entlasten und so ihre Muskeln und ihre Wirbelsäule schützen. In einem optimistischen Szenario hätten Pfleger*innen dadurch wieder mehr Zeit für die eigentliche Versorgung der Patient*innen. Dass sich unsere Arbeitswelt jedoch radikal ändern wird, steht außer Frage. Vor allem in Transport, Handel, im Dienstleistungsbereich, aber auch bei Sekretariat und Archivierung können zukünftig viele Tätigkeiten von Maschinen ausgeführt werden. Schwer zu ersetzen seien Menschen hingegen in ihren »Kernkompetenzen«, so Martina Mara: im direkten Kontakt und in der Arbeit mit Menschen und bei allem, was Kommunikation und Kreativität beinhaltet.

Der Wissenschaftlerin ist es ein großes Anliegen, dass Menschen Robotik und Künstliche Intelligenz besser verstehen. Denn während es große Angst vor terminator-ähnlichen, sich verselbstständigenden Robotern gebe – laut Martina Mara ein weit entferntes Szenario –, wüssten viel zu wenig Menschen etwas über den unsichtbaren Einfluss, den Künstliche Intelligenz schon heute auf das Alltagsleben habe. Etwa den Recruiting-Algorithmus, nach dem aus einem großem Pool von Bewerber*innen einige wenige zum Vorstellungsgespräch eingeladen werden. Oder die Preisgestaltung bei Online-Handel, die vorab automatisch an Wohnort, Kaufverhalten und Nutzer*innen-Profil angepasst wird.

Martina Mara engagiert sich deshalb für die »Aufklärung für eine positive Techniknutzung«. Neben

ihrer wissenschaftlichen Arbeit schreibt sie seit 2016 eine Kolumne über Technik und Gesellschaft für die »*Oberösterreichischen Nachrichten*«. Seit 2017 ist sie Mitglied des neu gegründeten österreichischen Rats für Robotik und Künstliche Intelligenz, den das Infrastrukturministerium einberufen hat.

Für die Interaktion zwischen Mensch und Roboter etwa brauche es klare Regeln und Richtlinien. Es müsse transparent sein, wie ein Roboter funktioniert, und immer auch wo sein Ausschaltknopf ist. Vor allem brauche es aber auch mehr Diversität in den Entwickler*innen-Teams. »*Die Menschen, die Technologie entwickeln und gestalten, machen das mit ihren Bedürfnissen im Kopf*«, sagt Martina Mara. »*Wenn es an Diversität in den Entwicklungs- und Designteams mangelt, dann schlägt sich das auch auf das endgültige Produkt nieder*.« Dann funktioniere das Assistenzsystem Alexa zum Beispiel nicht für ältere Frauen, weil das System nie mit Sprachaufnahmen älterer Frauen trainiert wurde.

Eine von wenigen Frauen zu sein, lange Zeit auch die einzige, hat Martina Mara im Laufe ihrer Karriere häufig erlebt. Seit 2018 ist sie Professorin für Roboterpsychologie am Linz Institute of Technology an der Universität Linz, wo sie unter anderem für Informatik und für Artificial Intelligence im Bachelor und im Master unterrichtet. »*Wenn wir 20 bis 25 Prozent Studentinnen im Raum haben, sind wir schon glücklich*.«

Doch es gebe zunehmend Interesse für die Frage, wie Technologie und Gesellschaft zusammenhängen. Ihre Master-Studentinnen erforschen zum Beispiel weiblich konnotierte Assistenzsysteme wie Alexa oder Siri. Wie wird eine Alexa programmiert zu reagieren, wenn sie ein Nutzer sexistisch als »*Schlampe*« beschimpft? Soll sie kichern, soll sie still bleiben oder soll sie auf das

sexistische Verhalten hinweisen? Wie beeinflusst Alexas Reaktion wiederum das zukünftige Verhalten dieses Nutzers gegenüber Frauen und Mädchen? Es gibt viele spannende und offene Fragen. Martina Mara und ihr Team erforschen und gestalten die Technologien von morgen und schreiben so unsere Zukunft mit.

Aufbau und Leitung des Forschungsschwerpunkts RoboPsychology am Ars Electronica Futurelab; seit 2018 Professorin für Roboterpsychologie an der Johannes Kepler Universität Linz



Maria Mayrhofer

ausgezeichnet 2017
in der Kategorie
„Gegen Hass im Netz“

Maria Mayrhofer hat einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, »das Thema Hass im Netz zu einer Agenda zu machen, die nicht die Privatsache von Frauen ist.«¹ Die Geschäftsführerin der Kampagnenaktion *#aufstehn* ist deshalb 2016 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet worden.

Im Sommer 2016 sind in Österreich erstmals vier von Online-Hass und sexualisierten Drohungen im Internet betroffene Journalistinnen an die Öffentlichkeit gegangen. In der *Falter-Titelgeschichte* »Uns reicht's« erzählen *Ingrid Thurnher, Corinna Milborn, Barbara Kaufmann* und *Hanna Herbst* von Hass, Vergewaltigungs- und Morddrohungen, die sie im Internet erhalten haben.² Mit dem *#solidarystorm* initiierte die unabhängige Kampagnenorganisation *#aufstehn* eine digitale Kampagne, um die Journalistinnen zu unterstützen. Denn gerade sexistische Gewalt hat oft keine Öffentlichkeit, da sie tief in Gesellschaft und Kultur verankert ist. In wenigen Stunden erklärten sich fast 15.000 Menschen mit den Betroffenen solidarisch. »Das war ein wichtiges Signal«, betont Mayrhofer, »Wir als Zivilgesellschaft haben deutlich gemacht, dass wir diesen Hass nicht tolerieren.«³

1 Jury-Begründung

2 Barbara Kaufmann; Corinna Milborn; Florian Klenk; Hanna Herbst; Ingrid Thurnher auf falter.at »Uns reicht's! Sie werden für kritische Berichte sexistisch beschimpft, mit Vergewaltigungen und Mord bedroht. Vier prominente Journalistinnen wehren sich gegen den Hass im Netz«, aus: *FALTER* 24/16 vom 14.06.

3 Maria Mayrhofer (2016): »#aufstehn gegen Hass im Netz«, in <https://mein-netz.at/aufstehn/>

Verbale Attacken im Internet richte sich gegen alle, die nicht in ein bestimmtes Weltbild passen: »weil sie sich kritisch äußern, weil sie vielleicht nicht hier geboren sind, weil sie selbst entscheiden wollen, wen sie lieben, oder ganz oft schlichtweg einfach nur deshalb, weil sie Frauen sind.«⁴ Richten sich die Attacken gegen Frauen, kommt eine spezielle Form von Hass ins Spiel: Die Körper und das Geschlecht von Frauen werden zur Angriffsfläche, um Frauen mit sexualisierten Gewaltdrohungen einzuschüchtern. »Frauen werden auf ihren Körper reduziert und bedroht – nicht zuletzt mit dem Ziel, dass sie sich schämen, sich alleine fühlen, sich zurückziehen und aufhören, öffentlich ihre Meinung zu sagen.«⁵ 70% aller im Internet aktiven Frauen, so Mayrhofer, haben schon einmal Hass erlebt. Sexualisierter Hass betreffe Politikerinnen genauso wie Sportreporterinnen, die ein Fußballspiel kommentieren, »die Schülerin oder die Nachbarin von nebenan.«⁶

»Ich glaub ich hab immer schon einen recht ausgeprägten Gerechtigkeitssinn gehabt«, erzählt Mayrhofer im Portrait als Frauenpreisträgerin von ihrer Kindheit.⁷ Maria Mayrhofer wurde 1987 in *Lilienfeld*, Niederösterreich, geboren. Bereits als Studentin der *Internationalen Entwicklung und Politikwissenschaft in Wien* und *Costa Rica* engagierte sich Mayrhofer für Menschenrechtsthemen. In ihrer Diplomarbeit beforchte Mayrhofer den Zusammenhang von Geschlecht und nationaler Identität vor dem Hintergrund des Westsahara-Konflikts. Darin untersucht Mayrhofer die Lebensumstände und Möglichkeiten saharaischer Frauen, politisch aktiv zu werden: im Widerstand wie bei der Organisation des täglichen Lebens in den Flüchtlingslagern.⁸ Für diese Arbeit wurde Mayrhofer 2011 mit dem Nachwuchspreis der *Österreichischen Gesellschaft für Politikwissenschaft (ÖGP)* ausgezeichnet. 2012 ist ihre Arbeit im *Peter Lang Verlag* erschienen.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd.

7 Wiener Frauenpreis 2016: Maria Mayerhofer, in: <https://www.youtube.com/watch?v=Vs-SbApOAFU>

8 Vgl. Peter Lang Verlag, in: <https://www.peterlang.com/view/9783653015034/9783653015034.00008.xml>

Nach dem Studium war Mayrhofer journalistisch tätig, sammelt Erfahrung in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in den Bereichen Migration, Menschenrechte und Gender und arbeitete mehrere Jahre als Pressesprecherin eines gemeinnützigen Vereins. 2015 gründete Mayrhofer gemeinsam mit dem Kampagnenberater *Yussi Pick* die gemeinnützige Kampagnenorganisation *#aufstehn*. Als Geschäftsführerin ist sie seither für den Aufbau der Organisation hauptverantwortlich. Mayrhofer leitet ein mehrköpfiges Team, plant und koordiniert Kampagnen, schmiedet Koalitionen und vertritt die Interessen der UnterstützerInnen in der Öffentlichkeit und in den Medien.

Das Internet bietet Mayrhofer nach große Chancen für jene Gruppen, »die sonst nicht so gehört werden.« Es wäre fatal nur jenen zuzuhören, »die am lautesten schreien oder mit den bösesten Worten um sich werfen«, gibt Mayrhofer zu Bedenken.⁹ Was im Internet passiert, komme schließlich wie ein Boomerang im echten Leben wieder an.¹⁰ Deshalb nutze *#aufstehn* das Internet, um für ein respektvolles Miteinander, Chancengleichheit und soziale und ökonomische Fairness zu kämpfen.¹¹ Der *Verein zur Förderung zivilgesellschaftlicher Partizipation* versteht sich als eine Gemeinschaft von über 50.000 Engagierten, die mit dem politischen Stillstand in Österreich unzufrieden sind. Das Ziel der Kampagnenorganisation ist es, durch digitale Technologien Zugangsbarrieren zu politischen Prozessen abzubauen und neue Mitbestimmungsmöglichkeiten zu schaffen: »damit die Themen, die vielen von uns schon lange unter den Fingernägeln brennen, endlich ins Licht der Öffentlichkeit und auf die politische Agenda kommen.«¹²

Für Maria Mayrhofer geht es aber auch darum »wirklich aufzustehen für die Dinge, an die man glaubt«.¹³ Das Internet könne nur der erste Schritt sein. Dem Namen der Kampagnenorganisation entsprechend, bleibt es

⁹ Maria Mayrhofer (2016): »#aufstehn gegen Hass im Netz«

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Website von *#aufstehn*: »#aufstehn stellt sich vor«, in: <https://www.aufstehn.at/aufstehn-stellt-sich-vor/>

¹³ Wiener Frauenpreis 2016: Maria Mayrhofer

nicht bei digitalen Tools. So folgte der *#soli-Flashmob* am Wiener Karlsplatz: Etwa 100 Personen haben Reaktionen gegen sexualisierte Online-Gewalt nachgestellt. Die entstandenen Bilder können seither gegen Hasspostings im Internet eingesetzt werden. Darüber hinaus wurde ein 5-Punkte-Programm mit konkreten Forderungen an die Politik entwickelt, das dem Justizminister gemeinsam mit den 16.773 Unterstützungserklärungen überreicht wurde. Mit Erfolg: Einige der Forderungen, wie eine Beratungs- und Meldestelle gegen Hass im Netz, wurden bereits realisiert. Mittlerweile bietet *#aufstehn* auf www.solidaritystorm.at eine Plattform an, auf der man gegen Hass und sexualisierte Online-Gewalt aktiv werden kann.

Solche Formen des Engagements im Internet wie im echten Leben strebt Mayrhofer mit *#aufstehn* in unterschiedlichen Themenbereichen an. Auch gegen Rechtsextremismus hat *#aufstehn* sichtbare Zeichen gesetzt. »In Traiskirchen haben wir als Antwort auf Flugblätter der Identitären, die Flüchtlinge abschrecken sollten, eine Gegenaktion gestartet«, erzählt Mayrhofer im Interview mit dem Profil.¹⁴ Tausende Willkommensbotschaften an Geflüchtete wurden von Freiwilligen übersetzt, auf Postkarten gedruckt und verteilt. 2016 hat sich *#aufstehn* gegen den Akademikerball engagiert. Die Organisation rief dazu auf, das jährliche Zusammentreffen schlagender Burschenschaften und rechter PolitikerInnen aus ganz Europa in ein Charity-Event zu verwandeln und somit auf den Kopf zu stellen. Ballkarten unterschiedlicher Preiskategorien konnten auf der Website von *#aufstehn* durch Spenden umgewidmet werden. Der Erlös wurde dem *Projekt »Flüchtlinge Willkommen«* gespendet.

Anlässlich der Bundespräsidentchaftswahl 2016 ist *#aufstehn* unter dem Motto »*Amoi geht's no!*« aktiv geworden und hat 50.000 Türhänger produziert. Zugleich entwickelte *#aufstehn* ein eigenes Online-Tool mit

¹⁴ Christina Feist auf profil.at (2016), »#aufstehn: ‚Wir wollen Alternativen anbieten‘, in: <https://www.profil.at/oesterreich/aufstehn-wir-bieten-alternativen-6207545>

Telefon- und Messengerdiensten. Damit konnten sich Menschen außerhalb von Parteistrukturen engagieren und ihr persönliches Umfeld zur Wahl motivieren. Mit der Initiative sollten jene erreicht werden, die von der traditionellen Wahlwerbung nicht angesprochen werden oder von der Wahlwiederholung frustriert waren.¹⁵

In Österreich sei diese Art des politischen Aktivismus noch neu, erklärt Mayrhofer dem Magazin *The Gap*. Graswurzelbewegungen, die aus der Zivilgesellschaft entstehen, sind in anderen Ländern wie den USA und Großbritannien viel stärker verbreitet. *#aufstehn* sieht sich als solche Bewegung und versteht sich als Teil eines internationalen Netzwerkes progressiver Online-Kampagnenorganisationen.¹⁶ Als solche hat *#aufstehn* in den letzten zwei Jahren zahlreiche Themen bearbeitet und sich z.B. gegen die Handelsabkommen TTIP und CETA, für eine Senkung der Steuer auf Tampons, gegen Umweltzerstörung, für den freiwilligen Schulbesuch jugendlicher Flüchtlinge und für eine menschliche Asylpolitik engagiert. *»Du wirst das eh nicht ändern. Und du, Mädels, wirst es schon gar nicht ändern.«*¹⁷ Die landläufige Meinung, dass man die Dinge eh nicht ändern könne, hat Maria Mayrhofer inzwischen eindeutig widerlegt.

¹⁵ Presseausendung
»Amoi geht's no!': 50000
Wahlhänger für ganz
Österreich«, in: https://www.ots.at/presseausendung/OTS_20160906_OTS0054/amoigehets-no-50000-wahl-tuerhaenger-fuer-ganz-oesterreich
¹⁶ Barbara Fohringer auf
thegap.at (2016), »Wir sind
viele und wir stehen hinter
euch«, in:
<https://thegap.at/wir-sind-viele-und-wir-stehen-hinter-euch/>
¹⁷ Wiener Frauenpreis 2016:
Maria Mayrhofer

Diplomarbeit von Maria Mayrhofer:

Maria Mayrhofer. 2012. Gender und Nationale Identität im Westsahara-Konflikt. Implikationen für saharauische Frauen und weiblichen Aktivismus. Frankfurt am Main: Peter Lang

Beatrix Mikes

ausgezeichnet 2020
in der Kategorie
„Alltagsheldin“



Dass die Leute mehr miteinander machen und weniger gegeneinander, das ist ein zentrales Motiv im Engagement von Beatrix »Trixi« Mikes aus der Ankerbrotsiedlung in Favoriten. Beim Wohnen, beim Gärtnern, beim Lernen und Kochen oder beim Schach: sie setzt sich für eine positive Nachbarschaft ein. Dafür wurde sie 2020 mit dem Wiener Frauenpreis in der Kategorie »Alltagsheldin« ausgezeichnet.

Seit den 1980er Jahren lebt Trixi Mikes gemeinsam mit ihrem Ehemann Erwin in der Ankerbrotsiedlung, am Fuße des Laaer Bergs. Und bald werden die beiden als »gute Seelen« im ganzen Gemeindebau mit seinen über 770 Wohnungen bekannt. Sie sind da, wo sie gebraucht werden und machen Mut.

Das Engagement von Trixi und Erwin Mikes beginnt im Mieterbeirat für die Ankerbrotsiedlung. Sie setzen sich für gemeinsame Aktionen ein, die das Nachbarschaftsklima verbessern sollen. Ganz praktisch: mit Greifzange und Arbeitshandschuhen machen sie zum Beispiel bei den Aufräumaktionen »Anker räumt« mit. Sie klauben auf, was achtlos weggeschmissen wurde, wie Papier oder Dosen.

Im »Gemeinschaftsgarten Ankerbrot« kümmern sich Trixi Mikes und ihr Ehemann um die gemeinsamen Gemüse- und Blumenbeete.

Trixi Mikes ist stolz, wenn die Nachbar*innen besser miteinander umgehen und nicht nur schimpfen oder einfach vorbeigehen.

Neben der eigenen großen Familie ist das Ehepaar gerne unter Leuten und offen für Neues. Sie machen bei Kulturveranstaltungen in der Siedlung mit und bringen ihre eigenen Ideen ein, etwa die nachbarschaftlichen Schachpartien.

Als beide im Vorruhestand sind, beginnen sie gemeinsam die Lernbegleitung in der Ankerbrotsiedlung aufzubauen. Von den wohnpartnern und der Volkshochschule werden sie dazu zu Lernbegleiter*innen ausgebildet. Sie helfen 6- bis 15-Jährigen aus der Nachbarschaft bei den Hausaufgaben und bei der Vorbereitung auf Schularbeiten und Tests. Es ist ein kostenloses Angebot. Sie haben schon einige Kinder durchgebracht, die es sonst sehr schwer gehabt hätten, die Volksschule oder die Hauptschule abzuschließen, erzählt Trixi Mikes.

Am meisten Freude mache es ihr, wenn die Schüler*innen für ihre Anstrengungen belohnt werden und gute Noten nach Hause bringen. Wenn sie merken, dass sich ihre Mühe gelohnt hat, auch wenn es bedeutet, etwas weniger Zeit zu haben für das Spielen im Hof.

Das Miteinander zwischen alten und neuen Bewohner*innen in der Siedlung will Trixi Mikes verbessern. Sie wird aktiv beim Willkommens-Angebot »Willkommen Nachbar« für neu Eingezogene. Man lernt sich kennen und tauscht wichtiges Alltagswissen aus: wie funktionieren die Amtswege? Wo ist die nächste Apotheke oder eine gute Arztpraxis?

Mit Konversations-Treffen werden vor allem Frauen angesprochen, die untertags zuhause sind. Sie sollen eine Möglichkeit haben, sich zwischen Kinderbetreuung, Haushalt und Familienleben in der Nachbarschaft besser zu orientieren. Bei den wöchentlich stattfindenden Terminen nehmen bis zu 15 Interessierte teil. Die Frauen üben Unterhaltungen auf Deutsch. So werden Begegnungen leichter und das Selbstbewusstsein steigt.

Helfen und Lernen, bei Trixi Mikes basiert das auf Gegenseitigkeit. »Man kann nicht nur zuhause sitzen und nichts tun,« sagt sie rückblickend. »Das war nicht unseres – das ist nicht meines.« Wenn sie sieht, dass sie helfen kann, dann tut sie es gerne. Sie ist immer gerne unter Leuten und wenn sie hilfreich sein kann, dann fühlt sie sich dabei wohl. Durch ihr Engagement hatte sie viel Gelegenheit Neues zu lernen, über andere Länder und kulturelle Gewohnheiten – zum Beispiel beim Kochen, einer Leidenschaft von Trixi und Erwin Mikes. Wenn dem Ehepaar neben den vielen Aktivitäten in der Ankerbrotsiedlung Zeit bleibt, gehen sie gerne zu Koch-Veranstaltungen im Bezirk, etwa in der Per-Albin-Hansson-Siedlung. Weil es ihnen Freude macht.

Kaum jemand in der Ankerbrotsiedlung, der Trixi Mikes nicht kennt. Als »unverzichtbar« wird sie von Bewohner*innen beschrieben. Als eine, die die anderen mitreißt mit ihrer positiven Kraft und tatkräftig dazu einlädt, das Gute an der Sache zu sehen. Eine, die konsequent ihren Pfad beschreitet und den Willen hat, dass etwas, das sie sich vorgenommen hat, auch wirklich passiert. »Trixi Mikes ist eine soziale, kommunikative, ehrliche, offene, empathische und sehr engagierte Bewohnerin, nicht nur in ihrem eigenen Wohngrätzl, sondern auch in anderen Siedlungsteilen Favoritens und wienweit,« schreiben die wohnpartner – langjährige Begleiter*innen bei den Aktivitäten – über sie. Es liegt in Trixi Mikes' Natur, sich für die Nachbarschaft zu

engagieren, heißt es weiter, da sie ein sehr sozialer Mensch ist und immer gern was zu tun hat. In den Bewohner*innen-Zentren Bassena 10 und im Objekt 19 ist sie ebenfalls aktiv.

Auch nach dem Tod von Erwin Mikes 2019 ist die zehnfache Großmutter nach wie vor für die Ankerbrotsiedlung da. Während der Corona-Pandemie setzt sie sich unaufhörlich für die Schüler*innen in der Lernbegleitung ein. Da persönliche Kontakte nur eingeschränkt möglich sind, hilft sie teilweise online weiter. Dadurch wird auch der Kontakt zu den Eltern der Kinder noch intensiver. Auch sonst hilft man einander in der Nachbarschaft mit Unterstützungsangeboten durch die schwere Zeit, etwa indem man füreinander einkaufen geht.

Trixi Mikes ist viel unterwegs. Man trifft sie in der Ankerbrotsiedlung oder mit ihrer großen Familie. Und da sie nach wie vor gerne kocht und frische Zutaten verwendet, sieht man sie außerdem häufig am Viktor-Adler-Markt.

Ingrid Moritz

ausgezeichnet 2010
in der Kategorie
„Einkommensgerechtigkeit“



Ingrid Moritz ist Leiterin der Abteilung *Frauen – Familie in der Wiener Arbeiterkammer (AK)*. Gemeinsam mit ihrem Team thematisiert sie unermüdlich die strukturelle Benachteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt und erarbeitet Vorschläge zur Verringerung bestehender Lohnunterschiede. Wenngleich heute viele Frauen erwerbstätig sind, verdienen sie oft nicht genug, um ihre Existenz unabhängig zu sichern. Um etwas zu bewegen, müsste nicht nur (Frauen-) Arbeit neu bewertet, sondern auch bezahlte wie unbezahlte Arbeit umverteilt und Geschlechterrollen aufgebrochen werden. Im Engagement dafür setzt sie auf Solidarität und breite Bündnisse.

Ingrid Moritz wird 1963 in Zell an der Pram (OÖ) geboren. Aufgrund ihres entwicklungspolitischen Interesses inskribiert sie sich zunächst für Ethnologie an der Universität Wien. Weil ihr die Ausrichtung dieser Studienrichtung in den 1980er Jahren aber zu exotisierend ist, wählt sie schließlich Politikwissenschaft als Hauptfach. 1991 schließt sie das Studium mit einer Diplomarbeit über die Beziehungen zwischen Österreich und Kuba ab, wo sie zuvor einen halbjährigen Forschungsaufenthalt verbracht hat.

Im selben Jahr beginnt sie ihre Tätigkeit in der Abteilung *Frauen – Familie*, zunächst als Beraterin für Fragen rund um Mutterschutz, Karenzgeld und Gleichbehandlungsrecht. Im Jahr 1998 wird sie Leiterin der Abteilung, die auf das von Käthe Leichter 1925 gegründete Frauenreferat zurückgeht. Im Zuge der Umstrukturierungen innerhalb der AK, in denen die Beratungstätigkeit gebündelt wird, verschiebt sich der Abteilungsfokus auf die Grundlagen- und interessenpolitische Arbeit. Hat es bisher einen juristischen Schwerpunkt in der Abteilung gegeben, so ist Ingrid Moritz ein »*Kompetenzenmix*« wichtig. Die Zusammenarbeit von Expertinnen unterschiedlicher Bereiche ermöglicht die Beleuchtung eines Themas von mehreren Seiten. Insbesondere die Integration einer ökonomischen Expertise ist Ingrid Moritz ein Anliegen, um die Finanzierbarkeit von Vorschlägen realistisch abklären zu können.

2001 leitet sie ein Gender Mainstreaming Pilotprojekt, in dem mehrere Abteilungen der AK auf ihre Geschlechterpolitik durchleuchtet und konkrete Maßnahmen erarbeitet werden. Dabei wurde gemeinsam mit der Abteilung *Betriebswirtschaft* festgestellt, dass die Branchenanalysen hauptsächlich auf Industrie und Produktion ausgerichtet sind, wo wesentlich mehr Männer arbeiten. Dieses Projekt lieferte wichtige Impulse zur gendergerechten Weiterentwicklung der Angebotspalette. Der Dienstleistungssektor, in dem viele Frauen beschäftigt sind, ist in bisherigen Analysen hingegen unterrepräsentiert geblieben. Dabei sind gerade Branchenanalysen wichtig für die Lohnverhandlungen der Gewerkschaften. Aufgrund der von ihrem Team erhobenen Statistiken gelingt es zum Beispiel, das Angebot auf Bereiche wie den sozialen Sektor zu erweitern (Moritz 2008).¹

¹ Moritz, Ingrid (2008) Gender Mainstreaming in der AK Wien. In Appiano-Kugler, Iris; Kogoj Traude (Hgg.) *Going Gender And Diversity*, Wien. 5-81

Als unter der schwarz-blauen Regierung 2002 das Kinderbetreuungsgeld eingeführt wird, hat sie den Mut sich als eine der ersten öffentlich dagegen auszusprechen. Während damals nicht auszuschließen ist, dass dieses angesichts mangelnder Kinderbetreuungseinrichtungen auf breitere Zustimmung stößt, steht für Ingrid Moritz fest, dass die damit gegebenen Anreize für lange Auszeiten Frauen in alte Rollen zurückdrängen. Die mittlerweile erreichte Flexibilisierung des Modells, die auch die häufig gewählten Kurzvarianten vorsieht, wertet sie als großen Fortschritt.

Eines der brennenden Themen der vergangenen Jahre ist in ihren Augen die Einkommenstransparenz. »*Was ist daran so tabu?*« fragt sie und kritisiert die bestehende »*Intransparenz und Schweigekultur zum Einkommen*« (zit. in: *AUF – Eine Frauenzeitschrift* 2011/ Nr. 152, S.7). Hinsichtlich der Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern ist Österreich im EU-Durchschnitt nahezu trauriges Schlusslicht. Ingrid Moritz ist an der Ausverhandlung einer Novellierung des Gleichbehandlungsgesetzes beteiligt, das seit März 2011 in Unternehmen das Vorlegen von Einkommensberichten vorsieht. Zudem können verpflichtende Einkommensangaben bei Jobinseraten erreicht werden, die eine wichtige Orientierung bieten. Im Rahmen eines Side Events bei der UN Weltfrauenkonferenz 2011 in New York präsentiert sie die österreichischen Erfahrungen. Zwar könnten ihrer Meinung nach bei der Implementierung noch Verbesserungen erzielt werden, dennoch wertet Ingrid Moritz das Verhandlungsergebnis als Erfolg. Einkommensgerechtigkeit betrifft dabei nicht nur die Unterschiede zwischen Frauen und Männern, sondern auch zwischen Jüngeren und Älteren sowie zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund. Gerade die Perspektive von Migrantinnen strukturell in den Bereich der Grundlagenarbeit zu integrieren, ist ihrer Meinung nach sehr wichtig.

Aktuell beschäftigt Ingrid Moritz zunehmend die Frage der Arbeitszeitverteilung. Während Frauen oftmals wegen mangelnder Kinderbetreuungsplätze unfreiwillig in die Teilzeit gedrängt werden, hat sie den Eindruck, dass das »Ernährermodell« nicht zuletzt aus Sicht der Männer brüchig wird. Zunehmend wollen sich viele nicht mehr auf eine reine Erwerbsorientierung reduzieren lassen. Der springende Punkt dabei ist nicht die Anpassung von Frauen an das männliche Vollzeitmodell. Vielmehr soll tendenziell eine Erhöhung der (bezahlten) Arbeit bei Frauen und ein Abbau der Arbeitszeit bei Männern erreicht werden. Zentral ist dabei die Stärkung einer eigenständigen Existenz von Männern und Frauen. Dem steht bislang hinderlich entgegen, dass der Ausbau von sozialer Infrastruktur hauptsächlich von seiner Kosten – und kaum von seiner Nutzenseite gesehen wird. Im Gegensatz zu anderen öffentlichen Ausgaben, wie dem Straßenbau, wird etwa flächendeckende Kinderbetreuung nicht als Investition gesehen. Dabei wird kaum erforscht, argumentiert sie, welche Kosten durch den Mangel dieser Dienstleistungen verursacht werden.

Austausch mit Kolleginnen sowie interne und externe Vernetzung sind Ingrid Moritz ein großes Anliegen. Sie ist Mitinitiatorin einer Arbeitsgruppe zu Diversität und Migration und Co-Leiterin einer Pflegearbeitsgruppe. In dieser soll der Pflegebereich aus der Sicht der Beschäftigten analysiert und Verbesserungsvorschläge erarbeitet werden. Gleichzeitig wird dafür sensibilisiert, dass die Gewährleistung der Pflege auch eine enorme Entlastung von Frauen mit sich bringen würde, die diese Arbeit oft unbezahlt verrichten müssen.

Aktiv ist Ingrid Moritz auch im *Arbeitsmarktservice* (AMS), dort war sie eine der ersten Frauen auf ArbeitnehmerInnen-Seite auf deren Expertise in Gremien zurückgegriffen wurde. Seit 2002 ist sie Ersatzmitglied des AMS-Verwaltungsrates. In einer gemeinsamen

Vernetzung mit Frauen der AK, des *Österreichischen Gewerkschaftsbundes* (ÖGB) und des *Arbeitsmarktservices* (AMS) diskutiert Ingrid Moritz arbeitsmarktpolitische Interessen von Frauen und macht diese geltend.

Neben ihrem frauenpolitischen Einsatz ist ihr auch das Engagement gegen rassistische Ausgrenzung ein wichtiges Anliegen. Seit den 1990er Jahren ist sie Vorstandsmitglied im *Beratungszentrum für Migranten und Migrantinnen* und seit 2001 Obfrau des Vereins.

Ingrid Moritz' Einsatz für Einkommensgerechtigkeit

Leitung der AK-Abteilung Frauen-Familie (seit 1998), u. a. Mitverhandlung bei der Novelle des Gleichbehandlungsgesetzes zur Erhöhung von Einkommenstransparenz (2011)

Vernetzung und breite Bündnisse zur Verbesserung von Einkommensgerechtigkeit

Einsatz für einen höheren Frauenanteil in Führungs- und Entscheidungspositionen innerhalb des Arbeitsmarktservice (AMS)



Ingrid Nikolay-Leitner

ausgezeichnet 2003
in der Kategorie
„Gleichstellung“

Nach der gesetzlichen Verankerung in der 2. Novelle des Gleichbehandlungsgesetzes für die private Wirtschaft im Jahr 1990 wurde die Gleichbehandlungsanwaltschaft 1991 im Sozialministerium eingerichtet und, nachdem Johanna Dohnal Frauenministerin geworden war, in ihren Kompetenzbereich übertragen. Der gesetzliche Auftrag der neuen Einrichtung war die Erhöhung der praktischen Wirksamkeit der Bestimmungen des Gleichbehandlungsgesetzes durch »*Personalisierung des Rechts*«. Maßgeblich für die Konzeption der damals noch »*Anwältin für Gleichbehandlungsfragen*« genannten Institution war Ingrid Nikolay-Leitner. Die 1953 in Wien geborene Pädagogin und Juristin kann zu diesem Zeitpunkt auf umfangreiche Erfahrungen im Gleichstellungsbereich zurückgreifen. Vor allem hat sie von 1980 bis 1987 im Staatssekretariat für allgemeine Frauenfragen bei Johanna Dohnal gearbeitet. Nach rund zwölf Jahren engagierter Arbeit wird ihr 2003 der Frauenpreis für ihre herausragende Arbeit für die Gleichstellung verliehen. Ingrid Nikolay-Leitner ist es stets ein Anliegen gewesen, Antidiskriminierungsmaßnahmen auf das höchstmögliche Niveau zu heben und an der Verbesserung rechtlicher Standards zu arbeiten:

»Je mehr Merkmale und Lebensbereiche in den rechtlichen Schutzbereich einbezogen werden« argumentiert sie, »desto mehr wird über Diskriminierung und Gleichbehandlung geredet – und damit hoffentlich auch nachgedacht«.¹

Die Gleichbehandlungsanwaltschaft leistet Informations- und Aufklärungsarbeit und bietet Beratung und rechtliche Unterstützung für Betroffene an. Gemeinsam mit den KlientInnen werden in jedem individuellen Fall die spezifischen rechtlichen Möglichkeiten ausgelotet. Dies beinhaltet nicht zuletzt die Begleitung und Unterstützung bei außergerichtlichen Vergleichsgesprächen oder bei Verfahren vor der Gleichbehandlungskommission. Wenngleich nach wie vor zu wenige von Diskriminierung Betroffene ihre rechtlichen Möglichkeiten wahrnehmen, liegt die Zahl der Anfragen und Beratungen in der Gleichbehandlungsanwaltschaft mit über 4000 pro Jahr dennoch hoch. Die meisten Beschwerden werden dabei von Frauen vorgebracht, die in der Arbeitswelt diskriminiert werden, etwa im Zusammenhang mit einer Schwangerschaft, beim Entgelt oder durch sexuelle oder geschlechtsbezogene Belästigung. Zugleich hat sich der Zuständigkeitsbereich der Anwaltschaft in den letzten Jahren deutlich ausgeweitet. Ging es ursprünglich ausschließlich um die Gleichstellung von Frauen und Männern in der privatwirtschaftlichen Arbeitswelt, so ist die Gleichbehandlungsanwaltschaft seit 2004 auch mit Fällen von Diskriminierung aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit, Alter, Religion, Weltanschauung oder sexueller Orientierung betraut.

Ausgangspunkt stellt für die Anwaltschaft die konkrete Betroffenheit einer Person von Diskriminierungsmechanismen dar. Da diese jedoch oft ineinander greifen, hebt Nikolay-Leitner einen intersektionellen Anspruch her vor. Dieser von der US-Amerikanischen Schwarzen Frauenbewegung entwickelte Zugang geht davon aus, dass Machtverhältnisse miteinander in Zusammenhang

¹ zit. in: (2012) Gleichbehandlung in Salzburg 2006-2011. Analysen, Entwicklungen, Herausforderungen. Land Salzburg – Stabsstelle für Chancengleichheit, Anti-Diskriminierung & Frauenförderung, S. 69

stehen und sich gegenseitig verstärken. Konkret bedeutet dies, dass zum Beispiel Migrantinnen nicht nur als Frauen, sondern häufig auch aufgrund ihrer ethnischen und/oder ihrer religiösen Zugehörigkeit Diskriminierung erfahren. So werden die beruflichen Qualifikationen von Migrantinnen noch deutlich geringer eingeschätzt als jene von Frauen ohne Migrationshintergrund. Nicht selten kommt es nach der Zurückweisung von sexueller Belästigung zu rassistischen Beschimpfungen oder einer Kündigung, erzählt Nikolay-Leitner aus ihrer alltäglichen Praxis. Zahlreiche muslimische Frauen, denen das Tragen eines Kopftuches am Arbeitsplatz verwehrt wird, wenden sich an die Anwaltschaft. Gleichzeitig werden auch Männer vertreten, die aufgrund eines nicht rollenkonformen Verhaltens in Schwierigkeiten gerade – etwa wenn sie ihren Rechtsanspruch auf Elternkarenz geltend machen.

Die »klare Stärke des Gleichbehandlungsrechts« sieht Nikolay-Leitner in der Bewusstseinsbildung: »Gleichbehandlungsrecht nimmt den Betroffenen die Last, ihr Gefühl des Unrechts, der Benachteiligung erst definieren zu müssen und macht Diskriminierung zum Problem derer, die ein Gesetz verletzen.«² Erschreckend empfindet sie dennoch dessen mangelnde Umsetzung in der Rechtssprechung. Gleichstellung und die dafür notwendigen Maßnahmen müssten ihr zufolge auch außerhalb von ExpertInnenrunden und spezialisierten Institutionen diskutiert werden. Mentoring und Ausbildungspools erscheinen ihr wichtige Maßnahmen, gleichzeitig zielen Gleichstellungsprojekte noch nicht direkt genug auf das Thema Einkommen ab. Im Kontext der Frauenpreisverleihung betont Nikolay-Leitner die Wichtigkeit ökonomischer Unabhängigkeit: »Wenn es die nicht gibt, kommt der Feminismus in Schwierigkeiten«. Dabei unterstreicht sie allerdings die Notwendigkeit zur Solidarität. Immer stärker stünden einige wenige Frauen in hohen Positionen einer Mehrheit jener

gegenüber, denen immer größere Hindernisse in den Weg gestellt werden. Nachdem sie von Anfang ihrer Tätigkeit als Gleichbehandlungsanwältin an, in transparente Gehaltssysteme und mangelnde Entgelttransparenz kritisiert hatte, sieht sie in den 2011 in das Gleichbehandlungsgesetz aufgenommenen Bestimmungen zu betrieblichen Einkommensberichten, die 2012 durch die Strafbarkeit von Stelleninseraten ergänzt wurden, die keine Entgeltinformation enthalten, erste Schritte in Richtung mehr Transparenz. Gerade Frauen und marginalisierte Gruppen könnten davon profitieren, werden sie in der Arbeitswelt doch meist niedriger eingestuft als Männer – nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Auslegung von Kollektivverträgen. Dennoch bleibe noch viel zu tun und die Informationsarbeit der Gleichbehandlungsanwaltschaft hat das Thema Einkommen immer wieder im Fokus.

Darüberhinaus macht sich Nikolay-Leitner Gedanken, wie in jenen Fällen von Diskriminierung zu verfahren ist, die vom Gesetz nicht als solche definiert wurden. Schließlich sei es gerade auch eine Frage von Herrschaftsverhältnissen, welche Formen von Diskriminierung als solche erkannt werden. So kann sich die Juristin beispielsweise eine »Diskussion über eine offene Liste an Diskriminierungsgründen« vorstellen, um auf bestimmte Fälle reagieren zu können (zit. in *diestandard.at*, 21.5.2014). Gleichzeitig beurteilt sie die Frage, ob enge oder weite Definitionen von Diskriminierung hilfreicher in deren Bekämpfung sind, als ambivalent. Während Offenheit einerseits die Möglichkeit bietet, spezifische Situationen konfrontieren zu können, stellt eine mangelnde Präzisierung andererseits auch eine Herausforderung für die Arbeit von Gleichbehandlungsinstitutionen dar.

Ingrid Nikolay-Leitner ist auch auf europäischer Ebene aktiv. Sie ist Mitbegründerin des Equinet, dem

² zit. in ebenda, S. 69

europäischen Netzwerk nationaler Gleichstellungsstellen und war von 2006 bis 2011 Vorstandsmitglied. Seit 2009 ist sie Mitglied des Expertinnenforums von EIGE, dem *European Institute for Gender Equality*. Darüber hinaus vermittelt sie ihr Wissen immer wieder auch Studierenden, etwa am *Institut für Rechtswissenschaft* oder in der Lehrveranstaltungsreihe »Diversity/Equality« der *Universität Wien*.

Ingrid Nikolay-Leitners Einsatz für Gleichstellung:

Konzeption und Aufbau der Gleichbehandlungsanwaltschaft Mitgründung von *Equinet*

Elsa Prochazka

ausgezeichnet 2013
in der Kategorie
„Architektur“



»Gesellschaftliche Widersprüche lassen sich nicht über Architektur, auch nicht über frauengerechte Architektur auflösen. Dennoch lässt eine Ergänzung der Kriterien für zeitgenössischen Wohnbau durch die spezifischen Anforderungen aus der Sicht von Frauen eine Bereicherung der Wohnbaudiskussion erhoffen«, schreibt Elsa Prochazka über ihre Tätigkeit im Rahmen der *Frauen-Werk-Stadt* (zit. aus: www.prochazka.at). In dem von der Stadt Wien initiierten Projekt sollten Architektinnen gefördert und mit ihnen gemeinsam Bau- und Wohnkonzepte entwickelt werden, in denen Frauen eine alltagsgerechte Wohn- und Lebenssituation vorfinden. Viele Überlegungen, die damals umgesetzt wurden, sind im Wohnbau heute Usus. So wurden Gemeinschaftswaschküchen von den Kellern in die Dachgeschosse verlegt oder Garagen und Stiegenhäuser mit Tageslicht beleuchtet. Elsa Prochazka reflektiert in ihrer Arbeit stets, »wie zeitgenössische Architektur sein kann« und welche Wohn- und Arbeitsverhältnisse daraus entstehen, argumentiert die Jury des Frauenpreises ihre Entscheidung.

Elsa Prochazka kommt 1948 in Wien auf die Welt. Die Architektur ist eigentlich immer schon ihr Berufswunsch

und so inskribiert sie sich 1966 für dieses Fach an der *Technischen Universität Wien*. Nach der ersten Staatsprüfung wechselt sie an die *Akademie der Bildenden Künste*, wo in einem politisierten Umfeld die Verbindungen zwischen Architektur und Gesellschaftspolitik diskutiert werden. Obwohl sie in der Meisterklasse von Ernst Plischke die einzige Frau ist, fühlt sie sich dort ernst genommen. Dass es nicht selbstverständlich ist, als junge Frau in diesem männerdominierten Umfeld nicht belächelt zu werden, wird ihr erst später bewusst. Nach ihrem Studienabschluss 1973 eröffnet sie ihr eigenes Architekturbüro.

Einer von Prochazkas Schwerpunkten ist der Wohnbau. Die Anlage am Monte Laa (2002-2005) im 10. Wiener Gemeindebezirk zählt zu ihren bekanntesten Wohnprojekten. Im 3. Bezirk hat sie im Karree St. Marx (2006-2010) durchlässige Baukörper in eine Parklandschaft gesetzt, deren kristalline Oberflächen Licht reflektieren. In der Podhagskygasse im 22. Bezirk (2011-2014) treffen unterschiedliche Wohntypologien aufeinander, wobei kostengünstiges Wohnen umgesetzt wird. Elsa Prochazka vertritt eine hohe Dichtezahl im Wohnbau vorausgesetzt es wird dadurch entsprechend großzügiger Freiraum möglich. Sie persönlich fände es auch reizvoll viel mehr in die Höhe zu bauen, dem seien in Wien aber Grenzen gesetzt (vgl. *a palaver*, Radio Orange, 02.03.2010).

Elsa Prochazka hat an der Gestaltung zahlreicher öffentlicher Gebäude mitgewirkt. Ende der 1980er Jahre hat sie erst das *Stadtkino*, dann das *Filmcasino* »sanft renoviert«, wie auf der Homepage des Programmkinos zu lesen ist, und mit geringen finanziellen Mitteln zu einen wichtigen kulturellen Treffpunkt Wiens beigetragen. Im Palais Fanto hat sie ein Geschoss für das *Arnold-Schönbergcenter* (1997) adaptiert und dabei verschiedene Nutzungstypologien unter ein Dach gebracht:

Konzertsaal, Büroräume, Ausstellungshalle, Bibliothek, Malerei- und Partiturenarchiv etc.

Ausstellungsdesign ist ein weiterer Arbeitsbereich von Elsa Prochazka. So hat sie in der *Wiener Hermesvilla* u.a. eine Ausstellung über Kronprinz Rudolf gestaltet (1988/89) oder Mitte der 1990er Jahre eine Reihe von 8 Musikgedenkstätten in Wien (Mozart, Beethoven, Strauss, Schubert, Haydn) neu museographisch interpretiert, wobei sie auf eine innovative und klischeefreie Konzeption Wert gelegt hat (1992-1995). Im *Kitzbühler Stadtmuseum* ist von ihr die Schausammlung neu aufgestellt (1999-2002, sowie 2011) worden und in Rohrbach (OÖ) haben unter ihrer Leitung Studierende, ProfessorInnen und KünstlerInnen Exponate der *Villa Sinnenreich* entwickelt und umgesetzt, einem Museum der Wahrnehmung, Täuschung und Illusion (2004).

Um als Architektin arbeiten zu können, braucht es ihrer Meinung nach viel Neugier, Energie und Ausdauer, Eindrücke müssen aufgesaugt werden. Das bedeutet für Elsa Prochazka wiederum nicht, dass allzu großer Optimismus hinsichtlich der gesellschaftsverändernden Kraft architektonischer Arbeit angebracht ist. Es kann immer nur in konkrete Situationen interveniert werden. So sollten im Rahmen der *Frauen-Werk-Stadt* nicht zuletzt gängige Geschlechterkonzepte und Vater-Mutter-Kind-Bilder in Frage gestellt werden. An Orten wie dem Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof im 21. Bezirk sei es möglich gewesen, Standards zu etablieren, die einen Katalysator für »funktionelle und qualitätsmäßige Verbesserung« alltäglicher Wohnmomente bieten konnten und mittlerweile eine gewisse Selbstverständlichkeit erreicht haben. Terrain zu gewinnen heißt nicht, alles von einem Tag auf den anderen verändern zu können. Vielmehr bedeutet es, über das Fokussieren bestimmter Aspekte einen Schritt weiter zu kommen. Die Frage, ob Frauen andere Architektur machen als Männer, findet

Prochazka zwar nicht besonders glücklich gestellt. Es ist aber nicht zu negieren, dass die Sozialisierung gegenwärtig noch geschlechtsspezifisch ist und das hat auch Auswirkungen auf die Perzeption, wie sie meint (vgl. *a palaver*, 02.03.2010).

Elsa Prochazka ist für ihre Architektur vielfach ausgezeichnet worden. Im Jahr 1991 wird sie für ihre Innenausstattung und Museographie des *Jüdischen Museums Hohenems* mit dem *Österreichischen Museumspreis* ausgezeichnet. Für ihre Gestaltung der Wiener Buchhandlung Bibelwerk wird ihr 1994 der *Adolf Loos Preis* verliehen, 2000 erhält sie für Coca Cola Beverages Wien in der Triesterstraße den *Aluminium-Architektur-Preis*. Über die Anordnung der Belichtungsflächen und den Einsatz bestimmter Materialien in der Fassade hat sie dort die Möglichkeit geschaffen, vom Arbeitsplatz aus freie Sicht zu haben, ohne an den Computerbildschirmen geblendet zu werden. Funktionalität ist also neben Ästhetik ein Hauptaugenmerk ihrer Arbeit. 2004 wird sie mit dem *Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Stadt Wien* ausgezeichnet und für den Wohnbau in der Attemsgasse (Wien, 22.) erhält sie 2008 ein zweites Mal den *Aluminium-Architektur-Preis*. Elsa Prochazka ist unter anderem Mitglied der *Wiener Secession* und Vorsitzende des Architekturbeirats der Bundesimmobiliengesellschaft und des Gestaltungsbeirats Salzburgs. Bei der Architekturbiennale Venedig war sie mit ihren Arbeiten mehrfach vertreten.

Ihr Wissen gibt sie schon lange an Studierende weiter. 1992-1996 Professorin für Entwerfen im Städtebaulichen Kontext an der *Universität Kassel*. 2001-2013 leitet sie die von ihr begründete Studienrichtung *raum&designstrategien* an der *Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz*, die an der Schnittstelle von Architektur, Kunst, Design und Medien

ansetzt. Vom Konservativismus im Hochschulbetrieb hält sie gar nichts. Angesichts eines Berufsbildes, das sich in einem kontinuierlichen Wandel befindet, ist es ihr wichtig, Möglichkeiten offen zu halten. Sie möchte bei Studierenden Querdenken anregen und die Auflösung der Kategorien künstlerischer Praxis grenzüberschreitend ermöglichen. Es muss möglich sein, den eigenen Interessen nachzuspüren, findet Elsa Prochazka. Dabei sollen Inhalte und nicht Techniken in den Vordergrund gestellt werden.

Architektur darf nicht nur im Kontext ökonomischer Verwertbarkeit diskutiert werden.

Architektur von Elsa Prochazka:

Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof, Wohnbau und Kindergarten, Wien (»Frauen-Werk-Stadt«, mit Liselotte Peretti, Gisela Podreka, Franziska Ullmann)

Monte Laa, Wohnbau, Wien 10.

Karree St. Marx, Wohnbau Wien 3.

Coca Cola Beverages Bürogebäude Wien 10.

Technikum Wien, Fachhochschule Wien 20.

www.prochazka.at



Julya Rabinowich

ausgezeichnet 2014
in der Kategorie
„Literatur und Kunst“

»Das fruchtbarste Gebiet von allen ist Westeuropa, das alle ernährt. Da gibt es Korn, da gibt es Arbeit. Alle wollen wir nur einen Löffel vom Honig, ein Gläschen nur von der Milch, die in Europa fließt«. Julya Rabinowichs jüngster Roman *Die Erdfresserin* (2012) erzählt Dianas Geschichte: Weil sie nach ihrem Regiestudium damit kein Geld verdienen kann, arbeitet sie in Westeuropa illegalisiert als Sex-Arbeiterin, unter anderem um für ihren kranken Sohn Medikamente kaufen zu können. In Wien versucht sie ihrer Abschiebung zu entkommen, bis sie die Nachricht erhält, dass ihr Sohn in akuter Gefahr ist. Auch wenn sie gerade selbst mit den Nerven am Ende ist, muss sie sich ihren Weg zurück suchen. Die Handlung nimmt für Diana keine gute Wendung, dennoch bleibt sie eine widerständige Kämpferin. Mit diesem Roman will Rabinowich den Blick auf Frauen lenken, die wie die Protagonistin mit restriktiven Gesetzen, struktureller Gewalt und Rassismus konfrontiert sind, deren Lebensrealität aber niemand sehen will, wie sie in einer Lesung am *Literaturhaus Salzburg* im September 2012 erklärt. Es ist bereits der dritte Roman der Autorin, Malerin, Dolmetscherin und Kolumnistin Julya Rabinowich, die sich in den vergangenen zehn Jahren in der deutschsprachigen Literaturszene etabliert hat.

Julya Rabinowich kommt 1970 in Leningrad (dem heutigen St. Petersburg) auf die Welt. Als sie sieben Jahre alt ist, zieht ihre Familie nach Wien – eine Erfahrung die sie rückblickend als »entwurzelt« und »umgetopft« werden beschreibt. Von 1993 bis 1996 studiert sie am DolmetschInstitut der *Universität Wien*.

Daran anschließend besucht sie das psychotherapeutische Propädeutikum. 1998 wird sie an der Universität für *Angewandte Kunst Wien* aufgenommen. Den Schwerpunkt in diesem 2006 abgeschlossenen Studium legt sie auf Malerei. Die Malerei sei familiär nahe liegend gewesen, das Schreiben ihr eigener künstlerischer Ausdruck. Dabei habe das Malen durchaus ihr Schreiben beeinflusst: »Früher habe ich mit Farben gemalt, jetzt mit Worten«, sagt sie (zit. in: *derstandard.at* 19. 11. 2008).

Im Jahr 2003 nimmt sie beim Literaturwettbewerb »schreiben zwischen den kulturen« der *edition exile* teil und gewinnt prompt den ersten Platz. In den Folgejahren veröffentlicht sie Texte in verschiedenen Anthologien, wie etwa »*Eisfischen*« (2006), »*Chaoten und Pedanten*« (2007), »*Wienzeilen*« (2009) und »*How I fucked Jamal*« (2009). Sie erhält mehrere Stipendien, darunter ein Stipendium der *Wiener Wortstätten* (2006), das Projektstipendium des Bundeskanzleramts (2009) sowie das *Elias-Canetti-Stipendium der Stadt Wien* (2010, 2012).

2008 erscheint ihr Debutroman »*Spaltkopf*«. Julya Rabinowich selbst beschreibt die Handlung der Erzählung als »*Entwurzlung einer jüdischen Familie und deren Umtopfung, Zerfall und Neudefinition*« (zit. in: *derstandard.at*, 19. 11. 2008). Die Protagonistin Mischka kommt im Alter von sieben Jahren mit ihren Eltern und der Großmutter nach Wien, weil die Lebensumstände für die jüdische KünstlerInnenfamilie in der Sowjetunion untragbar geworden sind. Migration und die dadurch entstandenen Konflikte sind ein wichtige Themen dieses Romans, sie

stellen aber keineswegs die einzige Ebene dar. Es geht darin auch um das Erwachsenwerden, die Beziehungen zwischen den Generationen, Familiengeheimnisse und die Funktion des Verdrängens und des Erinnerns. Der Spaltkopf ist eine von Rabinowich erfundene russische Märchenfigur, mit dessen Erscheinen Mischka gedroht wird, wenn sie zum Beispiel abends nicht ins Bett gehen will. Er saugt Seele und Erinnerung aus. Es gibt nur eine Rettung: »Du musst ihn sehen. Wenn du ihn sehen kannst, hat er keine Macht mehr über dich« (S. 21f.), erklärt die Mutter Mischka. Über weite Teile des Romans gibt es zwei Erzählstimmen, neben jener der Protagonistin auch die des Spaltkopfs, der als Gedächtnisspeicher (verdrängter) Erinnerungen interpretiert werden kann und dessen Stimme erst verstummt, als sie sich während eines Besuchs in ihrer ehemaligen Wohnung mit ihrer eigenen Vergangenheit und der ihrer Familie auseinandersetzt (Muaremi 2013).¹ »Spaltkopf« wird mit der Buchprämie für ein besonders gelungenes Debut des Bundeskanzleramts (2008) sowie dem *Rauriser Literaturpreis* (2009) ausgezeichnet. Tess Lewis übersetzt den Roman unter dem Titel »Splithead« (2011) ins Englische. In ihrer Übersetzung wird er für den *International Impac Dublin Literary Award 2013* nominiert. Mit Kategorisierungen ihres Werkes (etwa als »Migrationsliteratur« oder »Frauenliteratur« kann Julia Robinowich nichts anfangen: »Menschen schreiben menschliche Literatur – auch unmenschliche. Weitere Unterscheidungen finde ich nicht sinnvoll« (zit. in: *derstandard.at*, 11. 2. 2011).

Julia Rabinowich schreibt auch zahlreiche Theaterstücke. Ihre erste Uraufführung findet 2007 im Wiener WUK statt, gespielt wird ihr Stück »nach der Grenze«. Es folgen Uraufführungen am *Schauspielhaus* (»Romeo +-Julia« 2008), am *Nestroyhof* (»Orpheus im Nestroyhof« 2008), am *Volkstheater* (»Stück ohne Juden« 2010, »Auftauchen. Eine Bestandsaufnahme« 2010) sowie am *Landestheater Niederösterreich* (»Tagfinsternis« 2014). Flucht und Asyl

sind Themen, die auch in ihren Theaterstücken immer wieder auftauchen. Dabei greift sie auf ihre Erfahrungen als Dolmetscherin für Flüchtlinge zurück, die sie seit 2006 unter anderem zu therapeutischen Sitzungen begleitet. So erzählt etwa »*Fluchtarien. Monolog für drei Stimmen und eine Tastatur*« (Uraufführung 2009 am *Volkstheater*) die Geschichte dreier Frauen, die aus unterschiedlichen Gründen nach Europa kommen, aus Tschetschenien, Nigeria und Chile. Eingearbeitet in das Stück finden sich die Kommentare eines Posters, wobei sie auf Originale aus online-Foren zurückgreift. Das Posting »*Menschenrechte muss man sich erst verdienen*« eines Users zu einem Zeitungsartikel, in dem es Migration ging, schockierte sie besonders und gab den Ausschlag für die »*Fluchtarien*« (*derstandard.at*, 06.07.2009).

2011 erscheint ihr zweiter Roman »*Herznovelle*«. War ihr erster Roman autobiographisch geprägt, so wählt sie für diese Protagonistin bewusst eine ganz andere Identität. Zu Beginn der Erzählung steht diese vor einer riskanten Herzoperation. Die Operation selbst verläuft zu ihrer eigenen Überraschung völlig problemlos, sie hat wieder Aussichten auf ein Leben in Gesundheit. Doch irgendwie scheint die Operation sie verändert zu haben, sie kann nicht mehr einfach zurück in ihr altes Leben und in ihre alte Beziehung. Aus Verzweiflung stürzt sie sich in eine obsessive Liebe zu dem Arzt, der im wahrsten Sinne des Wortes ihr Herz berührt hat. Sie beginnt ihn zu stalken, doch er erwidert ihre Gefühle nicht, ihre Schilderung der Folgen seines Eingriffs lassen ihn ungerührt: »*Das hat mich verändert. Dinge ausgemerzt. Narben geglättet. Erregungsleitungen punktgenau ultrahoherhitzt*« (S. 111). Bisweilen werden ihre Emotionen beim Lesen auch körperlich spürbar, wie etwa der »*Puls, der sich aus der Brust zwischen meine Ohren verlagert hat*«, ein »*Herzklopfen wie ungeduldiges Schlagen auf lange verschlossene Türen*« (S. 49). Die »*Herznovelle*« ist unter anderem eine Geschichte darüber, was angesichts des

¹ Muaremi, Jetta (2013) *Erinnern und Erzählen in »Spaltkopf« von Julia Rabinowich*. Diplomarbeit, Wien

Todes an Bedeutung verliert – oder gewinnt. Sie wird für *de Prix du Livre Européen* nominiert.

Seit März 2012 schreibt Jula Rabinowich wöchentlich die Kolumne »*Geschüttelt, nicht gerührt*« im *ALBUM* des *Der Standard*, wo sie aktuelle Themen sprachgewandt diskutiert und darin Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ebenen des Politischen herstellt.

Romane von Jula Rabinowich:

Spalkopf, Wien 2008

Herznovelle, Wien 2011

Die Erdfresserin, Wien 2012

Johanna Rachinger

ausgezeichnet 2003
in der Kategorie
„Betriebliche Frauenförderung“



Immer wenn unter den Gästen im Wirtshaus ihrer Eltern eine Frage aufkommt, die nicht beantwortet werden kann, wird Meyers Lexikon von seinem Platz in der Gaststube hervorgezogen und daraus vorgelesen. Johanna Rachinger hat dabei den Eindruck, dass sie aus Büchern viel lernen kann. In ihrer Kindheit und Jugend liest sie begeistert die Romane von Astrid Lindgren und Hermann Hesse und entscheidet sich schließlich dafür, in Wien Theaterwissenschaft und Germanistik zu inskribieren.

Während des Studiums kommt die 1960 in Putzleinsdorf (OÖ) geborene Johanna Rachinger mit dem Feminismus in Berührung und so arbeitet sie nach ihrer Promotion 1986 zunächst als Lektorin beim Wiener Frauenverlag. Nach ihrer Tätigkeit als Leiterin der Buchberatungsstelle im Österreichischen Bibliothekswerk wechselt sie 1992 in den Ueberreuter-Verlag. Nur drei Jahre später wird sie – im Alter von 35 Jahren – zur Geschäftsführerin ernannt. Seit 2001 ist sie nun Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek.

Johanna Rachinger ist die zweite weibliche Generaldirektorin in der Geschichte der Österreichischen

Nationalbibliothek. Die Frauenbewegung hält sie keineswegs für gescheitert: Zwar müssen Frauen ihrer Einschätzung nach noch immer deutlich härter arbeiten als Männer, um ernst genommen zu werden, dennoch hätten sich zahlreiche Türen für sie geöffnet. Frauen in Führungspositionen stehen in der Verpflichtung andere Frauen zu unterstützen, findet Rachinger. Rund die Hälfte der etwa 390 MitarbeiterInnen in der Österreichischen Nationalbibliothek sind heute Frauen und das gilt auch für leitende Positionen. Bei gleicher Qualifikation werden Frauen bevorzugt eingestellt und es wird darauf geachtet, dass alle MitarbeiterInnen Möglichkeiten zur Weiterbildung wahrnehmen können. Gerade bei den Arbeitsgruppen, in denen das eigene Können unter Beweis gestellt werden kann, achtet Rachinger darauf, dass die Hälfte von Frauen geleitet wird. Nicht zuletzt sieht sie die Einführung eines Mindestgehalts von 1.500 Euro brutto als Maßnahme, von der vor allem Frauen profitieren. An eine von ihr eingestellte Gleichbehandlungsbeauftragte können sich MitarbeiterInnen im Falle einer Diskriminierung wenden. Jährlich wird in der Österreichischen Nationalbibliothek nun in ihrem Auftrag evaluiert, welchen Handlungsbedarf es noch gibt (vgl. Interview mit Johanna Rachinger in: *dieStandard.at*, 4.9.2007). Generell ist es ihr ein Anliegen, die Österreichische Nationalbibliothek als einen Ort zu gestalten, an dem Frauen ihre Karriere verfolgen können. Für ihr Engagement in betrieblicher Frauenförderung wird ihr 2003 der Frauenpreis verliehen.

Dabei beschreibt Rachinger die Österreichische Nationalbibliothek als Institution, in der ihre Bemühungen durchaus auf Anklang gestoßen sind: Anlässlich der 20jährigen Jubiläumsfeier von Ariadne, der frauenspezifischen dokumentarischen Serviceeinrichtung in der Österreichischen Nationalbibliothek, betont Johanna Rachinger, dass gerade auch dieses Projekt

die Hauspolitik mitgeprägt hat, neue BenutzerInnen gewonnen und einen wichtigen Beitrag zur Frauen- und Geschlechterforschung geleistet hat.

Als eine der wichtigsten Umsetzungen in ihrer Tätigkeitsperiode versteht die Generaldirektorin die Restitution von Objekten, die während des Nationalsozialismus enteignet wurden. Über 50.000 Gegenstände wurden als Raubgut eingestuft. Die aktiven Bemühungen um die raschestmögliche Rückgabe von Raubgut wurden von einer vorbehaltlosen wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit begleitet, die die Vorreiterrolle der Österreichischen Nationalbibliothek eindrucksvoll belegen. Alle Restitutionsanträge an namentlich bekannte ErbInnen sind vollzogen. Als erste Bundesinstitution hat die Österreichische Nationalbibliothek 2010 erblohes Raubgut an den *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus* übergeben.

Mit umfassenden Digitalisierungsprojekten, die wichtige Schritte hin zu einer Demokratisierung des Wissens darstellen, hat Rachinger die Bibliothek in die moderne Wissensgesellschaft geführt. So sind mit ANNO (*AustriaN Newspapers Online*) bereits Millionen Seiten österreichischer Zeitungen eingescannt und öffentlich zugänglich gemacht worden. Dabei handelt es sich um historische, urheberrechtlich nicht mehr geschützte Bestände, deren Inhalte mit der Digitalisierung gleichzeitig vor dem zeitlichen Zerfall gesichert werden. Jährlich kommt eine Million neuer Zeitungseiten dazu. 2013 feierte ANNO sein 10jähriges Jubiläum mit einem Wettbewerb, in dem LeserInnen aufgefordert wurden, die skurrilsten Zeitungseinträge zwischen 1568 und 1942 herauszusuchen.

Mit gemischten Gefühlen wird hingegen Rachingers Vorstoß in punkto Buchdigitalisierung begegnet. Unter dem Namen »*Austrian Books Online*« sollen

hunderttausende urheberrechtsfreie Bücher von dem Unternehmen *Google* digitalisiert und im Internet zugänglich gemacht werden. Rachinger argumentiert, dass durch dieses Projekt eine Vielzahl an Büchern LeserInnen weltweit und kostenlos zugänglich gemacht wird; eine öffentliche Finanzierung dieses Projekts sei, so Rachinger, nicht möglich gewesen. Während an der *Public-Private-Partnership* mit *Google* teilweise heftige Kritik geübt worden ist, wählt die Tageszeitung »Die Presse« Johanna Rachinger gerade für dieses Projekt zur »*Österreicherin des Jahres 2010*« im Bereich Kulturmanagement. Zwei Jahre später folgt die Auszeichnung »*WU-Managerin des Jahres 2012*«.

Das angesichts der zunehmenden Digitalisierung von Büchern häufig artikulierte Unbehagen teilt Johanna Rachinger nicht. Zwar kann sie verstehen, dass viele Menschen das physische Buch an sich als Kunstwerk betrachten. Sie erinnert gleichzeitig aber an andere historische Momente, die Veränderungen brachten – so etwa die Veröffentlichung der Reclam-Heftchen im 19. Jahrhundert oder die »*Erfindung*« des Taschenbuchs in den 1950er Jahren – und ebenfalls auf Widerstand gestoßen sind. Das physische Buch werde in den kommenden Jahren zwar als Leitmedium abgelöst werden, nicht aber verschwinden. Sie selbst bezeichnet sich in dieser Hinsicht als hybride Nutzerin: Zu Hause oder im Urlaub hält sie lieber ein physisches Buch in Händen, unterwegs findet sie ihren *eReader* praktischer.

Virtuelle Lesesäle werden ihrer Prognose zufolge auch nicht am Stellenwert der physischen Bibliothek rütteln. Menschen bräuchten neben Wohn- und Arbeitsplätzen auch noch dritte Orte, an denen sie sich real begegnen, ist Rachinger überzeugt. Dass dies für viele die Österreichische Nationalbibliothek ist, zeigen kontinuierlich steigende BesucherInnenzahlen, meint Rachinger: An die 1.000 LeserInnen kommen täglich in die

Lesesäle. Obwohl die virtuelle Bibliothek ständig größer wird, wächst auch ihr physischer Buchbestand aufgrund der Pflichtabgabe jedes in Österreich erschienenen Werkes jährlich um rund 50.000 Exemplare. Die Kapazitäten des vier Etagen tiefen Speichers unter dem Burgarten werden in den kommenden Jahren, und damit früher als gedacht, erschöpft sein; die Zeit drängt somit eine Lösung zu finden.

Johanna Rachinger favorisiert einen Speicherplatz unter dem Heldenplatz. Mit der direkten Anbindung zu den Lesesälen wäre damit sicherlich die ökologischste Lösung gefunden. Johanna Rachinger. »*Und auch, weil dort jener Mann gestanden ist, der Bücher verbrennen ließ. Gerade dieser Platz wäre also ein idealer Ort für das Gedächtnis der Republik.*« (zit. in: *Der Standard*, 28.11.2011).

Die Österreichische Nationalbibliothek während der Leitung von Johanna Rachinger:

Transformation der Österreichischen Nationalbibliothek in ein vollrechtsfähiges Unternehmen

Restitution und Aufarbeitung der NS-Vergangenheit

Maßnahmen zur betrieblichen Frauenförderung

Aufbau einer umfassenden digitalen Bibliothek, u.a. ANNO und Austrian Books Online

verbesserte Benutzerservices mit erweiterten Öffnungszeiten

Stärkung der wissenschaftlichen Forschung

Etablierung eines vielfältigen Veranstaltungsprogramms



Sieglinde Rosenberger

ausgezeichnet 2005
in der Kategorie
„Frauen und Politik“

Seit mehr als dreißig Jahren forscht und lehrt Sieglinde Rosenberger im Bereich Politikwissenschaft. Ihr Fokus liegt dabei auf österreichischer und europäischer Politik und sie trägt maßgeblich zur demokratiepolitischen und feministischen Forschung. Gleichzeitig ist ihr die gesellschaftliche Vermittlung geschlechterpolitischer Analysen ein großes Anliegen.

1957 in Wippenham (OÖ) geboren, inskribiert sich Sieglinde Rosenberger 1977 an der Universität Innsbruck für Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft – eine damals in Österreich noch junge Disziplin. Dem Studienabschluss im Jahr 1982 folgt ein Doktoratsstudium, in dem sie bereits ihre Forschungsschwerpunkte der Frauen- und Geschlechterpolitik und der österreichischen Politik miteinander verbindet.

1989 promoviert sie über »*Frauenfragen oder Geschlechterfragen: institutionelle Frauenpolitik in Österreich*«. Dabei bringt die im Titel gestellte Frage damalige feministische Debatten auf den Punkt: Mit dem breiter gefassten Fokus auf Geschlechterfragen sollten frauenpolitische Themen

als gesamtgesellschaftlich relevante Anliegen positioniert werden. Das Ziel, zu eng gefasste Denk- und Handlungsmuster zu hinterfragen, wird die Wissenschaftlerin auf ihrem akademischen Werdegang nicht aus den Augen verlieren. Zunächst etabliert sich Sieglinde Rosenberger mit der an die Dissertation anschließende Publikation *Frauenpolitik in Rot-Schwarz-Rot: Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik* (1992) als Expertin österreichischer Frauen- und Geschlechterpolitik.

Noch im selben Jahr verbringt Sieglinde Rosenberger, unterstützt durch ein Schrödinger Stipendium, einen Forschungsaufenthalt an der San Diego State University. »*Nicht nur die Entscheidung, sondern auch die Begeisterung und Leidenschaft für eine wissenschaftliche, universitäre Laufbahn ist bei mir in diesem Jahr gefallen*« (zit. aus: *fwf.ac.at*), erzählt sie rückblickend. So habilitiert sie sich 1995 im Fach Politikwissenschaft zum Thema Gleichheit und Differenzen, wobei sie sich mit Grundproblemen der Frauen- und Geschlechterforschung und deren politischen Implikationen auseinandersetzt. Seit 1988 ist Rosenberger Universitätsassistentin an der Universität Innsbruck, mit der sie bis 1998 institutionell verbunden bleibt. Am Institut für Politikwissenschaft in Wien, wo sie 1996 bereits eine Gastprofessur innehatte, wird sie 1998 zur Professorin berufen. Gemeinsam mit Birgit Sauer publiziert sie das viel beachtete Studienbuch *Politikwissenschaft und Geschlecht* (2004), in dem politikwissenschaftliche Fragestellungen mit den Ergebnissen der Geschlechterforschung zusammengedacht werden. Vor dem Hintergrund erstarkender neoliberaler Trends kritisiert Rosenberger die Schwächen der so genannten

»*Politik des schlanken Staates*«. Dass öffentliche Verantwortlichkeiten abgebaut und unter anderem in den Bereich der Familie delegiert werden, könne »*Frauen hart treffen*« (zit. in: *diestandard.at*, 03.01.2005).

Dabei sensibilisiert die Politikwissenschaftlerin für die Widersprüchlichkeit österreichischer Frauenpolitik: Denn während Pensionsregelungen auch für Frauen lebenslange Erwerbsarbeit vorsehen, werden Frauen insbesondere in ihrer Rolle als Mütter bestärkt. »Das aber ist keine emanzipationsorientierte Frauenpolitik« (ebenda). Für Rosenberger stellt das sozialstaatliche Konzept ein wichtiges Gegenmodell dar. Dem entspricht auch ihr Engagement als Mitinitiatorin des Sozialstaatsvolksbegehrens 2002.

Sieglinde Rosenbergers Forschungsschwerpunkte orientieren sich heute ganz prinzipiell auf politische Mechanismen der Inklusion und Exklusion in demokratischen Gesellschaften. Im Rahmen der Europäischen Wertestudie im Herbst 2011 geht sie gemeinsam mit Gilg Seeber der Frage nach, was den demokratischen Wert der Gleichheit in Österreich dermaßen ins Hintertreffen bringt. In dieser Studie gelingt es herauszuarbeiten, wie die Themen Migration und Integration ausgespielt und instrumentalisiert werden: Migration wird problematisiert, während die Politik ihre Blockaden in Bezug auf gesamtgesellschaftliche Problemlagen nicht überwinden kann (vgl. www.medienservicestelle.at, 17.01.2012).

2013 wird Rosenberger der Käthe-Leichter-Preis für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt verliehen. Im selben Jahr wird ihr Gesamtwerk mit dem Wissenschaftspreis der Margaretha Lupac Stiftung ausgezeichnet.

»Rosenberger gelingt es in ihren Arbeiten, Verständlichkeit und Nachdenklichkeit mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt zu verbinden«, so die Jury (zit. aus: parlament.gv.at). Die breite Zugänglichkeit ihrer Forschungsarbeit wird auch in Bezug auf die Publikation

living rooms – Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau (2012) gewürdigt. »Lesbar, blätterbar, nacherzählbar«, lautet die Begründung bei der Ehrung als Wissenschaftsbuch 2013 (zit. aus: www.schoenstebuecher.at). An der Schnittstelle von Kunst und Sozialwissenschaften untersucht das mit Florian Bettel und Julia Mourão Permoser herausgegebene Buch den Wiener Gemeindebau als Ort von Politiken der Zugehörigkeit. Es geht um die »Grenzziehung zwischen Dazugehörigen und Nichtdazugehörigen« (living rooms), die auch photographisch – anhand von Wohnzimmer-Interieurs – festgehalten wird.

Auch im Ausland ist Sieglinde Rosenberger immer wieder tätig. Das Universitätsjahr 2003/2004 verbringt sie als Schumpeter Fellow an der renommierten Harvard University. Dem folgt 2007 ein Forschungsaufenthalt am European University Institute in Florenz. Zuletzt hat Rosenberger einen Monat als Gastlektorin in Beijing verbracht. Neben Lehre, eigenen Forschungstätigkeiten und zahlreichen Herausgeberinnenschaften ist Sieglinde Rosenberger in mehreren akademischen Gremien und Organisationen vertreten. Von 2004 bis 2007 war sie Leiterin des Instituts für Politikwissenschaft und ist seit 2006 Mitglied des Senats an der Universität Wien. Sie ist stellvertretende Sprecherin der Plattform Religion and Transformation in European Societies (RaT) und Leiterin der Forschungsgruppe The Politics of Inclusion & Exclusion (INEX). Im Zentrum der jeweiligen Forschungen stehen die Dynamiken der Inklusion und Exklusion in sich transformierenden europäischen Gesellschaften.

Während ihrer gesamten wissenschaftlichen Laufbahn unterstreicht Sieglinde Rosenberger die Bedeutung der Partizipation insbesondere marginalisierter Gruppen. Auseinandersetzung und Streit lohnen sich in ihren

Augen, sei es im Kampf um Frauenrechte, für soziale Gleichheit oder gegen europaweite Politiken der Entrechtung von MigrantInnen, wie sie im Kontext der Frauenpreisverleihung erklärt.

Publikationen von Sieglinde Rosenberger

Rosenberger, Sieglinde (1992) Frauenpolitik in Rot-Schwarz-Rot: Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik. Wien

Rosenberger, Sieglinde (1996) Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen: eine Denk- und Politikbeziehung. Wien

Rosenberger, Sieglinde; Birgit Sauer (Hgg. 2012) Politics, Religion and Gender. Framing and Regulating the Veil. (eds.): Oxford: Routledge.

Rosenberger, Sieglinde; Bettel, Florian; Mourão Permoser, Julia (Hgg. 2012) Living rooms – Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau. Wien; New York

Yvonne Scheer

ausgezeichnet 2018
in der Kategorie
„Gaming“



Yvonne Scheer engagiert sich in einem Bereich, der klar männlich dominiert ist. Dies möchte sie ändern. Seit Sommer 2018 ist die Grazerin Österreichs erste Genderbeauftragte für den heimischen E-Sport – dem sportlichen Wettkampf zwischen Menschen in Videospielen. Als solche möchte sie Frauen fördern und ihnen Mut geben, um in der momentan fast ausschließlich männlichen E-Sport-Szene zu bestehen. Sie möchte Ansprechperson für Gamerinnen sein und in der Öffentlichkeit ein Bewusstsein für deren Situation schaffen, die alles andere als einfach ist.

Ihr Ziel ist es auch, die Anzahl der Gamerinnen bei E-Sport-Events zu erhöhen, denn diese ist momentan verschwindend gering: Während weltweit zwar etwa die Hälfte der SpielerInnen Frauen sind (mitgerechnet werden die Plattformen PC, Konsolen und Smartphone), schätzt Yvonne Scheer deren Anteil im aktiven E-Sport in Österreich auf nur drei bis fünf Prozent. Die Ursachen dafür sind vor allem die Klischees und Vorurteile, die Anfeindungen und Beschimpfungen, denen Gamerinnen teilweise ausgesetzt sind, weswegen Frauen auch selten bei E-Sport-Veranstaltungen und Wettbewerben als Spielerinnen anzutreffen sind. Yvonne Scheer hat,

seitdem sie sich auf Turnieren misst, nur wenige andere Spielerinnen kennen gelernt bzw. mehrmals getroffen. 2016 ergab eine Befragung von mehr als hundert Gamerinnen aus aller Welt, dass drei Viertel von ihnen mindestens einmal online angegriffen worden sind. Eine Studie aus dem Jahr 2015 zeigte, dass männliche Shooter-Spieler, die schlechte Leistungen erbringen, häufiger weibliche Spieler beschimpften (vgl. *futurezone.at*, 14.06.2018). Die Beleidung »Mach mir ein Sandwich« war (und ist) dermaßen weit verbreitet, dass ein Frauenteam kurzerhand beschloss, diese umzudeuten und sich »Masy« zu nennen – ein Akronym aus »Make a sandwich yourself«. Während die meisten Gamerinnen verbale Herabsetzungen ignorieren, bringen Androhungen sexueller Gewalt viele dazu, sich zurückzuziehen oder ihr Geschlecht zu verstecken bzw. einen neutralen Nickname zu wählen. Doch nicht nur die Mehrheit der TeilnehmerInnen bei E-Sport-Events besteht aus jungen Männern, auch die meisten Videospieldevelopenden sind männlich. Dies führt nicht selten dazu, dass ein unrealistisches Frauenbild in Videospiele reproduziert wird. Die männlichen Spielfiguren sind häufig bis an die Zähne bewaffnet und stecken in Rüstungen, wohingegen weibliche Charaktere meist weniger bekleidet dargestellt werden – auch deshalb werden die spielenden Frauen oft nicht als Subjekte wahrgenommen.

E-Sport ist ein sehr junges, jedoch stark wachsendes Feld: 2017 sahen etwa 335 Millionen Menschen weltweit bei Übertragungen von E-Sport Wettbewerben zu, bei denen GamerInnen einzeln oder in Teambewerben in verschiedensten Videospiele gegeneinander angetreten sind. Die aktuellen Preisgelder gehen, je nach Videospiele, mittlerweile in die Millionen. Das Internationale Olympische Komitee diskutiert sogar ob E-Sport – zumindest ausgewählte Kategorien – olympisch werden soll. In Österreich ist die aktive Szene im Vergleich zu asiatischen Ländern wie Südkorea, China oder Taiwan,

in denen E-Sport viel verbreiteter und gesellschaftlich anerkannt ist, noch relativ klein: Beispielsweise würden dort Wettkämpfe im Abendprogramm gezeigt oder sogar in den öffentlichen Verkehrsmitteln übertragen, erklärt Yvonne Scheer.

Im November 2018 war sie im Namen des ESVÖ, dem eSportVerband Österreichs, als Medienbeauftragte bei der IESF World Championship in Taiwan. Bereits im Jahr davor konnte sie bei diesem Großevent – damals in Südkorea – internationale Kontakte knüpfen. Als eine von nur drei Frauen nahm sie heuer wieder bei der Generalversammlung des IESF, der International Esports Federation, teil: »Neben mir waren noch die Präsidentin von Südafrika und die Schatzmeisterin von Namibia anwesend«, postet sie auf ihrer Facebook-Seite. Und das bei über 45 Ländervertretungen aus aller Welt. Die größere Verbreitung von E-Sport in Asien erhöht jedoch nicht unbedingt die Akzeptanz von Gamerinnen. Denn in allen Ländern existiert ein starkes Ungleichgewicht zwischen Wettkämpfern und Wettkämpferinnen. »Die Frauenquoten bei Turnieren sind weltweit ähnlich niedrig«, betont Yvonne Scheer und interpretiert dies als Ausdruck gesellschaftlicher Vorstellungen. Es gibt zwar internationale Beispiele für erfolgreiche E-Sportlerinnen, doch viel zu wenige.

Yvonne Scheer selbst hat mit etwa 12 Jahren begonnen, sich mit Videospiele zu beschäftigen. Mit circa 19 Jahren hat sie »online gamen« für sich entdeckt. Sie war von Beginn an fasziniert vom sozialen Element der Videospiele und der Möglichkeit, gemeinsam gegen andere Teams anzutreten. »Dennoch hatte ich Schwierigkeiten in der Gaming-Szene Fuß zu fassen, weil mich mein Nickname, MissMadHat' beim Spielen eindeutig als Frau identifiziert. Ich habe aber bald ein tolles Team gefunden, mit dem ich von Anfang an eine gute Chemie hatte (,AuT pBo')«, erklärt sie in einem Interview (vgl. *profil*, 20.08.2018) und zählt

ihre Teamkollegen mittlerweile zu ihren guten Freunden. 2013 wurde Yvonne Scheer mit ihrem Team zum ersten Mal Staatsmeisterin und verteidigte den Titel in den beiden Folgejahren.

In den vergangenen Jahren hat sie bei mehreren Veranstaltungen, wie der GameCity im Wiener Rathaus, mitgearbeitet und in Livestreams Turniere moderiert. Als lizenzierte E-Sport-Schiedsrichterin hat sie außerdem österreichische Turniere betreut. *»Aber ich habe nie daran gedacht, damit Geld zu verdienen.«* (Die Zeit 44/2018, 29.10.2018). Die Grazerin arbeitet in einem Energie-Versorgungsunternehmen und ist regelmäßig in Wien, wo der Großteil der Veranstaltungen stattfindet. Die Tätigkeit als Genderbeauftragte für den heimischen E-Sport und dem ESVÖ ist eine ehrenamtliche, die sie mit großem Engagement verfolgt.

»Die meisten Frauen in der Szene suchen sich jemanden zum Anhalten, der ihnen dabei hilft, das alles zu lernen. Da braucht es gute Vorbilder«, sagt Yvonne Scheer (futurezone.at, 14.06.2018), die inzwischen eines der bekanntesten Gesichter in der österreichischen Szene ist. Und eines der wenigen weiblichen. Sie sieht ihre Aufgabe darin, ein Vorbild für andere Gamerinnen zu sein, sie anzuspornen und zu motivieren. Außerdem möchte sie für Fragen zur Verfügung stehen und die weibliche Gaming-Szene nachhaltig vernetzen. Eine reine Frauenliga zu bilden, wie es in anderen Ländern – teilweise erfolglos – versucht wurde, hält sie jedoch für kontraproduktiv und widerspreche auch dem Gedanken der Gleichbehandlung.

Zu ihren ersten Aktivitäten als Genderbeauftragte gehörte es, Vorträge über Geschlechtergerechtigkeit zu halten und die Situation von Frauen im E-Sport zu beleuchten. Dies tat sie beispielsweise 2018 bei der Konferenz F.R.O.G. – Future and Reality of Gaming im Wiener Rathaus. Sie kommuniziert mit den Gamerinnen (und Gamern) vor

allem über ihre Facebook-Seite – die nach ihrem Alias *»Miss-MadHat«* benannt ist –, über Teamspeak oder Skype und teilt so ihre Erfahrungen mit anderen. Seit sie ihr Amt übernommen hat, bekommt sie vermehrt Nachrichten: Glückwünsche, Interviewanfragen, aber auch Bitten um Gespräche von Mädchen und Frauen, die Hilfe oder einfach nur guten Rat benötigen. *»Für mich wäre es schon ein Erfolg, wenn sich nur ein Mädels wegen mir traut, zu einem Turnier zu gehen«,* sagt sie (Die Zeit 44/2018, 29.10.2018). Sie bekommt viel positives Feedback, aber in Erinnerung bleiben trotzdem oft die teilweise abwertenden Kommentare. Doch dagegen ist sie inzwischen gewappnet. Und dagegen kämpft Yvonne Scheer an.



Christine Scholten

ausgezeichnet 2015
in der Kategorie „Selbstbestimmung von Frauen
mit Migrationshintergrund“

»Ich glaube, dass es ganz wesentlich ist, genau an diesem Ort, wo man sich eh schon am stärksten fühlt, noch ein bisschen Kraft hineinzulegen«, konkretisiert Christine Scholten den viel beschworenen Begriff Empowerment.¹ Dies hat Scholten als Internistin in Favoriten, Vorstandsmitglied des Vereins respekt.net und Mitbegründerin der Initiative »Nachbarinnen« auch vorgelebt. Dafür wurde ihr im Jahr 2015 der Wiener Frauenpreis verliehen.

Christine Scholten wurde 1963 in Wien geboren. Bereits während des Medizinstudiums engagierte sich Scholten ehrenamtlich als Bewährungshelferin. In den Ferienzeiten absolvierte sie Pflegedienste in Spitälern der Stadt Wien. Nach der Fachausbildung im *AKH Wien* entschloss sich Scholten für das Zusatzfach Kardiologie und blieb bis 2005 im AKH tätig. Im selben Jahr gründete die Internistin eine eigene Praxis für Innere Medizin und Kardiologie mit allen Kassen in Favoriten. 2008 wurde die Praxis zur Gruppenpraxis erweitert, in der Scholten bis 2016 arbeitete. »Ich habe das Gefühl, dass ich durch sehr viel Glück und sehr viel Zufall hineingeboren wurde in eine Situation, die das Leben sehr leicht macht«, reflektiert

¹ Wiener Frauenpreis 2015:
Dr.ⁱⁿ Christine Scholten, in:
[https://www.youtube.com/
watch?v=-MEUqS4-uDI](https://www.youtube.com/watch?v=-MEUqS4-uDI)

Scholten den eigenen Werdegang.² Da dies viele Frauen nicht hätten, sei es ihr schon immer ein großes Anliegen gewesen, andere Frauen zu stärken.

»Eine gestärkte Frau, die eigene Ziele hat, die auch den Weg kennt, um diese Ziele erreichen zu können, [...] hat einen völlig anderen Blick auf die Welt«, weiß Scholten von ihrem Engagement für die Selbstbestimmung von Frauen mit so genanntem Migrationshintergrund. Christine Scholtens Logik ergibt Sinn: Frauen sind schon stark, und diese Stärke gilt es zu unterstützen. Diesen Ansatz hat Scholten bereits als Internistin verfolgt und gezeigt, dass man auch im eigenen Beruf etwas tun kann. Wer schon mal in der Gruppenpraxis in der Pernerstorfer Straße war, hat das vielleicht auch bemerkt: Dort ist etwas anders. Im Wartebereich hängen Bücher an der Wand, Romane aus Österreich und aus aller Welt. Frauen aller Konfessionen arbeiten in der Praxis. Damit werden neben der sprachlichen auch weitere Barrieren der Kommunikation zwischen dem medizinischen Personal und den PatientInnen abgebaut. Schon hier hat Christine Scholten »wesentliche Integrationsarbeit«³ geleistet – und auch selbst begonnen, Türkisch zu lernen.

Das von Christine Scholten und der Sozialarbeiterin Renate Schnee im Jahr 2012 initiierte Projekt »Nachbarinnen« folgt einer wirksamen Idee. Frauen mit Migrationserfahrung gehen als Nachbarinnen auf Frauen in der eigenen Wohnumgebung zu. »Man geht schauen, ob was gebraucht wird und bringt, was man bringen kann.«⁴ Der Namen des Vereins ist Programm. Denn die im Verein ausgebildeten Frauen nehmen, so Scholten, den Begriff der NachbarInnenschaft in ihren Kulturen noch sehr ernst. Im Fachterminus sei dies »aufsuchende Sozialarbeit«.⁵ Und tatsächlich hat der Verein 2013 in Kooperation mit der *Alpen Adria Universität IFF* und dem *AMS Wien* 16 Frauen als soziale

² Ebd.

³ Jury-Begründung

⁴ Wiener Frauenpreis 2015:

Dr.ⁱⁿ Christine Scholten

⁵ Ebd.

Assistentinnen ausgebildet. Zwölf Absolventinnen des kostenlosen fünfmonatigen Lehrgangs wurden im selben Jahr beim Verein angestellt.

Die Nachbarinnen sind Frauen mit Muttersprache Türkisch, Farsi, Arabisch, Somali und Tschetschenisch. Die Kommunikation in der Muttersprache und die geteilte Lebenserfahrung der Migration stellen eine Schlüsselqualifikation der Nachbarinnen dar. Mit dem transkulturellen Wissen können viele Hürden schnell genommen werden. Die von Förderungen und privaten Spenden getragene Tätigkeit der Nachbarinnen hat drei Standbeine: Neben der Unterstützung auf Amtswegen stehen die Stärkung der Frau und der Kinder im Mittelpunkt. Seit Beginn begleiten die Nachbarinnen auch Flüchtlingsfamilien. Lag der Schwerpunkt ursprünglich bei migrantischen Familien, werden mittlerweile genauso viele Flüchtlinge unterstützt. Jedoch habe sich die Tätigkeit des Projekts durch die Ankunft der vielen Flüchtlinge im Jahr 2015 nicht wesentlich verändert, erklärt Scholten im Portrait als Frauenpreisträgerin.⁶

In der Dankesrede für die Verleihung des 16. Bruno Kreisky Menschenrechtspreises erzählt Scholten von der Arbeit der Nachbarinnen: *»Amina darf ab nun alleine innerhalb der Wohnanlage skaten, egal mit wem und sie darf alleine gehen. Sie muss ihr Handy aufgedreht in der Hosentasche haben, die Eltern dürfen nur anrufen, wenn es um etwas extrem wichtiges geht. Wenn die Eltern ohne wichtigen Grund anrufen, darf Amina eine ihr zuge dachte Aufgabe im Haushalt für eine Woche abgeben. [...] Wenn die Eltern sich an diese Vereinbarung halten, bekommt Amina von uns Lernhilfe.«⁷ Durch die Kooperation »Nachbarin-Eltern-Kind« kann die zentrale Bedeutung des Schulerfolgs in der Familie verankert werden. Auch für die Weiterbildung der Eltern gibt es Beratung, Jugendliche werden auf dem Weg in die Arbeitswelt unterstützt. Zur Stärkung der gesamten Familie gehören schließlich auch Erziehungsund*

⁶ Ebd.
⁷ Christine Scholten (2015): Dankesrede »Nachbarinnen in Wien«, Verleihung der 16. Bruno Kreisky Preise für die Verdienste um die Menschenrechte

Gesundheitsthemen. Als Internistin ist natürlich Christine Scholten für die Gesundheitsberatung der Frauen und ihrer Familien zuständig. Sie und Renate Schnee sind als Projektleiterinnen ehrenamtlich tätig.

Neben der individuellen Begleitung bieten die Nachbarinnen auch kollektive Formate. Für Erziehungsthemen habe sich der Familientisch bewährt. *»Ein solcherart angeleitetes Gespräch ermöglicht in vertrauter Atmosphäre sehr persönliche Reflexionen und somit neue Handlungsmöglichkeiten in der Erziehung.«⁸ Ein weiteres Lernformat stellt das Bildungsfrühstück dar. Es ist ein »Lernort für Lebensstrategien«, bei dem in Fachvorträgen Themen wie Erziehung, Mietrecht, Schule, seelische Gesundheit und Frauenrechte vermittelt und diskutiert werden. Die Frauen können Fragen in der Muttersprache stellen. Das große Interesse zeige, wie sehr sich dieses Format bewährt: *»Mittlerweile wünschen sich die Teilnehmerinnen schon Themen, die sie interessieren und wo sie noch etwas lernen möchten.«¹⁰**

Das höchste Integrationsziel ist, so der Tätigkeitsbericht der Nachbarinnen, eine anerkannte Arbeit. Auch hier sucht der Verein konkrete Ansatzpunkte. Als Teilprojekt des Vereins gibt es deshalb ein eigenes Unternehmen: die Nähwerkstatt. Frauen ohne Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt, machen durch das Erlernen der Schneiderei und die erste Anstellung in Österreich einen großen Schritt in Richtung Selbstbestimmung.

Durch die Aufträge soll sich die Werkstatt in der Zukunft sogar selbst finanzieren können. So genannte *»gute Integration«* ist für die Nachbarinnen *»eine Selbstverständlichkeit«¹¹*

Denn indem sich die Frauen besser zurechtfinden und weiterentwickeln können, bringen sie sich in der Folge auch in die Gesellschaft ein. So schaffen

⁸ Nachbarinnen in Wien: Tätigkeitsbericht 2015/2016, in: http://www.nachbarinnen.at/assets/tätigkeitsbericht_2015_16.pdf
⁹ Ebd.
¹⁰ Ebd.
¹¹ Ebd.

die Nachbarinnen »langfristig Verbesserung bei den betreuten Familien, in den betroffenen Communities und hindern das Anwachsen von sozialen Folgekosten in der Gesellschaft.«¹² In einer Social Return on Investment (SROI) Analyse der Wirtschaftsuniversität Wien wurde der gesellschaftliche Mehrwerts der Nachbarinnen berechnet: 2014 hat jeder investierte Euro einen Gegenwert von 4,61 Euro geschaffen.

Auch im Verein *respekt.net* hat sich Scholten für mehr gesellschaftliche Teilhabe engagiert. Von 2013 bis 2015 ist sie im Vorstand des Vereins tätig. *Respekt.net* setzt sich für eine funktionierende Demokratie ein und entwickelt innovative Konzepte, um die Teilnahme an politischen Prozessen zu fördern. Ein Projekt des Vereins ist die Crowdfunding-Plattform: Dort können Initiativen ein öffentliches Forum und finanzielle Unterstützung für ihre Vorhaben finden.

Für ihr Engagement im Projekt »Nachbarinnen« wurde Christine Scholten vielfach ausgezeichnet. Gemeinsam mit Renate Schnee wird Scholten 2013 in der Kategorie »Humanitäres Engagement« zur Österreicherin des Jahres gekürt. Darüber hinaus werden die Nachbarinnen unter anderem mit folgenden Preisen ausgezeichnet: 2014 *Wiener Gesundheitspreis* und die *SozialMarie*, 2015 den *Bruno Kreisky Menschenrechtspreis* und 2016 den *Alexander Friedmann Preis*. »Wenn wir alle hier in diesem Land sehen würden, was da für Potential in den Frauen steckt, die zu uns kommen, und wie viel wir von diesen Frauen lernen können [...]. Dann hätten es erstens die Frauen leichter, die zu uns kommen, und wir hätten eben sehr viel mehr Möglichkeit das Leben anders zu sehen und schöner zu sehen«, so das persönliche Fazit von Christine Scholten.¹³ Sie habe für sich, für ihre Töchter und die eigene Familie sehr viel gelernt.

¹² Ebd.

¹³ Wiener Frauenpreis 2015: Dr.ⁱⁿ Christine Scholten

Margit Schratzenstaller

ausgezeichnet 2009
in der Kategorie
„Sozial- und Wirtschaftswissenschaften“



Margit Schratzenstallers Fokus als Referentin für öffentliche Finanzen am *Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung (WIFO)* liegt an der Schnittstelle zwischen einer wirtschaftswissenschaftlichen theoretischen Perspektive, anwendungsorientierter Forschung und Politik. Genderaspekte spielen in ihrem Spezialgebiet, der Steuer- und Budgetpolitik, prinzipiell eine wichtige Rolle.

Margit Schratzenstaller wird 1968 in Landshut (D) geboren. Ihre Eltern bestehen darauf, dass sie vor dem Studium etwas »Handfestes« lernt, und so schließt sie zunächst eine Ausbildung zum Industriekaufmann ab, wie es damals noch heißt. 1991 inskribiert sie sich dann für Betriebswirtschaft an der *Universität Gießen*. Im Zuge des Studiums und nicht zuletzt während eines Auslandsaufenthaltes in Milwaukee (USA) verschiebt sich ihr Interesse allerdings hin zu volkswirtschaftlichen Fragestellungen. Sie sattelt um und spezialisiert sich auf die Finanzwissenschaft, also die Lehre von den internationalen öffentlichen Ausgaben und Einnahmen. 1996 erhält sie ihr Diplom in Wirtschaftswissenschaften, 2001 promoviert sie in Gießen mit einer Arbeit über

fiskalischen Wettbewerb um Direktinvestitionen. 2002 wird sie im Graduiertenkolleg »*Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells*« an der Universität Göttingen angenommen, wo sie sich als Postdoc mit fiskalischem Wettbewerb in einer erweiterten EU beschäftigt. Im wissenschaftlichen Elfenbeinturm möchte sie allerdings nicht bleiben, vielmehr interessiert sie das Feld der angewandten Politikberatung, das ihr die Möglichkeit konkreter Mitgestaltung gibt.

Seit 2003 geht sie dieser Tätigkeit im WIFO nach (zwischen 2006 und 2008 ist sie stellvertretende Leiterin des Instituts). Das WIFO ist mit unterschiedlichen Aufgaben, zum Beispiel der Konjunkturprognose, betraut und berät die SozialpartnerInnen sowie Verwaltungseinheiten und Ministerien in punkto wirtschaftspolitische Maßnahmen. Anwendungsorientierte Forschung schließt für sie dabei immer auch das konkrete Umfeld mit ein, also Öffentlichkeitsarbeit und Sensibilisierung hinsichtlich wirtschaftlicher Zusammenhänge. Wenngleich dies nicht ihr vorrangiges Beschäftigungsfeld ist, so versucht sie dennoch immer Gender Budgeting miteinzubeziehen. Gender Budgeting zielt darauf ab, geschlechtsspezifische Aspekte und Forderungen in jede Phase des Budgetprozesses einzubringen, von der Planung über die Umsetzung bis hin zur Kontrolle. Dabei werden Ausgaben und Einnahmen des Staates aus einer Gleichstellungsperspektive beleuchtet. Wie wirken sich Steuern unterschiedlich auf Frauen und Männer aus, welche Konsequenzen haben sie für die Erwerbstätigkeit? Trotz konzeptueller und praktischer Herausforderungen kann *Gender Budgeting* ihrer Meinung nach positiv in Budgetpolitik intervenieren.

Margit Schratzenstaller weist darauf hin, dass Geschlechteraspekte mittlerweile sogar von der Mainstream Ökonomie aufgegriffen worden sind. Auch hier sei erkannt worden, dass Gleichstellungsdefizite, wie

die große Einkommensschere zwischen Männern und Frauen, aus ökonomischer Perspektive von Nachteil sind. Sie verweist auch auf volkswirtschaftliche Studien, denen zufolge eine höhere Repräsentation von Frauen positive Wachstumseffekte hätten. (in: *AUF. Eine Frauenzeitschrift* 2011/ Nr. 153, S. 10f.). Davon abgesehen hält Schratzenstaller fest: »*Die Verwirklichung der Gleichstellung der Frauen in ökonomischer, sozialer und politischer Hinsicht ist ein fundamentales Menschenrecht, das auch dann durchzusetzen ist, wenn es sich weder betriebswirtschaftlich noch gesamtwirtschaftlich rechnet*« (ebenda).

Im Kontext der Frauenpreisverleihung betont die Ökonomin unter anderem, dass Arbeit in Österreich sehr hoch besteuert ist. Frauen sind dabei in unteren Einkommensbereichen überdurchschnittlich hoch vertreten, was sich individuell wie gesamtwirtschaftlich negativ auswirkt. Wenn Frauen, die hoch qualifiziert sind, nicht oder nur teilweise erwerbstätig sind, liegt Humankapital brach.

Andererseits argumentiert sie, dass das Normalarbeitsverhältnis von (mehr als) vierzig Wochenstunden als allseits gültiger Referenzpunkt prinzipiell in Frage zu stellen wäre – für Männer und Frauen. Insbesondere wenn es um die Betreuung von kleinen Kindern geht, könne dies wünschenswert sein. Zudem erscheint ihr die allgemeine Durchsetzung des männlichen Vollzeitmodells nicht angemessen, um »*den künftigen sozialen und gesellschaftlichen Herausforderungen (demographische Entwicklung, Klimawandel), die eine sozial und ökologisch nachhaltigere Wirtschaftsweise unabdingbar machen*« zu begegnen (zit. in: *AUF. Eine Frauenzeitschrift* 2011/Nr. 153, S. 11).

Seit 2012 ist Margit Schratzenstaller eine der KoordinatorInnen des Forschungsprojekts »*WWWforEurope – Ein neuer Wachstumspfad für*

Europa«, durchgeführt vom WIFO in Kooperation mit Partnerorganisationen aus zwölf EU-Ländern. Dabei wird versucht, Lösungsansätze »for a more dynamic, inclusive and sustainable Europe« zu generieren, wie es auf der Homepage heißt (www.foreurope.eu). Wirtschaftliche Entwicklungen, betont sie, müssen ökologisch viel nachhaltiger werden. Nicht nur auf österreichischer, sondern auch auf europäischer Ebene braucht es konkrete Visionen, die Klimaziele beinhalten. Dringlich ist zudem die immer größer werdende Einkommens- und Vermögensungleichheit. Es braucht Antworten auf Verteilungsfragen, wovon die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen einen wichtigen Aspekt darstellt. Genderaspekte sollten dabei nicht nur auf Fragen der Sozial- und Arbeitspolitik bezogen werden, sondern auch in Bereichen wie Budget-, Umwelt- oder auch der Industriepolitik stärker in den Vordergrund gerückt werden.

Schratzenstaller ist im Fiskalrat an der *Österreichischen Nationalbank* als Expertin vertreten. Sie ist außerdem Kuratoriumsmitglied des Europäischen *Forum Alpbach*, bei dem sich jedes Jahr ExpertInnen und Studierende aus ganz Europa treffen, um politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen in einem interdisziplinären Format zu diskutieren. Sie ist mitverantwortlich für die Themenwahl der Wirtschaftsgespräche.

Seit mehreren Jahren ist Margit Schratzenstaller nun Lehrbeauftragte an der *Universität Wien*, wo sie jeweils im Sommersemester eine Vorlesung über Grundlagen der Steuerlehre hält. Sie sieht es als Privileg, etwas zur Ausbildung der nachfolgenden Generation beitragen zu können und freut sich immer wieder darüber, dass junge Menschen noch Fragen stellen, wie ein zukunftsfähiges Wirtschaften gestaltet werden kann.

Publikationen von Margit Schratzenstaller:

Schratzenstaller, Margit (2011): Vom Steuerwettbewerb zur Steuerkoordinierung in der EU? In: WSI-Mitteilungen, 6/2011.S. 304-313

Schratzenstaller, Margit (2012): Die gesellschaftlichen Funktionen und Herausforderungen des Steuerrechts, in: Ehs/Gschiegl/Ucakar/Welan (Hg.): POLITIK UND RECHT. SPANNUNGSFELDER DER GESELLSCHAFT, Wien.

Schratzenstaller, Margit (2012): Gender Budgeting im Steuersystem (WIFO-Studie im Auftrag der Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien), Wien.

Schratzenstaller, Margit (2013): Besteuerung höherer Einkommen und Vermögen – Internationale Entwicklungstendenzen, Möglichkeiten und Grenzen, in: Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung, DIW Berlin, 82,1,S. 13-34

Schratzenstaller, Margit (2014): Familienpolitik in ausgewählten europäischen Ländern im Vergleich (WIFO-Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familien und Jugend Wien), Wien.



Heidi Schrodt

ausgezeichnet 2005
in der Kategorie
„Mädchen im Bildungsbereich“

»Die Schule kann mehr als man glaubt«, meint Heidi Schrodt anlässlich der Verleihung des Frauenpreises 2005, mit dem sie als Direktorin des Wiener Gymnasiums in der Rahlgasse für ihren Einsatz in punkto Mädchenförderung ausgezeichnet wird. Auch in ihrer Pension setzt sie sich als Vorsitzende der Initiative *Bildung-Grenzenlos* für mehr Bildungsgerechtigkeit ein, also dafür, Kindern und Jugendlichen »die bestmögliche Bildung und Ausbildung mitzugeben, unabhängig davon, woher sie kommen, welcher Religion sie angehören oder welches Geschlecht sie haben« (zit. aus: www.pfz.at).

Heidi Schrodt wird 1950 in Ybbs an der Donau geboren. 1974 schließt sie das Lehramtsstudium in den Fächern Deutsch und Englisch an der *Universität Wien* ab und unterrichtet in den darauf folgenden 17 Jahren an mehreren Wiener AHS. Die Erfahrungen, die sie als Lehrerin und SchülerInnenberaterin macht, bringen sie zu einer Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Aspekten des Unterrichtens. 1992 wird sie Direktorin am Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Rahlgasse im 6. Wiener Gemeindebezirk. Die Schule kann auf eine lange Tradition der Mädchenförderung zurückblicken, war sie doch mit ihrer Eröffnung im Jahr 1892 das erste

Mädchengymnasium Österreichs. Bis 1979 wurden dort nur Mädchen unterrichtet, danach führte man die Schule koedukativ.

Als Heidi Schrodt 1992 an die Schule kommt, ist der Alltag bereits relativ stark von den Burschen geprägt. Sie will wieder einen stärkeren Akzent auf die Mädchenförderung legen und findet dabei durchaus Unterstützung im Kollegium. Im Schuljahr 1994 gibt es deutlich mehr Anmeldungen von Mädchen und es wird bewusst eine reine Mädchenklasse angeboten. Von Beginn an ist diese jedoch heftiger Kritik ausgesetzt. Das Projekt wird nicht nur von Außen als reaktionär bezeichnet, auch vonseiten der anderen SchülerInnen werden die Mädchen der Klasse angefeindet. Heidi Schrodt sieht dies als Exempel dessen, was passiert, »wenn man den Fokus auf Frauen und Mädchen richtet« (Schrodt 2005).¹ Auch wenn ihr zufolge »Mädchenkonflikte« wie Zuwendungsentzug und Ausgrenzungen entstehen, entwickeln die Schülerinnen ein starkes Selbstbewusstsein, nehmen sich ihre Räume im Schulalltag, und bringen gute Leistungen. Obwohl viele Schülerinnen und Eltern die Klasse gerne weitergeführt hätten, wird das Projekt aufgrund der negativen Etikettierungen 1996 beendet. Von 2002 bis 2004 kommt noch einmal eine Mädchenklasse zustande. Zwar gibt es auch diesmal wieder Gegenwind, aber nicht mehr so starken wie beim ersten Mal (vgl. Schrodt 2005; derstandard.at, 25.06 2008).

Generell werden in der Rahlgasse gezielt Maßnahmen gesetzt, um geschlechtsspezifischen Rollenklischees entgegenzuarbeiten. Immer wieder werden Mädchen- und Bubentage abgehalten, – der erste wird 1995 von Frauenministerin Johanna Dohnal eröffnet – an denen gesamtschulisch ein getrenntes Programm angeboten wird. So haben einmal die Mädchen der 8. Schulstufe die Möglichkeit, im Rahmen des Physikunterrichts Solarobjekte herzustellen, während

¹ Heidi Schrodt (2005) Mädchenförderung? Bubenförderung? Gender Mainstreaming? Auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Schule. Vortrag gehalten bei einem Treffen von Expertinnen und Experten im BMBWK am 23.6.2005, www.eduhi.at

die Burschen ein viergängiges Menü kochen. In der 5. und 6. Schulstufe werden beide Geschlechter sowohl im textilen wie auch technischen Werken unterrichtet. Es gibt Mädchenbetreuungslehrerinnen wie auch Bubenbetreuungslehrer, die jeweils Sprechstunden anbieten.

In einem 2008 geführten Interview betont Heidi Schrodts retrospektiv die Notwendigkeit einer doppelten Strategie, also einerseits »Räume zu schaffen, wo Mädchen und Buben für sich sein können« und gleichzeitig Bereiche beizubehalten, »wo die Kategorie Geschlecht nicht thematisiert wird« (derstandard.at, 25.06.2008). Eine »bewusste Koedukation« bedeutet für sie erweiterte Handlungsspielräume für alle. Mädchenarbeit müsse dabei immer mit Bubenarbeit einhergehen (Schrodts 2005).

Auch außerhalb des Schulalltags bringt Heidi Schrodts ihre Expertise immer wieder ein. 2004 holt sie der damalige SPÖ-Vorsitzende Alfred Gusenbauer in das *Kompetenzteam Bildung*. 2005 lehrt sie an der *Universität Klagenfurt* zu Geschlechterverhältnissen an den Schulen. 2007 wird sie Teil einer von der damaligen Bundesministerin für Unterricht, Kunst und Kultur Claudia Schmied einberufenen ExpertInnenkommission, die sich mit der Evaluation bestehender Schulmodelle und dem Erarbeiten von Alternativen beschäftigt.

Heidi Schrodts geschlechterpolitisches Engagement an Schulen wird mehrfach ausgezeichnet. Nach dem *Frauenpreis der Stadt Wien* 2005 erhält sie 2009 als erste den *Mariahilfer Frauenring*. Im Jahr darauf wird ihr der *Käthe-Leichter-Preis für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt* verliehen. Seit 2010 ist Heidi Schrodts in Pension, sie mischt sich aber trotzdem weiterhin aktiv in Bildungsdebatten ein. 2011 unterstützt sie das

Bildungsvolksbegehren, seit 2013 beteiligt sie sich mit dem Thema Bildungsgerechtigkeit am Projekt *Wien. Welt.Offen*.

Österreich ist ihr zufolge bildungspolitisch ein »zutiefst inegalitäres Land«, das gute Bildung zu einem herkunftsabhängigen Privileg macht und somit Elitenbildung fördert (zit. aus: *www.pfz.at*). Bildungsungerechtigkeit beginnt bereits bei der LehrerInnenausbildung: Je angesehener der Schultyp ist, an dem eine Lehrkraft künftig unterrichten soll, desto besser wird sie ausgebildet und umso höher ist auch ihr Gehalt. So müssen Hauptschulkräfte in mehreren unterschiedlichen Fächern unterrichten, ohne notwendigerweise dafür qualifiziert zu sein. Darin sieht sie eine massive Geringschätzung gegenüber den SchülerInnen. Sie unterstützt die Idee, LehrerInnen nicht schultypspezifisch sondern altersgruppenspezifisch auszubilden. Schließlich sei gerade die frühe Trennung im Alter von zehn Jahren für »grobe soziale Ungleichheiten« verantwortlich und müsse deswegen unbedingt abgeschafft werden (ebenda). Das Konzept der gemeinsamen Schule sage noch nichts über dessen Qualität aus, hier gäbe es große Unterschiede. »Es ist noch viel zu tun in diesem Land, um dem Auftrag, den uns unsere Bundesverfassung gibt, gerecht zu werden«, erklärt sie (ebenda). Dabei kritisiert sie auch, dass Mehrsprachigkeit per se als Defizit und nicht als wertvolle Ressource gesehen wird. Steht im Halbjahreszeugnis einer Schülerin oder eines Schülers der 4. Volksschule in Deutsch eine schlechtere Note als ein »Gut«, so hat sie oder er kaum Aussichten an einem Gymnasium genommen zu werden. Davon betroffen sind häufig SchülerInnen, die eine andere Erstsprache als Deutsch haben oder die gerade erst nach Österreich gezogen sind: »Auch sie müssen draußen bleiben aus dem heiligen Bildungstempel des Bürgertums. In Wirklichkeit ein Skandal. Es fügt sich aber gut ins Bild« (ebenda).

2014 veröffentlicht sie zu diesem Thema das Buch »*Sehr gut oder Nicht genügend – Schule und Migration in Österreich*«. Darin werden insbesondere die Schwierigkeiten thematisiert, mit denen SchülerInnen in einem bildungsungerechten System konfrontiert sind, die mehrsprachig sind und zudem mit ökonomischer Benachteiligung zu kämpfen haben. In einem Katalog listet sie Forderungen wie die nach einem zweiten verpflichtenden Kindergartenjahr, der Abschaffung der Trennung von SchülerInnen im Alter von zehn Jahren in HauptschülerInnen und GymnasiastInnen, dem verstärkten Einsatz von SprachförderlehrerInnen oder der Einführung von Türkisch als Maturafach auf.

Heidi Schrodts Engagement für Bildungsgerechtigkeit:

Intensive Mädchenförderung als Direktorin der Rahlgasse (1992-2010) Vorsitzende der Bildungsinitiative Bildung Grenzenlos

Vorträge und Publikationen zum Thema Bildungsgerechtigkeit, z. B. Schrodts, Heidi (2014)

Sehr gut oder Nicht genügend – Schule und Migration in Österreich. Wien

Renée Schroeder

ausgezeichnet 2007
in der Kategorie
„Untypische Frauenberufe“



Weiter denken! So lautet für Renée Schroeder das Gebot der Stunde, auch wenn die Molekularbiologin als eine der führenden Vertreterinnen ihres Bereichs schon sehr viel erreicht hat. Renée Schroeder »*hat sich mit großem Engagement in die Diskussion um Ethik und Wissenschaft*« eingebracht, heißt es in der Juryerklärung des Frauenpreises 2007. »*Sie äußert sich immer wieder kritisch zu allen Haltungen, die einengen und damit letztlich auch diskriminieren*« (ebenda).

Renée Schroeder wird 1953 in João Monlevade (Brasilien) geboren. Mit dem Militärputsch – sie ist damals 14 Jahre alt – entscheiden sich die aus Luxemburg stammenden Eltern nach Österreich zu ziehen. Es ist schwierig gewesen, Deutsch zu lernen und sich auf die von der Nachkriegszeit geprägte Umgebung in Bruck an der Mur einzustellen, erinnert sie sich (*profil.at*, 22.07.2013). Doch mit der Aufbruchsstimmung der späten 1960er Jahre sei plötzlich vieles möglich geworden – insbesondere für Frauen. plötzlich vieles möglich geworden – insbesondere für Frauen.

Das 1972 begonnene Biochemie-Studium schließt

Schroeder 1981 mit einem Doktorat an der *Universität Wien* ab. Nach der Promotion arbeitet sie zunächst am *Centre national de la recherche scientifique* (CNRS) in Frankreich, unterstützt durch ein Stipendium der *European Molecular Biology Organisation* (EMBO). Die nächste Post-doc Stelle wird durch ein *Schrödinger Stipendium* ermöglicht. Nach diesem Aufenthalt am *Wadsworth Center* in New York kehrt sie schließlich als Assistentin an das *Institut für Mikrobiologie und Genetik* an die *Universität Wien* zurück, wo sie seit 1986 arbeitet. 1993 folgt die Habilitation mit einer Arbeit zur Wechselwirkung von Antibiotika mit der Ribonukleinsäure (RNA). Die RNA, dieses für sie so faszinierende Molekül, wird sie während ihrer gesamten universitären Laufbahn begleiten. Zunächst hat sie sich jedoch »den Schädel [...] zwei Mal an der Glasdecke« der *Universität Wien* an (zit. aus: www.orf.at): Zwar wird Renée Schroeder bereits zwei Jahre nach ihrer Habilitation außerordentliche Professorin. Ihre ordentliche Professur für RNA-Biochemie an der *Universität Wien* erhält sie allerdings erst 2006, also dreizehn Jahre und zwei Ablehnungen später.

Schon während ihrer Dissertation begeistert sich Schroeder für die Vielseitigkeit der Ribonukleinsäure. Wie die DNA kann sie Erbinformation transportieren, ist aber chemisch viel aktiver. Viele Jahre stand das eher unscheinbare RNA-Molekül im Schatten der DNA, nun ist seine Bedeutung unbestritten. In »*Die Henne und das Ei. Auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens*« (2011) stellt Schroeder das von ihr so bezeichnete »*Molekül des Lebens*«, mit dem sie sich seit nunmehr dreißig Jahren beschäftigt, einem breiten Publikum vor (zit. aus: www.dashennei.net). Das gemeinsam mit Ursel Nendzig verfasste Buch, das als *Wissenschaftsbuch des Jahres 2012* ausgezeichnet worden ist, reicht dabei von Antworten auf die Frage nach dem Ursprung des Lebens, über Einblicke in angewandte Ethik, bis hin zur Diskussion genetischer Möglichkeiten.

Für ihr wissenschaftliches Werk ist Renée Schroeder bereits mehrfach ausgezeichnet worden, etwa mit dem *Theodor-Körner-Stiftungspreis für Wissenschaft und Kunst* (1984) oder dem *Sandoz-Forschungspreis für Biologie* (1992). Im Jahr 2001 wird ihr Engagement im Mentoring-Programm für Frauen an der *Universität Wien* mit dem von der Firma *L'Oréal* und der *Unesco* vergebenen *Special Honor Award for Women in Science* gewürdigt. Im darauf folgenden Jahr wird sie *Wissenschaftlerin des Jahres*, wobei speziell ihr Einsatz für eine größere gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft hervorgehoben wird. 2003 erhält sie schließlich den *Wittgensteinpreis*, die renommierteste österreichische Auszeichnung im Wissenschaftsbereich. 2006 wird Renée Schroeder das *Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik* verliehen. Ihre jüngste Auszeichnung ist der *Eduard Buchner Preis der Deutschen Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie* (2011).

2003 wird Schroeder als zweite Frau in der Geschichte wirkliches Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der *Österreichischen Akademie der Wissenschaft* (ÖAW). Bereits bei der ersten Feier wird sie damit konfrontiert, ganz eindeutig in der Minderheit zu sein. Mit dem Kommentar »*Ehefrauen dürfen da nicht sitzen*« (zit. in: profil.at, 22.07.2013) wird ihr der Platz im Festsaal streitig gemacht. Schroeders Mitgliedschaft in der ÖAW sollte auch nicht von langer Dauer sein. Im Mai 2012 kehrt sie der Akademie öffentlichkeitswirksam den Rücken. Aus Protest gegen den hohen Anteil an Mitgliedern des *Cartellverbands* und gegen die schwache Exzellenzförderung – insbesondere von Frauen – gibt Schroeder schließlich ihren Platz in der ÖAW auf.

Mit dem Austritt aus der Akademie beendet Schroeder jedoch nicht ihre Arbeit in wissenschaftlichen Gremien. War sie zwischen 2001 und 2005 Mitglied der Bioethik-Kommission des Bundeskanzlers und von

2005 bis 2010 Vizepräsidentin des *Wissenschaftsfonds FWF*, ist sie nun Mitglied des *Rats für Forschung und Technologieentwicklung*. Zudem war sie von 1998 bis 2004 österreichische Delegierte der *European Molecular Biology Organisation* und ist seit 2007 Chefherausgeberin des *Journals RNA-Biology*.

Bezeichnend ist auch ihr gesellschaftspolitisches Engagement, etwa bei der *»Initiative Religion ist Privatsache«*. Als überzeugte Atheistin hat Schroeder mit ihren religionskritischen Ansichten so manches Mal für Aufruhr gesorgt. Sie versteht sich nicht prinzipiell als Religionsgegnerin, jeder Person solle ein Weltbild zugestanden werden. Damit erübrigt sich für sie aber nicht die am kirchlichen Machtapparat und am kirchlichen Frauenbild zu leistende Kritik. Generell kritisiert sie die gestiegene Erwartungshaltung an Frauen: *»Sie [...] müssen drei Mal mehr leisten als die guten Männer – und dann haben sie immer noch nichts sicher. Es gibt zwar heute viel mehr Möglichkeiten für Frauen, aber der Leistungsdruck ist so hoch wie nie«* (*derstandard.at*, 30.03.2013).

In der Verbindung ihrer wissenschaftlichen und gesellschaftskritischen Einsichten ist Schroeder konsequent. Selbst Naturgesetzen könne keine ewige Wahrheit zugeschrieben werden. Immer zählen laut Schroeder die Bedingungen, unter denen sich wissenschaftlichen Tatsachen ereignen (*profil.at*, 22.07.2013). Deshalb wird sie nicht müde, das große Gewicht gesellschaftlicher Einflüsse auf die Entwicklung menschlicher Potentiale zu unterstreichen. *»So kann es nicht weitergehen«* erklärt sie und stellt einer Huldigung des Wirtschaftswachstums das selbstlose Wachstum von Zellen entgegen (zit. aus: *www.dashennei.net*). Auch Schroeders neustes mit Ursel Nendzig verfasstes Buch *»Von Zellen, Menschen und Waschmaschinen. Anstiftung zur Rettung der Welt«* (2014) verspricht neue Akzente. Diese setzt sie auch in ihrem Privatleben: Schroeder hat

den zweiten Bildungsweg an der landwirtschaftlichen Fachschule in Hollabrunn nicht gescheut, um einen Bergbauernhof in Salzburg erwerben zu können. Dort will sie sich in ihrer Pension der Kraft alpiner Heilkräuter widmen.

Publikationen von Renée Schroeder:

Schroeder, Renée et al. (2010) Genomic SELEX for Hfq-binding RNAs identifies genomic aptamers predominantly in antisense transcripts. In: *Nucleic Acids Research* (38), S. 3794-3808

Schroeder, Renée; mit Nendzig, Ursel (2011) Die Henne und das Ei. Auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens. St. Pölten

Schroeder, Renée; mit Nendzig, Ursel (2014) Von Zellen, Menschen und Waschmaschinen. Anstiftung zur Rettung der Welt. St. Pölten



Anna Steiger

ausgezeichnet 2019
in der Kategorie
„Frauenförderung in der Wissenschaft“

Mehr Frauen sollen am technischen und digitalen Wandel unserer Gesellschaft mitarbeiten und mitgestalten, und alle – Männer und Frauen – sollen sich dafür zuständig fühlen. Das ist die Mission von Anna Steiger, Vizerektorin für Personal und Gender an der Technischen Universität Wien. Für ihr kontinuierliches Engagement für verbindliche Gleichstellung in Wissenschaft und Forschung wurde sie im Jahr 2019 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Anna Steiger, Jahrgang 1965, wächst in Mattersburg im Burgenland auf. Sie ist mathematisch begabt und nimmt – genau wie ihr Bruder – an der Mathematik-Olympiade teil. Mathematik zu studieren, auf diese Idee kommt sie – anders als ihr Bruder – rückblickend betrachtet gar nicht. Weil sie sehr gerne schreibt, will sie Journalistin werden und geht zum Studium nach Wien und ist erst einmal komplett überfordert. *»Ich hatte keine Ahnung: ich habe die Votivkirche mit dem Stephansdom verwechselt, ich war mit 18 Jahren reichlich unbedarft«,* erzählt sie lachend.

Von 1983 bis 1989 studiert sie Publizistik und Politik-

wissenschaft an der Universität Wien. Auf Empfehlung des damaligen »Profil«-Herausgebers Günter Nennung, den sie in einem Proseminar kennenlernt, beginnt sie jedoch zusätzlich ein Jus-Studium – das schließlich ihr Hauptstudium werden soll. Es ist ein großes Durchkämpfen, denn bei den Prüfungen gibt es Durchfallquoten von 91 Prozent. Anna Steiger bleibt dabei und beginnt 1990, noch während des Studiums, bei einem Wiener Rechtsanwalt mitzuarbeiten. Sie wird gefördert und gefordert. Sie darf ihm keine Schande machen und bei den Prüfungen nicht durchfallen, sagt er.

1993 schließt Anna Steiger ihr Studium ab und arbeitet bis 1994 bei der Unternehmensberatung Paradigma. 1995 folgt eine erste Anstellung an der Akademie der Bildenden Künste Wien. Als Juristin ist sie dort zuständig für Personal und Controlling. Ihre Chefin fördert sie mit Weiterbildungen: Steiger reist zu einer Workshop-Woche zum Thema *»Leadership und Frauen«* nach Brüssel. Um mehr von Zahlen zu verstehen, soll sie einen Controlling-Kurs machen. Gender ist für sie persönlich anfangs kein offensichtliches Thema.

»Ich bin im Glauben aufgewachsen, dass mir die Welt offen steht«, erzählt Anna Steiger rückblickend. Die Geburt ihres ersten Kindes habe sie allerdings auf den Boden zurückgeholt. Als sie aus der Karenz zurückkommt, ist die Karenzvertretung ihre neue Chefin. Anna Steiger arbeitet 20 Stunden und sieht sich damit bei sämtlichen Karrierechancen im Abseits. Das wird ihr auch offen so kommuniziert. Was könne man mit einer Teilzeitstelle schon wollen? *»Ich würde behaupten, leider Gottes immer noch ein klassisches Frauenschema«,* sagt Steiger. Auch bei ihrer späteren Arbeit an der TU wird sie beobachten, dass viele junge, hochqualifizierte Studentinnen oder Wissenschaftlerinnen von *»Frauenförderung«* erstmal nichts hören wollen. Angebote unter diesem Schlagwort

würden kaum angenommen. An der TU habe man sich daher schnell für einen breiteren Ansatz entschieden und die Begriffe »Gender« und »Gleichstellung« in den Mittelpunkt gestellt.

Von 2001 bis 2003 wechselt Anna Steiger zur Niederösterreichischen Volkshilfe und lernt dort mit einer NGO ein weiteres Arbeitsumfeld kennen. Sie ist zuständig für Personal und Arbeitsmarktpolitik und genießt die Freiheit und das selbstverantwortliche Handeln. An den österreichischen Universitäten ändern sich inzwischen mit dem Universitätsgesetz von 2002 die Rahmenbedingungen. Im Gesetz ist eine verpflichtende Frauenquote verankert und auch ein eigenes Büro, das für Gleichstellungsfragen zuständig ist. Im Jahr darauf, 2003, kehrt sie als Vizerektorin für Personal, Ressourcen und Frauenförderung an die Akademie der Bildenden Künste zurück. Auch Anna Steigers Bestellung als Vize-Rektorin für Frauenförderung ist ein bewusstes Signal nach außen. Klare, rechtliche Rahmenbedingungen hält Anna Steiger noch heute für die Grundvoraussetzung, um Gleichstellung zu erreichen. *»Und zwar nicht mit naja, wenn es irgendwie gut geht, oder sie dürfen, oder sie können. Sondern es ist zu tun.«*

An der Akademie der Bildenden Künste wird der Frauenanteil unter den Professor*innen dank der Quote in kürzester Zeit immens gesteigert, bis man schließlich auf 50 Prozent Professorinnen kommt.

2011 wechselt Anna Steiger als Vizerektorin für Personal und Gender an die Technische Universität Wien. Sie startet gleichzeitig mit der neuen Rektorin, der Werkstoffwissenschaftlerin Sabine Seidler. Erstmals nach fast 200-jährigem Bestehen der Universität stellen zwei Frauen die Doppelspitze, was auch im 21. Jahrhundert noch einige Gegenüber fassungslos hinterlässt.

An der TU beginnt Anna Steiger mit konsequentem Gender-Monitoring. Denn um zu erreichen, wo man hinwill, muss man auch erstmal genau wissen, wo man wirklich steht. Bis ins kleinste Detail wird für jede Fakultät erfasst, wie sich Beschäftigungsverhältnisse und Gehälter nach Geschlecht verteilen, von den Studierenden bis zu Senior Scientists. Jedes Jahr erscheint fortan ein Gleichstellungsbericht. Eine langweilige, mühsame Arbeit, wie Anna Steiger einräumt, ohne die es aber nicht geht. Denn was nützen allgemeine Zahlen – etwa, dass ein Drittel der TU-Studierenden weiblich sind – wenn bei Architektur 50 Prozent Frauen studieren, in der Elektrotechnik aber nur knapp zehn Prozent? *»Gender-Monitoring muss immer detailgenau sein und kleinteilig«,* erklärt sie.

Auch an der Fakultät für Informatik kämpft die Technische Universität mit einem niedrigen Frauenanteil. Nur 17 Prozent der Studierenden sind weiblich. *»Das ist natürlich ziemlich wenig, wenn man daran denkt, dass wir im Moment unsere Welt digitalisieren und Frauen daran kaum Teilhabe haben. Also wir arbeiten daran nicht mit oder nur in einem sehr geringen Prozentsatz.«* Die Konsequenz: mehrheitlich programmieren weiße Männer die Algorithmen, die zunehmend unseren Alltag und auch gesellschaftsbestimmende Entscheidungen treffen. Die Programmierer bringen – wie alle Menschen – ihre bestimmte und beschränkte Sicht auf die Welt mit und ihre Algorithmen schreiben diese fort.

Anna Steiger und ihr Team an der TU wollen ein Bewusstsein für die Bedeutung des technologischen Wandels viel breiter in die Gesellschaft tragen – und vor allem sollen viel mehr Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen daran beteiligt sein. Eines ihre Lieblingsprojekte ist das Programm *»TU All Inclusive«,* bei dem junge Frauen aus allen Schichten

angesprochen und an die TU geholt werden sollen. TU-Mitarbeiter*innen gehen in Schulen und leisten Öffentlichkeitsarbeit. Eine dreijährige Kooperation gibt es zum Beispiel mit der Volksschule in der Neilreichgasse in Favoriten.

Das Besondere für Anna Steiger an dem Programm: erstmals wird die Verantwortung dabei den Fakultäten selbst übertragen. *»Es braucht ein Commitment seitens einer Leitung, ein Top-Down, was Gender-Gleichstellung betrifft, aber letztendlich muss es auch bei allen ankommen.«* Gleichstellung sei nicht mehr das Projekt der Frau Vizerektorin, sondern ein gemeinsames Ziel, das alle angeht und für das alle verantwortlich sind. Dafür schließt das Rektorat auch Zielvereinbarungen mit den einzelnen Fakultäten ab, in jeder Zielvereinbarung gibt es konkrete Genderziele. Diese basieren wiederum auf den Analysen und dem Gender-Monitoring des Rektorats, aber auch auf den Beobachtungen, Wahrnehmungen und Kenntnissen der Fakultäten selbst. Nach zwei Jahren Corona-Pandemie beobachtet Anna Steiger allerdings selbst bei extrem gut ausgebildeten Wissenschaftlerinnen extreme Belastung und Karriere-Rückschritte. *»Wenn Sie mich nach Zielen fragen, dann ist es im Moment aus diesem tiefem Tal, in dem wir uns als Gesellschaft gerade bewegen, wieder herauszukommen.«*

Anna Steigers Einsatz für Gleichstellung geht weiter. Auch im Vorstand des *»Vereins Ute Bock«*, der geflüchtete Menschen in Wien unterstützt, ist sie engagiert. Klar Ziele zu kommunizieren ist auch ein Hauptanliegen in Anna Steigers Rolle als Mentorin für den Verein *»Junge Musliminnen und Muslime in Ö«*. Zu ihren früheren Mentees gehören zum Beispiel die international nachgefragte Start-Up-Unternehmerin Nermina Mumić, die einen Algorithmus entwickelt hat, der Betrugsfälle bei Musikstreaming erkennt, oder

die PhD-Studentin Mubashara Akhtar, die am King's College in London zu Künstlicher Intelligenz und Fact-Checking forscht. *»Ich versuche immer, meine Mentees zu ermutigen, sich alles zuzutrauen. Also auf Menschen zuzugehen, zu sagen, was man will, und das auch einzufordern, was man möchte.«* Anders bekommt man die Sachen nicht, ergänzt Anna Steiger.

Seit 2011 Vizerektorin Personal und Gender an der TU Wien



Marlene Streeruwitz

ausgezeichnet 2010
in der Kategorie „Literarische Auseinandersetzung
mit Rollenbildern“

»Und. Wie kann dann ich zu meiner Stimme kommen. Wie kann ich als Frau zu einer Stimme kommen. Denn. Neben allen Hierarchien ist auch die Nichtbeachtung der Frau in der Passion enthalten. Und damit aufgetragen. Wie kann ich eine andere Geschichte erzählen und trotzdem verstanden werden«, fragt Marlene Streeruwitz anlässlich der Verleihung des Bremer Literaturpreises 2012. »Denn. Es ginge doch darum, jeder Person ihren eigenen Text zu verschaffen«.¹

Marlene Streeruwitz, 1950 in Baden bei Wien geboren, studiert Slawistik und Kunstgeschichte. Mitte der 1980er Jahre verfasst sie ihre ersten Texte, zunächst Hörspiele (»Der Paravant«) und Theaterstücke (»Waikiki Beach«). Sie führt auch Regie an größeren Theatern, etwa bei Jean Genets »Elle« im Wiener Schauspielhaus (1992). Unter dem Titel »Verführungen. 3. Folge. Frauenjahre« erscheint 1996 ihr erster Roman, der im darauf folgenden Jahr mit dem Mara Cassens-Preis ausgezeichnet wird. Sie reklamiert eine feministische Perspektive und will die Lebenswelten unterschiedlicher Frauen »literaturfähig« zu machen, in diesem Fall die der dreißig jährigen Helene, die nach der Trennung von

ihrem Ehemann um ihre ökonomische Existenz und die ihrer Kindern kämpft.

Auch in späteren Romanen stehen meistens Frauen im Mittelpunkt: »Nachwelt« (1999) berichtet von Margarethes Reise nach Los Angeles auf den Spuren der Bildhauerin Anna Mahler, »Entfernung« (2006) begleitet Selma nach London, wo sie die Terroranschläge 2005 erlebt. »Die Schmerzmacherin« (2011) erzählt von Amys Erfahrungen in einer privaten Sicherheitsfirma. »Kreuzungen« (2008) stellt erstmals einen männlichen Protagonisten ins Zentrum. Da Streeruwitz der Frage nachgehen will, »wie materielle Macht gelebt wird« ist das Portrait eines mächtigen und einflussreichen Mannes, der auch noch selbst an seiner Situation zu leiden hat, für sie eine logische Konsequenz. »Das wird mir alles nicht passieren... Wie bleibe ich FeministIn« (2010) fasst elf Kleinromane zusammen, die vorwiegend Frauen an Entscheidungspunkten in ihrem Leben darstellen.

Marlene Streeruwitz nimmt sich in ihren Texten kein »Blatt vor den Mund«, sie bringt ihre gesellschaftskritischen Aussagen »gnadenlos auf den Punkt«, wie die Jury des Frauenpreises 2010 ihre Entscheidung argumentiert. »Wie mit einem Skalpell sezirt sie ihre Figuren – egal, ob Mann oder Frau – und legt sie Schicht um Schicht frei«. Mit ihrer reduzierten, im Fluss unterbrochenen Sprache will sie herrschaftliche Ideologie frei legen. Einen Sinn herstellen, wo keiner ist, widerstrebt ihr: »Die Sprache darf keine Einheit, keinen umfassenden Zusammenhang vorgaukeln. Den gibt es nicht« (zit. in: Der Standard, 25.9. 1999).

Im Wintersemester 1995/96 hat sie an der Universität Tübingen eine Poetikdozentur inne, in der sie sich mit der Frage beschäftigt, wie Frauen in einer patriarchalen Welt, die nicht zuletzt in der Sprache ihren Niederschlag findet, zu einem je eigenen Ausdruck kommen können.

¹ »Theorie in Bewegung«. Rede zum Preis in Bremen am 26. Jänner 2012., zit. auf der Homepage von Marlene Streeruwitz: www.marlenestreeruwitz.at

»*Sein. Und Schein. Und Erscheinen*« (1997) heißt der Text, der aus diesen Vorlesungen hervorgeht. Neben ihren literarischen Texten sind auch Essays, theoretische Texte und Vorlesungen für sie ein Medium, um sich mit den Verknüpfungen von Sprache mit männlicher Hegemonie, Kapitalismus, Faschismus und Rassismus auseinander zu setzen. In »*Tagebuch der Gegenwart*« (2002) oder der Vorlesungssammlung »*Gegen die tägliche Beleidigung*« (2004) beschäftigt sie sich mit politischen Entwicklungen, wie die schwarz-blaue Regierung, analysiert die »*Architektur der Macht*« in Österreich. Auf der Homepage der Autorin findet sich eine Vielzahl an Essays zu tagespolitischen Themen – kritische und pointierte Gedanken, unter anderem zum Binnen-I, der *Occupy Bewegung*, dem Katholizismus. Im Dezember 2013 stellt sie im Rahmen der Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik ihr Buch »*Ware Mensch*« vor, das die Selbstausslieferung der eigenen Person in »*postneoliberalen*« Verhältnissen als Auslöschung fundamentaler Menschenrechte diskutiert.

Marlene Streeruwitz' literarisches Werk ist mehrfach ausgezeichnet worden, etwa mit dem *Österreichischen Würdigungspreis für Literatur* (1999), dem *Herman-Hesse-Preis* (2001), dem *Walter-Hasenclever-Literaturpreis* (2002) oder dem *Droste-Preis* (2009). Den *Badener Kulturpreis* nimmt sie 2004 nicht an, da Benita Ferrero-Waldner die Laudatio halten sollte, von deren PräsidentInnenwahlkampf sie sich nicht vereinnahmen lassen möchte. 2012 wird »*Die Schmerzmacherin*« mit dem *Bremer Literaturpreis* ausgezeichnet. In seiner Übersetzung ins Schwedische von Yvonne Immens ist dieser Roman (*Smärtans ängel*) der erste Text, der auf der Plattform *Writersreadwriters* als E-Book erhältlich ist. Dabei handelt es sich um ein internationales feministisches Kooperationsprojekt von Autorinnen und Übersetzerinnen, das sich gerade im Aufbau befindet.² 2011 stand der Roman auf der Shortlist des *Deutschen Buchpreises*.

Von dieser Erfahrung inspiriert, erscheint 2014 ihr Buch »*Nachkommen*«. Darin rückt Streeruwitz erneut eine junge Frau ins Zentrum: Nelia Fehn, Tochter der verstorbenen Autorin Dora Fehn, ist mit ihrem Erstlingswerk »*Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland*« als bisher jüngste Autorin für den *Deutschen Buchpreis* nominiert. Detailreich werden die Ereignisse der »*provinziellen Oscarnacht*« geschildert, mit all den größeren und kleineren Skandalen, den neidischen Blicken. Durch diese Art der Inszenierung, kritisiert Streeruwitz, gerät das Kunstwerk selbst in den Hintergrund:

»*Das ist der Tod, das ist das Ende von Literatur*« (zit. in: *Ö1, Intermezzo*, 5.10.2014). Nelia gewinnt den Preis nicht, sie hat sich mit ihrer Ernsthaftigkeit und Schroffheit der Vermarktung ihres Körpers widersetzt. Streeruwitz will keinem entfremdenden Eskapismus zuarbeiten, sondern versteht Literatur als Kulturtechnik mit subversivem Potential – die allerdings gegenwärtig vom Aussterben bedroht ist, wie sie kürzlich betont. Die »*politische Sprengkraft von Literatur*« liegt darin, dass mit ihrer Hilfe »*die Sinnlosigkeit*« notiert werden kann (ebenda).³

In einer Art Nachholverfahren macht sich Streeruwitz daran, Nelia Fehns Erstlingswerk schließlich auch noch zu veröffentlichen. »*Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland*« (2014) erzählt die Geschichte von Cornelia, die ihre Halbschwester Sidonie auf der Insel Kreta besucht, wo sie ein veganes Ferien-Resort leitet und von ihrem Mann Angelos unterdrückt wird. Cornelia will zu einer Demonstration nach Athen fahren, um sich mit ihrem Geliebten, dem Anarchisten Marios, zu treffen. Unerwarteter Weise wird ihre Reise zu einer Begegnung mit der ökonomischen Krise und Zwangsverhältnissen.

² www.writersreadwriters.com

³ *Nachkommen* stand 2014 übrigens auf der Longlist des Deutschen Buchpreises.

Bücher von Marlene Streeruwitz:

Waikiki Beach. Und andere Orte. Die Theaterstücke. Frankfurt/M. 2002, 2. Aufl.

Gegen die tägliche Beleidigung. Vorlesungen, Frankfurt/M. 2004

Die Schmerzmacherin. Roman, Frankfurt/M. 2011

Die Reise einer junger Anarchistin in Griechenland. Roman, Frankfurt/M. 2014

Nachkommen. Roman, Frankfurt/M. 2014

Helga Toppel

ausgezeichnet 2022
in der Kategorie
„Alltagsheldin“



Seit über 27 Jahren spannt Helga Toppel zwischen Aspern und Kiew ein Hilfsnetz für ukrainische Kinder – mit viel persönlichem Einsatz und Freude am gegenseitigen Kontakt. Im Jahr 2022 wurde sie dafür mit dem Wiener Frauenpreis in der Kategorie »Alltagsheldin« ausgezeichnet.

Geboren wird Helga Toppel 1938 in Aspern im 22. Bezirk, wo sie auch aufwächst und bis heute mit ihrer Familie lebt. Die Kindheitsjahre sind geprägt vom Zweiten Weltkrieg und der darauffolgenden Besatzungszeit. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus durch die Alliierten befindet sich das Haus der Familie Toppel in der russischen Zone. Ein Zimmer mit separatem Eingang beschlagnahmt die Armee für »Einquartierungen«. So wohnen von 1946 bis in die 1950er Jahre hinein nacheinander elf russische Soldaten im Haus. Die Familie macht angenehme und unangenehme Erfahrungen mit den Männern, so erzählt es Helga Toppel heute. Als positiv nehme sie aus dieser Zeit mit, dass sie die russische Sprache gelernt hat. Vielleicht hat ihr das Tschechisch, das die eigene Großmutter noch gesprochen hat, geholfen? Das

junge, wissbegierige Mädchen lernt auf jeden Fall vom Zuhören und sogar ein wenig die Schrift. *»Ich wollte mich unbedingt mit ihnen unterhalten können«,* sagt sie.

Als junge Frau beginnt sich Helga Toppel in der Pfarre Aspern zu engagieren. Ein Tanzkurs für Jugendliche wird ihr erster große Erfolg. Der Tanzkurs ist beliebt und belebt so die Pfarre. *»Das war natürlich das Zugpferd. Das haben wir recht clever eingefädelt,«* sagt sie lachend im Rückblick. Helga Toppel heiratet und kümmert sich als Hausfrau und Mutter um ihre beiden Kinder, zunehmend auch um die älter und kränker werdende Mutter. Den Kontakt und das Engagement für ihre Pfarre hält sie dabei aufrecht. Sie wird Leiterin des Caritas-Ausschusses in ihrer Pfarre.

1995 – neun Jahre nach der Nuklearkatastrophe im Atomkraftwerk Tschernobyl – erreicht Helga Toppel eine Anfrage des damaligen Pfarrers: Über die Caritas-Zeitschrift wird eine Pfarre gesucht, die ukrainische Kinder für einen Ferienaufenthalt von drei Wochen bei Gastfamilien unterbringen kann. Die ukrainischen Kinder sollen so erholsame Sommerferien erleben und mit österreichischen Familien zusammenkommen. Von Anfang an, so Helga Toppel, war dabei der Gedanke, dass alle Seiten von der Begegnung profitieren und dass eine solche Ferienaktion auch die Gemeinde in Aspern näher zusammenbringt.

Sie traut sich die Aufgabe am Anfang zwar nicht zu, lässt sich aber schließlich überreden. So macht sie sich bald auf die Suche nach Gastfamilien, die für sie geeignet scheinen. Häufig erlebt sie dabei die Konstellation, dass die Ehefrauen begeistert Gastkinder aufnehmen wollen, die Ehemänner aber mit Vorbehalten und auch Vorurteilen gegenüber Ukrainer*innen reagieren. Helga Toppel besucht die Familien abends, um mit den Frauen und Männern zu sprechen. Mit über 50 Familien ist sie in Kontakt und hat schließlich die notwendige Anzahl an

Gastfamilien erreicht. Sie organisiert Begrüßungs- und Abschlussfest und erstellt ein Programm mit Ausflügen und Spielenachmittagen für die drei Wochen. Ein Bus wird zur Verfügung gestellt und auch der Chauffeur und seine Familie nehmen ein Gastkind zuhause auf. Im ersten Sommer kommen 41 Kinder.

Helga Toppel hat stets ein Wörterbuch dabei, sie selbst spricht damals noch kein Ukrainisch. Wenn das Telefon läutet und eine der Gastfamilien etwas braucht, rauscht sie mit ihrem Mann als Fahrer durch die Nachbarschaft. Zwar sind Deutsch-Studentinnen aus Kiew als Dolmetscherinnen während der drei Wochen dabei, doch immer wieder gibt es in den Familien auch Sprachprobleme. Ein Kind weint oder hat Schmerzen und die Gasteltern wissen nicht, was tun. Die meisten Probleme lassen sich aber schnell lösen. Viele Gasteltern und -kinder würden sich gerne im nächsten Sommer wiedersehen.

Von 1995 bis 2007 organisiert Helga Toppel so in Folge jeden Sommer einen dreiwöchigen Ferienaufenthalt. Teilweise mit den Kindern, die schon einmal dabei waren, teilweise mit neuen, um verschiedenen Kindern eine Urlaubsreise zu ermöglichen. Bis zu 700 Kinder kommen so nach Wien. Für Helga Toppel sind die drei Wochen im Sommer eine intensive Zeit. Manchmal hadert sie, ob sie ihre eigene Familie vernachlässige, doch sie macht weiter.

Im Jahr 2007 beschließt die Pfarre Aspern statt der Ferienaufenthalte in Zukunft Kinder direkt vor Ort in der Ukraine zu unterstützen. So entsteht das Kinderheim *»Haus Aspern«* am Stadtrand von Kiew mit Platz für 30 Kinder, die ihre Eltern verloren haben oder aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen nicht bei ihren Eltern leben können. Sie werden von einer Lehrerin und einer Sozialarbeiterin versorgt sowie psychologisch und medizinisch betreut.

Und Helga Tippel sammelt von Wien aus unentwegt Geld- und Sachspenden für das Heim. Viermal fährt sie nach Kiew zu Besuch. Mittlerweile hat sie Ukrainisch gelernt und auch das Russisch aus den Kindheitstagen aufgefrischt. Mit den Kindern und der Heimleitung spricht sie eine Mischung aus Ukrainisch und Russisch, wie viele Ukrainer*innen selbst auch. *»Ich spreche flüssig und kann dadurch auch billiger telefonieren«*, scherzt Helga Tippel. 2008 wird sie zur Ehrenbürgerin von Kiew ernannt – doch wichtiger als die Urkunde an der Wand sind ihr die direkten Rückmeldungen. Sie war schon als Kind sehr kontaktfreudig, sagt Helga Tippel. Die Arbeit und die Begegnungen, die sich daraus ergeben haben, haben ihr immer viel Spaß gemacht.

Sie freut sich, dass noch heute manche der alten Gastfamilien mit ihren ehemaligen Gastkindern in Kontakt sind. Manchmal kommen die ehemaligen Kinder – mittlerweile mit eigenem Nachwuchs – zu Besuch nach Wien. Wenn sie zu solchen Wiedersehenstreffen eingeladen wird, sind das für Helga Tippel die besonderen Momente.

Seit Februar 2022 bestimmt der Krieg in der Ukraine über Trennungen und Wiedersehen: Seit dem militärischen Angriff Russlands ist die Lage im Kinderheim in Kiew nicht mehr sicher. Die Kinder wurden mit Betreuung in einem Heim in den Karpaten untergebracht. Die Heimleiterin selbst ist derzeit in Wien, ihr Mann darf die Ukraine nicht verlassen. Im Heim in Kiew werden nun Geflüchtete aus dem zerstörten Mariupol versorgt.

In Helga Tippels Haus in Aspern hat sie für zwei der ehemaligen Deutsch-Studentinnen, mit denen sie noch von den Ferienreisen in Kontakt war, und deren Kinder, insgesamt sechs Personen, Wohnraum zur Verfügung gestellt.

Die Sachspenden und Hilfsgüter, die Helga Tippel wöchentlich mit einer Transportfirma nach Kiew schickt, sammelt sie in Bananenkisten und Müllsäcken im Eingangsbereich ihres Hauses. 70 Kilogramm sind es pro Woche. Manchmal gehe das Packen nur mehr mit Schmerzmittel.

Auf den Bananenschachteln stehen die Namen der langjährigen Kontakte, teilweise wisse sie genau die passende Schuhgröße. Wenn der Fahrer der ukrainischen Transportfirma die Kisten abholt, setze er sich immer ein paar Momente lang zu ihr auf die Stiege. Dann unterhalten sie sich ein bisschen in einer Mischung aus Ukrainisch und Deutsch und er zeigt ihr Familienfotos auf dem Handy. Die Heimleiterin des *»Haus Aspern«* hilft nun mit bei der wöchentlichen Lebensmittelausgabe im Pfarrgarten. Auch hier gehe es nicht nur um Nahrung, sondern um den menschlichen Kontakt, sagt Helga Tippel.

Helfen heißt für Helga Tippel sofort helfen. Nur so könne man vermeiden, dass Menschen aus Verzweiflung weiteren Schaden anrichten. Die Bereitschaft, zu spenden lasse schon nach, beobachtet sie. Durch große Hilfsaktionen haben manche den Eindruck, in der Ukraine habe man jetzt ja wohl genug. Am nützlichsten ist nach wie vor Geld, sagt Helga Tippel. Das könne man dort einsetzen, wo es gerade dringend gebraucht wird – und was dringend gebraucht wird, verändert sich schnell. Zuletzt wurden so die Kosten für eine medizinische Behandlung für einen Buben bezahlt, der beim Fahrradfahren von einem Auto erwischt wurde.

Helga Tippel hofft, dass er sein Bein behalten kann. Oder es wurden Metallbetten für das Kinderheim in den Karpaten angeschafft. Die alten waren kaputt, die Kinder schliefen auf den Matratzen am Boden.

1995–2007 Organisation der Sommerferien für ukrainische Kinder bei Wiener Gastfamilien

Seit 2007 sammelt sie Spenden für das Kinderheim „Haus Aspern“

VALIE EXPORT

ausgezeichnet 2011
in der Kategorie
„Bildende Kunst“



Kunst schärft die Wahrnehmung und trägt deswegen ein transformatives und subversives Potential in sich, findet VALIE EXPORT. Als Künstlerin hat sie sich eine Reihe von Ausdrücken geschaffen, die im Laufe der Zeit allerdings selbst ihre Form gewandelt haben: Fotografien, Skulpturen, body performances, Videos, Großinstallationen, Texte. Früher heftig für ihre Radikalität kritisiert, gilt sie mittler weile als Ikone des Feminismus und Pionierin im Bereich Medienkunst. Werkblöcke von VALIE EXPORT finden sich heute in berühmten Museen, wie dem *Centre Pompidou* in Paris, dem *Museum of Modern Art (MoMA)* in New York oder dem *Tate Modern* in London.

VALIE EXPORT wird 1940 als Waltraud Lehner in Linz geboren. Sie setzt sich in ihrer Jugend mit Kunstgeschichte auseinander, experimentiert mit der Fotokamera und besucht die Kunstgewerbeschule. 1960 zieht sie nach Wien. Nachdem sie 1964 die *Höhere Bundeslehranstalt für Textilindustrie* mit einem Diplom in Design abschließt, arbeitet sie einige Zeit zunächst in der Filmbranche als Cutterin und Script Girl.

1966 verfasst sie ihren ersten filmischen Text »*AUS ALT MACHT NICHT NEU – ein versuch der sinnlosigkeit. metaphorische bildassoziation, Projekt*« (Drehbuch).

1967 macht sie sich im engsten Sinne des Wortes einen Namen als Künstlerin: Sie nennt sich von nun an VALIE EXPORT. Sie bringt damit ihr Bedürfnis zum Ausdruck, die eigenen Gedanken nach außen zu transportieren. Der Künstlername wird immer in Versalien geschrieben. Im Anschluss daran entsteht ihr erstes Kunst – Objekt, in dem sie die Zigarettenmarke Smart Export zitiert, sie aber umändert für ihre eigene Namensdarstellung.

Schon bald ist ihr Name in aller Munde. Mit dem »*TAPP- und TASTKINO*« erregt sie 1968 große Aufmerksamkeit. In einer vor den Oberkörper geschnallten Kino-Box, die von Händen der Passanten und Passantinnen, auch Kindern besucht werden kann, und die nackte Körper – Kinoleinwand befühlen können, schafft sie ein taktiles Miniaturkino – und löst damit eine Woge von Anfeindungen aus. Dass diese Aktion bis heute vielen Menschen in Erinnerung geblieben ist, erklärt sie damit, dass sie auf mehreren empfindlichen Ebenen angesetzt hat. Als Künstlerin hat sie in ihrer Performance die Intimsphäre durchbrochen und als Frau öffentlich in eine vorherrschende Definition von Kunst eingegriffen (zit. aus: *Ö1 Menschenbilder: Die vielstimmige Frau – VALIE EXPORT*, 24.11.1996). 1969 tritt sie im *Münchner Stadtkino* mit einer Hose auf, die im Genitalbereich ausgeschnitten ist. Bald darauf erscheint »*Aktionshose: Genitalpanik*« als Poster und Fotoserie. Die berühmteste Fotografie zeigt das Poster auf dem sie mit gespreizten Beinen auf der Bank vor einem Haus sitzend, ein Maschinengewehr in der Hand. Während sie durch diese Pose einerseits die Objektivierung ihrer Weiblichkeit durch den männlichen Blick erzwingt, unterbricht das Maschinengewehr – Inbegriff aggressiver Männlichkeit – diese Interpretation unmittelbar. Mit ambivalenten

Bildpolitiken dieser Art spielt VALIE EXPORT gerne, De- und Rekontextualisierungen sind bewusst von ihr eingesetzte Strategien, bei denen sie Bekanntes in einen anderen Kontext stellt, um ihm eine neue Bedeutung zu geben.

Der Körper steht deswegen so oft im Mittelpunkt ihrer Arbeit, erklärt sie, weil viele Restriktionen und Normen direkt am Körper ansetzen und Menschen in vieler Hinsicht in ihm gefangen sind. Er kann sowohl von außen als auch von innen gewaltsam deformiert werden, kann gleichzeitig aber auch in transformatorischer Absicht eingesetzt werden. Über ihre Performance »*Eros/ion*« (1971) schreibt sie: »*ich wälze mich zuerst in zerbrochenem glas und dann auf einer glasplatte. gleiches material evoziert gleiche bedeutung. zustandsänderungen des materials ändern auch die bedeutung des materials. glas als scheibe bedeutet: transparenz. glas als scherben bedeutet: läsion. dieser minimalen varianz entspringt auch der kunstcharakter, der erkenntnischarakter ist*« (zit. aus: www.valieexport.at).

Nach einigen Avantgardefilmprojekten realisiert sie schließlich auch Spielfilme. Der Film »*Unsichtbare Gegner*«, 1976, Idee: VALIE EXPORT, Drehbuch Peter Weibel, Mitarbeit VALIE EXPORT, Regie: VALIE EXPORT, Mitarbeit Peter Weibel wird 1977 als erste Festivalaufführung bei den *Internationalen Filmfestspielen* in Berlin gezeigt (Der Film hat über 800 Schnitte). Ihr dritter Spielfilm, der Politthriller »*Die Praxis der Liebe*«, 1984 Drehbuch, Regie VALIE EXPORT wird 1985 für den *Goldenen Bären* nominiert.

Seit den 1980er Jahren wird VALIE EXPORT von zahlreichen internationalen Universitäten, darunter dem *San Francisco Art Institute*, als Gastprofessorin eingeladen. Von 1991-1995 ist sie o.H. Professorin an der *Hochschule der Künste Berlin*, 1994 Vizepräsidentin an

der *Hochschule der Künste Berlin*, danach unterrichtet sie von 2004-2005 an der *Kunsthochschule für Medien Köln*. Demgegenüber bekommt VALIE EXPORT in Österreich, das sie als ängstliches Land mit großem Nachholbedarf beschreibt, verhältnismäßig spät Anerkennung für ihre Arbeit. Erst seit den späten 1990er Jahren wird sie mit österreichischen Kunstpreisen ausgezeichnet, darunter der *Gustav-Klimt-Preis* (1998), der *Alfred-Kubin-Preis* (2000) und der *Oskar-Kokoschka-Preis* (2000). 2005 erhält sie das *Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* und wird zum *Mitglied der Österreichischen Kurie für Wissenschaft und Kunst* gewählt. Die *Universität für künstlerische Gestaltung* in Linz verleiht ihr 2009 die Ehrendoktorwürde. 2014 erhält VALIE EXPORT den *Yoko Ono Lennon Courage Awards for the Arts*, zusammen mit Laurie Anderson, Marianne Faithful, Gustav Metzger.

2001 wird am Wiener Lerchenfelder Gürtel unter der U-Bahn-Brücke ihre Installation »Kubus EXPORT– Der Transparente Raum« eröffnet. Ziel des von der Frauenabteilung der Stadt Wien initiierten Projekts »Frauen sichtbar machen« ist es dabei gewesen, die Aneignung des urbanen Raumes durch Frauen voranzutreiben. Auf Basis von EXPORT's Konzept, eines nur aus Glas gebauten Kubus und gezeichnetem Entwurf hat die Architektin Silja Tillner einen transparenten Glaskörper architektonisch umgesetzt, der ein interessantes Spannungsverhältnis mit dem massiven U-Bahnbogen aufbaut, sich in den ihn umgebenden Raum ausdehnt und durch seine Transparenz die beiden Seiten des Gürtels miteinander verbindet.

Die Ausstellung »*Zeit und Gegenzeit*« (2010/2011) im *Wiener Belvedere* und modifiziert im Linzer LENTOS Kunstmuseum rückt EXPORTs jüngere Werke in den Vordergrund. Ihr künstlerisches Schaffen der letzten zwanzig Jahre sei vielen weniger präsent, meint Kuratorin

Angelika Nollert. Nicht nur sie selbst, sondern auch die zeitlichen Umständen verändern sich ständig und somit unterliegt auch ihre Arbeit kontinuierlichem Wandel, erklärt EXPORT. Zwar ziehen sich Themen wie »*Identität*«, »*politische feministische Positionen*«, »*Konzeptuelle Fotografie*«, »*Sprache*« wie die Performance: »*The voice as performance, act and body*« 2007 an der Biennale Venedig, Arsenal, »*Film-Performance*«: wie Up+Down*On+Off/STEDELIIK zur Wiedereröffnung des Stedelijk Museums in Amsterdam, 2012, als roter Faden durch ihr Werk, gleichzeitig macht sie sichtbar, wie sich diese Bereiche immer wieder transformieren. Auch die Medien, die in ihrem Schaffen zum Einsatz kommen, sind stets Neue.

Letizia Ragaglia, Direktorin des Museion in Bolzano/Bozen, in dem 2011 ebenfalls eine Ausstellung mit dem Titel »*Zeit und Gegenzeit*« zu sehen ist, weist darauf hin, dass sich VALIE EXPORT bei weitem nicht nur mit Feminismus, sondern auch mit einer Reihe anderer politischer Themen auseinandergesetzt hat. In der Ausstellung zu sehen ist unter anderem die Großinstallation »*Fragmente der Bilder einer Berührung*« (1994), in der an auf- und abwärts bewegende Metallstangen befestigte Glühbirnen in Glaszylinder eintauchen, die entweder mit Wasser, Milch oder Öl befüllt sind. Während diese wichtige Bestandteile menschlichen Lebens sind, drückt die Kombination mit Elektrizität eine potentielle Gefahr aus und bringt einen Kurzschluss zwischen Energien zum Ausdruck. Gerade diesen Doppelungen und Zweideutigkeiten, so Ragaglia, kommt eine wichtige Rolle in EXPORTs Werk zu.

Werke von VALIE EXPORT:

TAPP und TASTKINO Expanded Cinema Aktion (Performance, 1968)

Die Praxis der Liebe (Spielfilm, 1984)

Fragmente der Bilder einer Berührung (Installation, 1994)

Kubus EXPORT – Der Transparente Raum (Permanentinstallation am Lerchenfelder Gürtel, 2001)

Anagrammatische Komposition mit Würfelspiel (nach W. A. Mozart, Klavier) für Sopransaxophon (Transposition Klavier - Sopransaxophon: Gerald Preinfalk) (Permanentinstallation im Theater an der Wien, 2010)



Manuela Vollmann

ausgezeichnet 2021
in der Kategorie
„Arbeitsmarkt“

Frauen einen Weg in den Arbeitsmarkt verschaffen, der ihren Befähigungen gerecht wird, ihre Existenz sichert und ihr Leben ganz konkret verbessert. Dafür setzt sich Manuela Vollmann seit 30 Jahren mit ABZ*AUSTRIA – der Name steht für Arbeit, Bildung, Zukunft – ein. Von Wien Meidling ausgehend hat sie den Verein zum größten Frauenunternehmen Österreichs und einer international anerkannten Non-Profit-Organisation für Beratung, Trainings, Karrierecoaching, Fort- und Weiterbildung von Frauen ausgebaut. Dafür wurde sie im Jahr 2021 mit dem Wiener Frauenpreis in der Kategorie »Arbeitsmarkt« ausgezeichnet.

Unternehmerisches Handeln lernt Manuela Vollmann schon als junge Frau. Im südburgenländischen Neusiedl bei Güssing betreibt die Mutter einen kleinen Laden. Wie führt man in einem Dorf mit 600 Leuten ein Geschäft, um davon eine Familie zu ernähren? Wenn die Tochter am Nachmittag mit dem Bus vom Gymnasium zurückkommt, steht sie für zwei Stunden im Laden. Sie ist für die Oster- und Weihnachtsware zuständig. »Meine Mutter hat mich natürlich am Gewinn beteiligt. Ich habe Prozente bekommen«, erinnert sich Manuela Vollmann. Sie lernt, wie man Leute anspricht und verkauft. Auch Tanken – zum

Geschäft gehört eine Tankstelle – ist für das Mädchen schon früh eine Selbstverständlichkeit.

1980 beginnt Manuela Vollmann an der Pädagogischen Akademie Graz-Eggenberg zu studieren. Doch nach dem ersten Praktikum ist schnell klar, dass sie nicht wirklich Volksschullehrerin werden will. Die Lehramtsprüfung legt sie trotzdem ab und schließt danach ein Studium der Diplompädagogik an der Karl-Franzens-Universität in Graz und an der Universität Wien an. Dort findet sie bald ihre Schwerpunkte Erwachsenenbildung und feministische Bildung. Da es Gender Studies als Fach noch nicht gibt, stellt sie sich eine eigene Fächerkombination aus Lehrveranstaltungen zusammen und setzt sich auch für feministische Lehrveranstaltungen auf der Pädagogik ein.

Nach dem Studienabschluss ist Manuela Vollmann als wissenschaftliche Assistentin am Interdisziplinären Institut für Forschung und Fortbildung (IFF) tätig. Sie arbeitet als Forschungsbeauftragte des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung im Bereich der Frauenforschung. Doch die wissenschaftliche Arbeit am Schreibtisch macht Manuela Vollmann nicht sehr glücklich, sie will ihr Wissen als Pädagogin mit Wirtschaft und Unternehmen verbinden.

Da kommt 1991 ein Anruf: eine Freundin und Kollegin weist Manuela Vollmann auf eine Jobausschreibung hin. 18 Frauen in Wien Meidling sollen nach jahrelanger Zeit in der Kinderbetreuung den beruflichen Wiedereinstieg schaffen. Das – bis heute erfolgreiche – Projekt »Arbeiten und Lernen« startet und es gibt viel zu tun. Sie mieten ein kleines Büro in der Wohnhausanlage Am Schöpfwerk und kaufen einen großen Computer. Bald stellt sich Gründerinnen-Atmosphäre ein. Heute ist ABZ*AUSTRIA ein soziales Unternehmen mit

fast 200 Mitarbeiter*innen, hat Standorte in Wien, Niederösterreich, Burgenland und Vorarlberg und realisiert 30 bis 40 Projekte pro Jahr.

Manuela Vollmann selbst ist damals Anfang 30 und junge Mutter und lernt viel von den Wiedereinsteigerinnen, die großteils älter sind als sie selbst. Sie sieht, welche Motivation und welche Möglichkeiten die Frauen entwickeln, wenn man ihnen einen Rahmen bietet. Was heute als Workplace Learning wichtiger denn je sei, habe man damals schon umgesetzt: direkt am Arbeitsplatz relativ schnell und bedarfsgerecht zu lernen, bei gleichzeitig festem Dienstverhältnis. *»Die Frauen sind nicht in den Kurs gegangen, sondern sie gingen in die Arbeit. Das stärkt die Motivation und das Auftreten, gegenüber den Kindern oder dem Ehemann.«*

Mitte der 1990er Jahre beginnt ABZ*AUSTRIA Frauen zu coachen und auszubilden, die in technische Berufe wollen. In Österreich gibt es die ersten Mobilfunkunternehmen und Manuela Vollmann und ihre Kolleg*innen begleiten Netzwerk-Administratorinnen und Datenbankmanagerinnen auf ihrem Weg. Sie bestärken Frauen aus Serbien, Bosnien und Bulgarien, die technische Ausbildung mitbringen, aber sich wegen ihrer nicht perfekten Deutschkenntnisse nicht trauen, ihren Beruf auszuüben oder diskriminiert werden.

Nach wie vor ist es laut Manuela Vollmann schwierig zu vermitteln, dass es keine reine Frauenförderung ist, die Kompetenzen aller Frauen in Österreich zu nützen, sondern eine Wirtschaftsförderung. Es gibt einen Fachkräftemangel, der sich in den nächsten zwei, drei Jahren mit der Pensionierungswelle der Babyboomer-Generation noch verstärken wird. Manuela Vollmanns Anliegen ist, *»dass Arbeitgeber*innen verstehen, dass man dieses große Potenzial an gut qualifizierten Frauen nicht liegen lässt«*. Was Kinderbetreuung betrifft, sei Österreich

sehr wertkonservativ und die Unterschiede zwischen Stadt und Land zeigen sich stark. Viele gut qualifizierte Frauen hätten in ländlichen Regionen keine berufliche Perspektive und es fehle an Nachmittagsbetreuung für Schüler*innen. Dass Frauen mit Kindern deshalb meistens in Teilzeit arbeiten, bringt sie in eine schwierige finanzielle Situation, da sie so nicht ihre Existenz sichern können. Manuela Vollmann spricht angesichts der hohen Teilzeit-Quote von Frauen sogar von einem *»segregierten Arbeitsmarkt«*.

Mit Lautsprecher zurufen müsse man Frauen daher, im Netzwerk zu denken und sich Verbündete zu suchen. *»Und angesichts unserer aktuellen Krisen würde ich noch ergänzen, nicht nur um Karriere zu machen, sondern um Karriere behalten zu können.«* Mit Karriere meint Manuela Vollmann auch, wenn Frauen ihre eigene Existenz wirklich sichern können und nicht nur gerade mal überleben.

Das Ziel des ABZ*AUSTRIA ist nicht nur die Leben der einzelnen Frauen zu verbessern, sondern auch die nicht funktionierenden – Manuela Vollmann sagt: die – Strukturen. Zusammenarbeit mit Partnern aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen sind dementsprechend wichtig. Mit den Sozialpartnern, mit Frauenvertretungen. *»Wir machen auch Projekte alleine, ja, aber wenn man wirklich innovativ, zukunftsorientiert wirtschaften, arbeiten und entwickeln will, dann muss man das in Kooperation und in Kollaboration machen.«*

Zusammenarbeit praktiziert Manuela Vollmann auch in ihrer Führungsrolle, die sie sich 50:50 teilt. Begonnen hat das mit immer mehr Anfragen für EU-finanzierte Projekte. Manuela Vollmann will, dass ihr Unternehmen wächst, sie will Vollzeit arbeiten, aber eine 70-Stunden-Woche will sie für sich nicht. Da sie sich sowieso kontinuierlich mit ihrer Kollegin Helene Schrollenberger über Unternehmensentscheidungen austauscht und merkt, wie sie diese auch bei Geschäftstreffen immer

wieder zitiert, gewinnt sie schließlich als Co-Geschäftsführerin. Seit der Pensionierung von Helene Schrollenberger übernimmt Daniela Schallert diese Rolle. Sie ist auch im Vorstand, haftet auch für alle Entscheidungen voll. *»Es ist etwas anderes, wenn man auf Augenhöhe entscheidet. Zwei Hirne, vier Ohren, vier Augen treffen einfach nachhaltigere Entscheidungen und übrigens auch schnellere.«* Das Modell ist eine Innovation, die Manuela Vollmann und Daniela Schallert mit ihrer mittlerweile langjährigen Erfahrung in immer mehr Unternehmen unterstützen wollen. Angesichts der zunehmenden Krisen und Herausforderungen sei es für Führungskräfte ein doppelter Boden und auch ein Weg, lebensphasenorientiert zu arbeiten.

Pragmatisch und innovativ auf Krisen reagieren, Frauen wie sie sind und mit ihrem ganzen Leben einbringen, das geschieht auch 2015: ABZ*AUSTRIA arbeitet mit geflüchteten Frauen aus Syrien, Afghanistan und dem Iran. Teilweise sind sie hochqualifiziert, teilweise haben sie nur kurz oder gar keine Schule besucht. Das Team entwickelt den Kompetenzcheck, denn – ob Abschluss oder nicht – alle Frauen bringen Kompetenzen mit, da sind sich die Beraterinnen sicher. Laut Manuela Vollmann weist dieser Zugang auch in die Zukunft: denn mit immer stärkeren und schnelleren Veränderungen und Brüchen wird es immer wichtiger, sich an Kompetenzen und Fähigkeiten zu orientieren. Zu sehen, wie Frauen aus aller Welt gemeinsam daran arbeiten, etwa im heutigen Haupthaus in Simmering, gehöre zu den schönsten Momenten ihrer Tätigkeit. *»Das macht mich wahnsinnig zufrieden«,* sagt Manuela Vollmann.

Mag.^a Manuela Vollmann ist Geschäftsführerin des 1992 gegründeten Social Profit Unternehmens ABZ*AUSTRIA. Darüber hinaus ist sie Vorstandsvorsitzende bei arbeit plus Netzwerk Soziale Unternehmen Österreich, welches sie auch beim European Network for Social Integration Enterprises vertritt. Ihre Expertise zu Chancengleichheit, Arbeitswelt 4.0 und innovativen Führungsmodellen gibt sie in vielfältigen Vorträgen und Podiumsdiskussionen weiter.

Alexandra Maritza Wachter

ausgezeichnet 2022
in der Kategorie
„Frauennetzwerke“ (gemeinsam mit Martina Madner)



Aus eindimensionalen Rollen ausbrechen, in den richtigen Momenten ja sagen und sich in den richtigen Momenten wehren – die Journalistin und Nachrichtenmoderatorin Alexandra Maritza Wachter kämpft persönlich und gemeinschaftlich für Gleichstellung von Frauen in den Medien. Stellvertretend für das Frauennetzwerk Medien wurde sie 2022 mit dem Wiener Frauenpreis in der Kategorie *»Frauennetzwerke«* ausgezeichnet.

Geboren wird Alexandra Maritza Wachter 1989 in Innsbruck. Die Mutter kommt aus Mexiko-Stadt, der Vater aus Bludenz. Schon im Volksschulalter findet sie es faszinierend, andere Menschen zu interviewen und will Journalistin werden. Das ORF-Bundesländerformat *»Tirol Heute«* ist zuhause am Abend ein Fixpunkt. Die Ferienzeit mit ihrer Familie in Mexiko, aber auch die vielen lateinamerikanischen Freund*innen der Mutter in Tirol gehören von Anfang an zu den prägenden Erfahrungen ihrer Kindheit. *»Es gab zwei Welten«,* erzählt Alexandra Maritza Wachter. Die extreme soziale

Ungleichheit, die sie in Mexiko sieht und die sie in diesem Ausmaß aus Österreich nicht kennt, beschäftigt das Mädchen sehr. Immer wieder fragt sie sich, wie sie helfen kann.

Mit elf Jahren verfolgt sie die New Yorker Terroranschläge vom 11. September 2001. Ein Jahr zuvor war die Familie, auf dem Rückflug von Mexiko, dort oben auf dem World Trade Center gestanden. Peter Klöppel berichtet live auf RTL. Ist das real, dass die Türme einstürzen? Was passiert da, in diesem Moment? Eine Erinnerung, die sich einbrennt und für sie Relevanz von Berichterstattung so deutlich werden lässt.

Der Einstieg in den Journalismus fällt für Alexandra Maritza Wachter in eine intensive und herausfordernde Zeit. Kurz vor ihrem 17. Geburtstag verliert sie ihren Vater. Als sie 2009, mit 20 Jahren, mit einem Praktikum beim Privatsender Tirol TV beginnt, ist sie bereits junge Mutter. Sie fängt an, beim Sender als selbständige Redakteurin zu arbeiten und macht gleichzeitig noch die Matura im Abendgymnasium.

In der Früh die Tochter zur Kindergrippe bringen, dann an die Uni. Dort lernt sie neben den alten Schulfreund*innen, die schon studieren, für den Schulabschluss. Danach zum Sender, wo sie Beiträge dreht und auch schneidet. Das Schneiden fällt schwer und dauert lange. Bezahlt wird aber pro Beitrag, nicht für die aufgewendete Zeit. Sie lernt, auch beruflich. Und am Abend drei Mal pro Woche zusätzlich Unterricht. *»Das war so ein typischer Tag zwischen Lernen und Arbeiten und Baby und Abendgymnasium«,* erzählt Alexandra Maritza Wachter.

Durch die frühe Mutterschaft erfährt Alexandra Maritza Wachter schon in jungen Jahren, wie eindimensional die Rolle der Frau gesehen wird, sobald man einmal Kinder

hat. *»Ich habe schnell gemerkt, wie ich in eine Schublade hineinkomme.«* Immer ist Thema, wo denn die Tochter ist, während die Mutter lernt oder arbeitet. Als gäbe es nicht schon genug innere Ambivalenz und das ewige Gefühl, dort wo man ist, nicht genug zu sein. Ohne die Unterstützung ihrer Mutter bei der Kinderbetreuung und die finanzielle Unterstützung der weiteren Familie hätte sie ihren Weg nicht gehen können, sagt Alexandra Maritza Wachter. Es wäre nicht möglich gewesen, sich beruflich erst etwas aufzubauen. *»In der Zeit habe ich gelernt, dass einen das Netzwerk um einen herum in solchen Momenten tragen kann.«*

Nach einer Station bei ORF Tirol wird Alexandra Maritza Wachter mit 23 Jahren als Sendungsverantwortliche von Tirol TV eingestellt. Das kleine Team beliefert in einer Kooperation auch den österreichweiten Sender Puls 4 mit Inhalten. Schließlich ergibt sich die Chance, auf die sie schon lange gewartet hat: als innenpolitische Journalistin und Moderatorin wechselt sie zu Puls 4 nach Wien. Seit 2017 moderiert sie dort die Puls 4 News. Seit 2019 arbeitet sie auch für Puls 24.

Sie gestaltet Reportagen und Beiträge, moderiert Nachrichten und führt zahlreiche Interviews. Es entstehen zwei Dokumentationen: *»Jenische in Österreich – fremd im eigenen Land«* und *»Geburtslotterie: Bestimmt dein Land deine Chancen?«,* in der sie drei Neugeborene in Österreich, Rumänien und Luxemburg begleitet.

Seit dem ersten Jahr in Wien, seit Sommer 2015, ist Alexandra Maritza Wachter mit dem Frauennetzwerk Medien in Kontakt. Bei einer Preisverleihung des Journalistinnenpreises hört sie die Journalistin und Informationsdirektorin von Puls 4, Corinna Milborn, in einer Rede über die täglichen Herausforderungen als arbeitende Mutter sprechen. Sie findet sich wieder

und fühlt sich unter Gleichgesinnten. *»Das macht einen Unterschied, wenn man sich mit Menschen austauscht, die ähnliche Situationen durchmachen. Man kann sich gut stärken und eben auch füreinander da sein.«*

Es ist auch nach wie vor eine Realität, so Alexandra Maritza Wachter, dass Frauen, die im Journalismus arbeiten und in der Öffentlichkeit stehen mit anderen Problemen zu kämpfen haben als Männer. Das beginne mit den übergriffigen Kommentaren. Nicht nur der offensichtliche Hass und die sexistischen Beleidigungen und Drohungen in den Sozialen Netzwerken, sondern auch die vermeintlichen Witze und Sprüche im Arbeitsalltag: zum Beispiel wenn das Mikrofon am Oberkörper angesteckt wird kurz bevor man auf Sendung geht. *»Da muss man schnell sein«, sagt Alexandra Maritza Wachter. »Man muss reagieren und sagen, ‚Was soll das jetzt heißen? Was meinst du damit?‘ Oder: »Entschuldigung, das finde ich jetzt echt unpassend.«*

Im Sommer 2020 stellt sie öffentlich die Frage, warum das größte österreichische Branchenmagazin *»Der Österreichische Journalist«* mit seinem Titel nur männliche Kollegen adressiert und stößt damit eine Debatte an. Mittlerweile wurde das Magazin umbenannt in *»Österreichs Journalist*in«*. In einer vielbeachteten Rede weist sie auf die Verantwortung von Journalist*innen hin, angemessen über Gewalt an Frauen und Femizide zu berichten. *»Wir müssen einen Mord benennen und dürfen nicht von einer Familientragödie sprechen. Wir müssen klar sagen, dass es in solchen Fällen keine Mitschuld des Opfers gibt«, sagt sie.*

Für Wehrhaftigkeit hat sich Alexandra Maritza Wachter schließlich auch durch ein Interview mit dem ehemaligen Bundeskanzler Sebastian Kurz einen Namen gemacht.

Dieser stellte während eines TV-Interviews mit einem abfälligen Kommentar die Kompetenz der Journalistin in Frage, um einer kritischen Frage auszuweichen. Anschließend wurde in der Redaktion interveniert, um die Passage aus dem TV-Interview zu streichen. Das Interview lief erst gekürzt, schließlich wurde aber auch die umstrittene Stelle veröffentlicht. *»Da war es dann innerhalb der Branche einfach nicht mehr akzeptiert, dass solche Eingriffe passieren«, sagt Alexandra Maritza Wachter. »Und ich hoffe, dass wir da auch weiter so wehrhaft bleiben.«*

Seit 2020 ist Alexandra Maritza Wachter, gemeinsam mit ihrer Kollegin Martina Madner, Vorsitzende des Frauennetzwerks Medien. Die Doppelspitze ist auch im Frauennetzwerk Medien eine Neuerung – und entspricht für Wachter dem Netzwerkgedanken, dass viele unterschiedliche Frauen mit ihren verschiedenen Profilen zusammenarbeiten. Die Möglichkeit, Führungspositionen in Teilzeit oder in Teams zu übernehmen, gehört zu den Forderungen des Frauennetzwerks Medien, genauso wie generell familienfreundliche Arbeitsbedingungen. Weiters sollte die Frauenförderung und Diversität in einem Unternehmen ein Kriterium für Mittel aus der Presse- und Medienförderung sein.

Ein zentrales Anliegen ist die Frauenquote, auf allen Ebenen. So wurde die Initiative *#ReframingQuotenfrau* gegründet, bei der sich über 100 Journalistinnen und Journalisten – darunter auch die ORF-Größen Armin Wolf und Lou Lorenz-Dittlbacher – öffentlich für die Quote aussprachen. Wichtig sind dem Netzwerk auch Gespräche mit der ORF-Führung zur Einhaltung der im ORF-Gesetz festgeschriebenen 45-Prozent-Quote auf allen Ebenen und auch in den Tochterunternehmen. Der ORF habe als größtes Medium in Österreich Vorbildfunktion.

Alexandra Maritza Wachter ist seit kurzem aus der Karenz mit ihrer jüngst geborenen Tochter zurück im Nachrichten-Studio. Nun organisiert sie das Leben mit Baby und Teenager und Arbeiten. Berufsbegleitend studiert sie an der Donau-Uni Krems den Lehrgang Politische Kommunikation. Gemeinsam mit Kolleginnen aus verschiedenen Medien gestaltet sie den Politik-Podcast »*Ganz offen gesagt*« mit. Ein Wunsch ist, ein TV-Format zu realisieren, in dem Frauen regelmäßig Platz haben, um Gleichstellungsthemen zu diskutieren, nicht nur am Internationalen Frauentag.

Seit 2020 Vorsitzende des Frauennetzwerk Medien

Ina Wagner

ausgezeichnet 2011
in der Kategorie
„Informations- und Kommunikationstechnologie“



Als Professorin für Multidisziplinäres Systemdesign und *Computer Supported Cooperative Works (CSCW)* hat Ina Wagner einen neuen und einzigartigen Forschungsbereich in Österreich etabliert. Zugleich hat die Physikerin, Bildungswissenschaftlerin und Informatikerin feministische Pionierarbeit an der Technischen Universität Wien geleistet. Für ihren Einsatz erhält sie 2011 den Frauenpreis der Stadt Wien.

Ina Wagner, geboren 1946, ist schon als Schülerin mit ihrem als Maschinenbauer tätigen Vater in Arbeitswerken von *VW, Opel* und *Ford* unterwegs. Später wird sie zu den für sie damals so faszinierenden Fertigungsstraßen der Automobilindustrie zurückkehren, um Zusammenhänge zwischen Arbeit und Technik zu erforschen. An der *Universität Wien* studiert sie Physik und beginnt danach als eine von wenigen Frauen ein Doktorat in Kernphysik. Zudem absolviert sie ein Studium Irregulare mit Nebenfach Pädagogik und beschäftigt sich mit Philosophie und Erkenntnistheorie. Ihr gesellschaftskritisches Engagement führt sie von Anfang an in interdisziplinäre Forschungsbereiche.

Nach der Promotion 1972 arbeitet Ina Wagner als Assistentin am *Institut für Festkörperphysik der Universität Wien*. Bereits dort versucht sie, ein eigenes Forschungsfeld aufzubauen, um alternative Zugänge zur Didaktik der Physik zu erforschen. 1979 folgt die Habilitation an der *Universität für Bildungswissenschaft* in Klagenfurt. In den 1980er Jahren wird Wagner von der Frauenabteilung des Sozialministeriums mit den Forschungsprojekten »Mädchen in nichttraditionellen Lehrberufen«, »Frauen in ungelernten Berufen« und »Frauenarbeit im automatisierten Büro« beauftragt. Dabei verfasst sie eine der weltweit ersten Studien zur Büroautomation. Somit gelangt sie schließlich zur Informatik, wo sie weiterhin Pionierarbeit leisten wird.

1987 wird Ina Wagner an die *Fakultät für Informatik an der Technischen Universität Wien* berufen. Sie ist die zweite Frau, die an der TU Wien einen Lehrstuhl erhält und die erste, die von außerhalb berufen wird. Bis zu ihrer Pensionierung 2011 leitet sie das *Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung*, wo sie einen neuen Forschungsbereich im Schnittpunkt von Technik, Sozialwissenschaft, Design, Kunst und Frauenforschung begründet. Die ersten Jahre an der TU sind schwierig, »ich kann nicht sagen, ob es daran lag, dass ich eine Frau bin oder daran, dass ich immer politisch engagiert war oder weil ich eine Art habe, interdisziplinär zu arbeiten, die der Technik sehr fremd ist« (zit. in: *diestandard.at*, 15.01.2012). So habilitiert sie sich 1998 ein zweites Mal, um in ihrem Fachgebiet *Multidisciplinary Design and Computer Supported Cooperative Works* anerkannt zu werden. Die Weigerung, einen Habilitationsvortrag zu halten, sorgt für Aufregung. Doch das Statement ist klar, »nach so vielen Gastvorträgen [habe ich das] nicht mehr nötig« (ebenda).

Ina Wagner absolvierte Forschungsaufenthalte an der *Harvard University*, am *Wissenschaftszentrum Berlin*, am *Wellesley College* (USA), und in London, Paris, Kopenhagen

und Frankfurt. Von 1983 bis 1985 ist sie Vorsitzende der *Österreichischen Gesellschaft für Soziologie*. Anfang der 1990er Jahre hält sie einen Endowed Chair in Interdisciplinary Studies an der Technischen Hochschule Darmstadt. Ohne ihre internationale Vernetzung hätte sie, so Wagner rückblickend, »den Forschungsschwerpunkt gar nicht etablieren können« (zit. in.: *diestandard.at*, 15.01.2012).

Technologie soll nicht an den Menschen vorbei entwickelt werden. Mit diesem Ziel engagiert sich Ina Wagner in unterschiedlichsten Forschungsfeldern. Sie möchte »verstehen, wie Personen ihre Arbeit verrichten«, um mit ihnen gemeinsam »Ideen für neue unterstützende technische Systeme und Anwendungen zu entwickeln« (zit. aus: *www.frauenspuren.at*). Sie gehört zu den ersten WissenschaftlerInnen, die Themen der Gesundheitsfürsorge im Forschungsbereich Computer Supported Cooperative Works einbringen. Wagner leitet Feldstudien zur Gesundheits- und Krankenpflege in Österreich und Frankreich, weitere Forschungen führen sie in die Chirurgie, die Onkologie und die Radiologie. Die ethischen und politischen Aspekte der Informations- und Kommunikationstechnologien stellen eines ihrer großen Anliegen dar. So war sie Mitglied des Information Society Forum (1996-1998) und der Europäischen Gruppe für Ethik der Naturwissenschaften und der Neuen Technologien (1998-2001) der Europäischen Kommission. Seit 2001 ist sie Mitglied der österreichischen Bioethikkommission.

Lange Zeit ist sie die einzige Frau in der Kurie der ProfessorInnen an der TU Wien, wo sie sich vehement für Frauen in Wissenschaft und Technik einsetzt. Im Rahmen ihrer zweijährigen Tätigkeit als Vorsitzende des Gleichbehandlungskreises im *Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst* verfasst Ina Wagner gemeinsam mit Silvia Ulrich 1994 den ersten Frauenförderplan. Mit Kolleginnen baut sie den Gleichbehandlungskreis an der

TU Wien auf. »Jede einzelne Frau, die wir damals in eine Professorinnenposition gebracht haben, war ein riesiger Kampf«, erzählt sie rückblickend (zit. in: *diestandard.at*, 15.01.2012). Als Mentorin versucht sie jungen Frauen zu vermitteln, »sich viel zuzutrauen, sich nicht entmutigen zu lassen, eigene Ideen auch gegen Widerstände zu verfolgen« (zit. aus: *www.frauenspuren.at*). Dementsprechend sind Frauen an Wagners Institut stark vertreten, Forschungen mit hohem Frauenanteil werden besonders gefördert. Dem kommen auch Mittel aus EU-Projekten zugute, mit denen sich Wagner als eine der ersten in Österreich auseinandergesetzt hat.

Zwölf Jahre lang untersucht Wagner Arbeitsprozesse in der Architektur und Stadtplanung – nicht wie in den *Design Studies* üblich im Labor, sondern direkt vor Ort. Im Rahmen des EU-Projekts Integrated Project City ist sie an der Entwicklung eines Instruments zur gemeinschaftlichen Stadtplanung beteiligt: Das *Mixed Reality Tent* – ein mobiles Labor für partizipative Stadtplanung – dient der Visualisierung realer Stadtszenen, die interaktiv verändert werden können. 2008 wird es in der *European City of Science exhibition* in Paris ausgestellt. Wie in ihren anderen Forschungen geht es darum, unterschiedliche soziale Welten zu überbrücken – zwischen jenen, die in Städten leben, und jenen, die urbane Räume gestalten.

Die Arbeitssituation von Frauen stellt ein Kernthema Ina Wagners dar. Im Fokus steht unter anderem die Frage, wie der Einsatz von Technik im mehrheitlich von Frauen getragenen Dienstleistungssektor weibliche Arbeitsbiographien prägt. Dabei untersucht sie Spannungen, die zwischen den zeitlichen Bedürfnissen von Frauen und der durch Technik zeitlich festgelegten Arbeitsorganisation entstehen. Für ihr Engagement im Bereich der Geschlechterdemokratie wird sie 2011 mit dem *Gabriele Possanner Staatspreis* geehrt.

Auch in ihrer Pension unterrichtet Ina Wagner als Professorin an der *University of Oslo und an der Sydney University of Technology*. Da es – wie an vielen Universitäten – an Geld mangelt, hatte Ina Wagner nicht die Möglichkeit zu emeritieren. Ihre Professur wird derzeit gerade nachbesetzt, was lange Zeit nicht gesichert war.

Publikationen von Ina Wagner:

Volst, A. and Wagner, I. (1992) Balanceakt modernes Leben: Berufsbiographien 'ungelernter' Frauen, in *Feministische Studien* 1, pp. 70-86.

Wagner, I. (1995) Hard Times: The Politics of Women's Work in Computerised Environments, in *European Journal of Women's Studies* 2, pp. 295-314.

Schmidt, K. and Wagner, I. (2004) Ordering systems, Coordinative practices and artifacts in architectural design and planning, in *Computer Supported Cooperative Work* 13: 349-408.

Balka, E., Bjorn, P. and Wagner, I. (2008) Steps Toward a Typology for Health Informatics, in *Proceedings of CSVW 2008*, San Diego, USA, November 2008.

Bratteteig, T. and Wagner, I. (2013) Moving healthcare to the home: the work to make homecare work. In *Proceedings of ECSCW 2013*, Paphos, Cyprus, Sep 20-25, Springer London, 141-160.

Bratteteig, T., Wagner, I. (2014) Disentangling Participation: Power and Decision-Making in Participatory Design. Springer.



Emmy Werner

ausgezeichnet 2004
in der Kategorie
„Kunst und Kultur“

Als Emmy Werner 1988 die Leitung des *Wiener Volkstheaters* übernimmt, ist sie im deutschsprachigen Raum die erste Frau an der Spitze eines so großen Hauses. 17 Jahre – länger als jeder Mann vor ihr – gestaltet sie in dieser Position das Wiener Theaterleben mit. Auch wenn Männer ihrer Meinung nach noch immer die besseren Netzwerke haben, freut sie sich trotzdem darüber, dass es heute nichts mehr so Außergewöhnliches darstellt, wenn Frauen leitende Funktionen im Kulturbetrieb übernehmen. Emmy Werner erhält den Frauenpreis 2004, weil sie »*Theater zu einer lebendigen Plattform*« gemacht hat und »*sich während ihrer gesamten künstlerischen Laufbahn immer für Schauspielerinnen und Autorinnen eingesetzt und so Frauen am Theater sichtbar gemacht*« hat, argumentiert die Jury. Der Begriff »*Feminismus*« ist ihr allerdings weniger sympathisch und zwar weil er so viele Interpretationsmöglichkeiten offen lässt. »*Ich habe einmal gesagt, wenn Feminismus das ist, was ich lebe, was ich meine und vertrete, dann bin ich Feministin. Also sagen Sie lieber Emmynismus statt Feminismus*« (zit. in: *derstandard.at*, 20. 02. 2013).

Emmy Werner kommt 1938 in einer KünstlerInnenfamilie

in Wien auf die Welt. Der Theaterbesuch muss ihr nicht eingeredet werden, es zieht sie von selbst dorthin. Ihr Berufswunsch ist es zunächst, Schauspielerin zu werden. Nach der Matura im Jahr 1956 nimmt sie Unterricht bei Otto Kerry, Maria Luise Rainer und Eduard Volters. Ihre Ausbildung schließt sie 1959 mit einer Prüfung vor der Paritätischen Kommission ab.

Seit den frühen 60iger Jahren – jung verheiratet und Mutter eines Sohnes – hat sie Engagements an verschiedenen Häusern. Zunächst spielt sie für Kinder am *Theater der Jugend*, dann am *Theater in der Josefstadt* und am *Volkstheater*. Eine besondere Bedeutung in der künstlerischen Laufbahn von Emmy Werner hat das *Theater der Courage* unter der Leitung von Stella Kadmon, in dem sie mit Unterbrechungen fast zwanzig Jahre aktiv sein sollte. Dort tritt sie zum Beispiel in Peter Turrinis »*Der tollste Tag*« oder in Aldo Nicolais »*Die Eisernen*« auf. Bei den *Wiener Festwochen* 1980 wirkt sie in Karl Kraus' Stück »*Die letzten Tage der Menschheit*« mit und spielt mehrere Rollen »*unfassbar gut*«, wie Erwin Steinhauer kürzlich meint (zit. in *Die Presse*, 08.06.2014).

Emmy Werner ist nicht nur auf der Bühne zu sehen, sie steht auch vor der Kamera, wie etwa im Fernsehfilm »*Die Staatsoperette*« von Otto Zykan und Franz Novotny, eine sarkastische Aufarbeitung der Ersten Republik, die 1977 zu einem der größten Skandale in der österreichischen Fernsehgeschichte führt. In »*Die Ausgesperrten*«, einer Verfilmung von Elfriede Jelineks literarischem Portraits der 50er Jahre, spielt sie die von ihrem Mann unterdrückte Gretl.

Steht das Schauspielen am Beginn ihrer Karriere im Vordergrund, so entwickelt sie bald auch Interesse an anderen Tätigkeiten im Theaterbetrieb. Zunächst hat sie viel mit Männern zusammen gearbeitet, erzählt sie

später, und hat dabei einiges gelernt, »vor allem eines Tages zu sagen: ›Eigentlich will ich das selber machen‹, und das war, glaube ich, entscheidend.«¹ Besonders am Theater der Courage widmet sie sich nun auch Aufgaben wie der Produktionsleitung. Von 1980 bis 1981 leitet sie gemeinsam mit Stella Kadmon das Theater. Wichtig ist es in diesem Prozess, immer wieder zu sagen, »›ich traue mich das, obwohl ich nicht weiß wie es geht‹, denn das kann ich erlernen«.²

Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits mit der Gründung des Theaters in der Drachengasse beschäftigt. Geplant hatte sie es nicht gerade, Theater für Frauen zu machen. Im Zuge der Frauenbewegung wächst allerdings das Bedürfnis, Stücke zu spielen, in denen es mehrere und gute Frauenrollen zu besetzen gibt. Während viele talentierte Schauspielerinnen arbeitslos sind, ist es für Männer wesentlich leichter ein Engagement zu finden; Autoren schreiben eben in erster Linie für männliche Protagonisten. Ziel des Theaters in der Drachengasse ist es, Autorinnen und Regisseurinnen zu fördern; ausschließlich für Frauen Theater zu machen, das erscheint Emmy Werner im Gegensatz zu anderen allerdings nicht Ziel führend. Als das Theater 1981 aufsperrt, übernimmt sie die Leitung und leistet in den kommenden Jahren Regie- und Schauspielarbeit. 1984 entsteht, eigens für das Theater der Courage, ein zweiter Raum.

1988 übernimmt sie schließlich die Geschäftsführung und künstlerische Leitung des Volkstheaters. Neben österreichischen »Klassikern« nimmt sie eine Vielzahl zeitgenössischer AutorInnen in den Spielplan. »Sie überraschte durch die Wahl der Autoren, provozierte die Kritiker, indem sie ungewöhnliche Inszenierungen akzeptierte, und begeisterte das Publikum durch Engagement – auch feministisches Engagement«, ist in der *Furche* zu lesen (11.8.2005). Mehr als einmal führt

1 zit. aus einem Interview mit Emmy Werner in: Michaela Spiegel (2005) Wiener DamenHaft. Ein nie geführtes Gespräch zwischen Johanna Dohnal, Lotte Ingrisch-Einem, Edith Klestil, Freda Meissner-Blau, Dr. Maria Schumayer, Lotte Tobisch und Emmy Werner über weibliche Wege im Wien des 20. Jahrhunderts. Wien, S. 207
2 zit. in ebenda, S. 216

sie auch selbst Regie, zum Beispiel in Johann Nestroys »Lumpazivagabundus«, Helmut Qualtingers »Rose von Gumpendorf« oder Marlene Streeruwitz' »New York. New York.« Für ihre Inszenierung von »Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften« von Elfriede Jelinek wird sie 1993 mit dem Karl Skraup-Preis ausgezeichnet. Im selben Jahr verleiht ihr die Grillparzer-Gesellschaft die Ehrenmitgliedschaft.

Auch wenn sie »große Lust« hat, »ein Theater zu leiten und zu bestimmen, was sich dort tut«, ist es ihr immer wichtig, sich nicht völlig von ihrer Arbeit vereinnahmen zu lassen (zit. in: *Die Furche* 11.8.2005). Am Abend zu Hause in ihrer Wohnung angekommen, will sie von Kommunikationsmitteln nichts mehr hören, kein Anrufbeantworter, keine Emails. Das Auf und Ab des beruflichen Alltags versucht sie mit Humor zu nehmen. Sich im Kulturbetrieb auch abgrenzen zu können ist ihr wichtig, ihre persönliche »gläserne Decke« beschreibt sie als senkrechte Wand, an der so manches abprallen kann (zit. in: *Die Presse*, 18.12.2009). Als sie 2005 in Pension geht, wird sie Ehrenmitglied des Volkstheaters, sie erhält das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien (2005) und das Große Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich (2006).

Völlig aufgegeben hat sie das künstlerische Schaffen allerdings nicht. 2006 ist sie in Elfriede Hammerls Fernsehfilm »Probieren Sie's mit einem Jüngeren« zu sehen. Im Landestheater Niederösterreich inszeniert sie 2009 »Der Bockerer« mit Erwin Steinhauer in der Hauptrolle. Im Jahr darauf führt sie mit »Der Bettelstudent« ihre erste Operette auf, die 2013 auch im Münchner Prinzregententheater zu hören ist. Ihren Beitrag zu dieser Operette sieht sie darin, die Rollen der beiden Protagonistinnen – ursprünglich »zwei ziemlich

dumme Trutscherln, die nur den Fürsten kriegen wollen« – neu zu interpretieren (zit. in: *derstandard.at*, 20. 02. 2013). In Hommage an ihren Vater, den berühmten Wiener Lied Autor Hans Werner (1998-1980), nimmt sie gemeinsam mit MusikerInnen 2012 die CD »*Unser ve:ana Patent*« auf. Wenn sie nicht arbeitet verbringt sie gerne Zeit mit sich selbst, ihren Büchern, oder ihrer Eulensammlung. Der Spaß darf dabei nicht zu kurz kommen, schließlich sollte das Gebot »*Agiere nie gegen deine Lust*« ihrer Meinung nach vor der achten Todsünde bewahren.³

³ zit. in ebenda, S. 218

Künstlerische Laufbahn von Emmy Werner:

Theater der Courage: Schauspiel, Produktionsleitung, Co-Leitung, etc. (mit Unterbrechungen von 1963 bis 1981)

Theater in der Drachengasse: Aufbau, Leitung, Regie und Schauspiel (1979-1987)

Volkstheater: Direktion (1988-2005)

Beate Wimmer-Puchinger

ausgezeichnet 2016
in der Kategorie
„Frauengesundheit“



Beate Wimmer-Puchinger hat für die Gesundheit von Frauen in Wien Pionierinnenarbeit geleistet. Für ihr Engagement in der wissenschaftlichen Forschung und in der politischen Praxis wurde die »*Pionierin der Wiener Frauengesundheit*« 2016 mit dem *Wiener Frauenpreis* ausgezeichnet.¹ Durch Wimmer-Puchingers umfassende Arbeit sind heute zahlreiche Aspekte der Gesundheit von Frauen selbstverständliche Bestandteile des Wiener Gesundheitswesens.

Beate Wimmer-Puchinger wurde 1948 in Oberösterreich geboren. Nach der Matura am Realgymnasium in Wels studierte sie Psychologie an der *Universität Wien*. Mit der Promotion im Jahre 1974 schlug Wimmer-Puchinger eine wissenschaftliche Laufbahn ein: 1976 wurde sie Universitätsassistentin am *Institut für Tiefenpsychologie und Psychotherapie* in Wien. Von 1978 bis 1990 forschte sie als wissenschaftliche Assistentin am *Ludwig Boltzmann Institut für Geburtenregelung und Schwangerenbetreuung an der Semmelweis Frauenklinik*. 1985 folgten die Habilitation zum Thema »*Schwangerschaft und Krise*« und die *Venia Docendi* für Psychologie. Wimmer-Puchinger hatte Lehraufträge in

¹ Jury-Begründung

Berlin, in der Schweiz und in den USA inne. Schließlich wurde ihr 1993 von der *Universität Salzburg* der Titel »außerordentliche Universitätsprofessorin« verliehen. 1990 gründete Wimmer-Puchinger das *Ludwig Boltzmann Institut für Frauengesundheitsforschung an der Semmelweis Frauenklinik*, das sie bis 2004 leitete. In zahlreichen Publikationen und Studien befasste sich die Wissenschaftlerin mit der gesundheitlichen Situation von Frauen, insbesondere in Bezug auf postpartale Depression, sexistische Körpernormen, Gesundheit und soziale Ungleichheit, Gesundheit und Migration und andere.

Maßnahmen zur Früherkennung von Depressionen nach der Geburt, Vorsorge gegen Brustkrebs, Schulungen zur Früherkennung von häuslicher Gewalt, eine Hotline für Betroffene von Essstörungen, Angebote für Frauen mit sozialer Benachteiligung, Programme zu weiblicher Genitalverstümmelung: All diese Errungenschaften waren zunächst keineswegs selbstverständlich. »Gesundheit hat ein Geschlecht, aber das vor 30 Jahren den Männern zu erklären, war teilweise eine große Herausforderung«², erzählte die Klinische Psychologin und Gesundheitspsychologin im Interview als *Frauengesundheitsbeauftragte der Stadt Wien*. Frauengesundheit hat also wesentlich mit politischem Willen zu tun. Das stellt Wimmer-Puchinger unmissverständlich klar: »Es bedarf auch der entsprechenden Politik und der PolitikerInnen, die das zulassen.«³

Doch es habe sich gelohnt, denn heute werde die *Stadt Wien* für die politische Verankerung von Frauengesundheit im Ausland bewundert. Tatsächlich war Wien nach Glasgow die zweite Stadt in Europa, die sich mit einem eigenen Programm die Gleichbehandlung von Frauen im Gesundheitswesen zum Ziel gesetzt hatte. Am 9. November 1998

beschloss der Wiener Gemeinderat einstimmig das Wiener Frauengesundheitsprogramm. Für diesen politischen Erfolg hatte Wimmer-Puchinger wesentliche Vorarbeiten geleistet: 1992 gründete sie *Österreichs erstes Frauengesundheitszentrum F.E.M.* an der *Semmelweis Frauenklinik*. Als Modellprojekt der Weltgesundheitsorganisation (WHO) stellte F.E.M durch seine Ansiedlung in einem Krankenhaus ein europaweit einzigartiges Setting dar. Zugleich verfasste Wimmer-Puchinger 1995 den Ersten Österreichischen Frauengesundheitsbericht und publizierte ein Jahr später im Auftrag der *Stadt Wien* den Ersten Wiener Frauengesundheitsbericht. Der Bericht zeigt geschlechtsspezifische Gesundheitsfaktoren und Defizite in Prävention und Versorgung auf. In der Folge veranlasste der damalige Gesundheitsstadtrat *Sepp Rieder* die Entwicklung eines eigenen Frauengesundheitsprogramms für Wien. Wimmer-Puchinger wurde als *erste Wiener Frauengesundheitsbeauftragte* mit der Umsetzung des Programms beauftragt.

Die ersten Initiativen des Frauengesundheitsprogramms waren der Bau des *2. Frauengesundheitszentrums F.E.M. Süd*, eine große Kampagne zur Verbesserung der Brustkrebs-Vorsorge und eine Kampagne zum Thema Essstörungen. Wimmer-Puchingers Engagement begann aber schon viel früher. Im Rahmen ihrer Tätigkeiten an der *Semmelweis Frauenklinik* verankerte die Forscherin und zweifache Mutter ein umfassendes klinisch-psychologisches Betreuungsmodell für schwangere Frauen. In den 1970er Jahren löste sie mit einer von *Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg* in Auftrag gegebenen Studie über Motive zum Schwangerschaftsabbruch eine heftige Debatte aus: in den Medien, aber auch in der Bischofskonferenz und im Parlament. Dieses Ereignis und die Arbeit als Psychologin in der Semmelweis Klinik stellten

² Wien.at: »'Gesundheit hat doch ein Geschlecht' - Interview mit der Frauengesundheitsbeauftragten Beate Wimmer-Puchinger«, in: <https://archive.ph/fRL5b>
³ Ebd.

persönliche Schlüsselmomente dar: »*Begonnen hat es mit einer Auftragsstudie für das Wissenschaftsministerium [...]. Das hat mich schon sehr geprägt. Danach habe ich als Psychotherapeutin in der Semmelweislinik gearbeitet, das hat sein Übriges dazu getan. Und nach einer Sitzung wieder mit einer vom Vater sexuell missbrauchten Frau dachte ich: Schluss jetzt! Es reicht! Ich muss weg von der Couch, ich muss ran an die Strukturen.*«⁴

Frauengesundheit war zu dieser Zeit eben noch keine Selbstverständlichkeit. Im Zuge der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre musste Frauengesundheit erst definiert und erkämpft werden. Der männliche Körper stellt die versteckte Norm einer patriarchalen Medizin dar. »*Die historische Rolle des ‚männlichen Blicks‘ der Medizin*« führt unter anderem dazu, dass Frauen zu oft Medikamente verabreicht wurden.⁵ Frauengesundheit aber meint genau das Gegenteil: über den eigenen Körper selbst bestimmen zu können. Frauengesundheit betrifft das gesamte Leben von Frauen und umfasst alle Lebenslagen einer Frau.⁶ Dabei zählen nicht nur biomedizinische oder körperliche Aspekte, sondern vor allem »*biopsychosoziale*« – also auch psychologische und soziale Faktoren: etwa die Rahmenbedingungen des Schwangerschaftsabbruchs, sexistische Körpernormen oder soziale Benachteiligung. Ein zentraler Aspekt ist die Berücksichtigung der Diversität von Frauen: Dementsprechend hat Wimmer-Puchinger im F.E.M. Süd eine türkischsprachige Beratung bei der Gesundenuntersuchung etabliert.

Im *Zweiten Österreichischen Frauengesundheitsbericht* aus dem Jahr 2005 unterstreicht Wimmer-Puchinger, dass die Mehrfachbelastung für Frauen ein Gesundheitsrisiko darstellt: Sowohl Einkommen als auch Pensionen von Frauen sind geringer als jene von Männern. Jedoch wird unbezahlte häusliche Pflege zum Großteil von Frauen übernommen. Auch die

Medikamentierung von Frauen ist weiterhin bedenklich: 70 Prozent aller verschriebenen Psychopharmaka werden Frauen verabreicht. Dabei sind Frauen doppelt so häufig wie Männer von Depressionen betroffen. Aus einer Gender-Perspektive könne die gesellschaftlich tradierte Frauenrolle als Ursache gesehen werden: »*Sozialisation zur passiven, abhängigen Frau; Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie; stärkere Betroffenheit von häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch.*«⁷ Auch das von Medien und Modeindustrie geprägte Frauenbild ist nach wie vor schädlich für die Gesundheit: So betreffen Essstörungen laut Bericht fast ausschließlich Frauen.

Vor zwei Jahren hat Wimmer-Puchinger ihre Arbeit als *Frauengesundheitsbeauftragte* beendet. Für ihre Leistungen hat sie zahlreiche Auszeichnungen erhalten: unter anderem das *Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien* (2010), das *Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* (2011) und den *Frauenpreis der Stadt Wien* (2016). Im Interview zieht Wimmer-Puchinger mit einem aussagestarken Bild und einer klaren Message eine mitunter positive Bilanz: »*Sexismus [ist] ein drängendes Thema: Schönheits-OPs nehmen zu, junge Mädchen fühlen sich nicht mehr wohl in ihren Körpern. In diesem Punkt gehen wir auf rosafarbenen Stöckelschuhen in die Vergangenheit zurück. [...] Man muss leider bei jeder Generation wieder bei null beginnen. Man muss weiter wachsam sein. Aber, ja doch, es geht aufwärts. Es gibt Hoffnung.*«⁸ Seit 2017 hat Beate Wimmer-Puchinger als *Präsidentin des Berufsverbandes Österreichischer PsychologInnen* (BÖP) eine neue Tätigkeit aufgenommen. Auch hier bleibt ihr gesellschaftliche Aufklärungsarbeit ein Herzensanliegen.

⁴ Ebd.

⁵ Beate Wimmer-Puchinger (2010), »Frauengesundheit als Spiegel sozialer Ungleichheit«, in: Hilde Wolf; Margit Endler; Beate Wimmer-Puchinger, »Frauen – Gesundheit – Soziale Lage. Festschrift anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Frauengesundheitszentrums FEM Süd. Wien: Facultas. S. 17

⁶ Vgl. die Definition von Frauengesundheit des American College of Women's Health Physicians; in: Beate Wimmer-Puchinger (2005), »Frauengesundheit in Österreich – eine 10-Jahresperspektive«, <https://www.vorarlberg.at/pdf/wimmer-puchinger041005.pdf>

⁷ Beate Wimmer-Puchinger (2005): »Frauengesundheit in Österreich – eine 10-Jahresperspektive«
⁸ Wien.at: »'Gesundheit hat doch ein Geschlecht' - Interview mit der Frauengesundheitsbeauftragten Beate Wimmer-Puchinger«

Aus der Publikationsliste von Beate Wimmer-Puchinger:

Beate Wimmer-Puchinger. 1992. Schwangerschaft als Krise. Psychosoziale Bedingungen von Schwangerschaftskomplikationen. Wien: Springer Verlag.

Beate Wimmer-Puchinger. Karin Gutierrez-Lobos. Anita Riecher-Rössler. 2015. Irrsinnig weiblich – Psychische Krisen im Frauenleben, Hilfestellung für die Praxis. Wien: Springer Verlag

Ruth Wodak

ausgezeichnet 2006
in der Kategorie
„Forschung und Wissenschaft“



Feminismus und kritische Wissenschaft lassen sich gut miteinander vereinbaren, findet Ruth Wodak, die den Frauenpreis der Stadt Wien im Jahr 2006 für ihre außerordentliche wissenschaftliche Tätigkeit verliehen bekommt. »Kritisch« bedeutet für die Mitbegründerin der so genannten *Critical Discourse Analysis* das Bestreben, Machtverhältnisse nicht als gegeben hinzunehmen, sondern transformieren zu wollen. Dabei gilt es, ideologische Positionen transparent zu machen und alternative Denk- und Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. In diesem Sinne hat Ruth Wodak ihre Forschung der Thematisierung und Bekämpfung von Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Klassismus gewidmet.

Die 1950 in London geborene Ruth Wodak wächst in Belgrad dreisprachig auf. Mit den Eltern spricht sie deutsch, Englisch ist die Unterrichtssprache in der internationalen Schule, Serbokroatisch lernt sie über ihr Umfeld. Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre studiert sie an der *Universität Wien* Slawistik, osteuropäische Geschichte und Sprachwissenschaft. Für ihre Dissertation über das Kommunikationsverhalten

von Angeklagten vor Gericht wird sie 1974 mit dem renommierten *Theodor Körner Preis* ausgezeichnet.¹ Sie habilitiert sich 1980 mit einer Arbeit über therapeutische Kommunikation und wird drei Jahre später zur außerordentlichen Professorin ernannt.² Nachdem ihr 1990 der Hertha Firnberg Staatspreis für besondere Leistungen auf dem Gebiet von Wissenschaft und Forschung verliehen wird, erhält sie 1991 schließlich den Lehrstuhl für Angewandte Sprachwissenschaft an der *Universität Wien*.

In den Jahren zuvor beginnt Ruth Wodak sich für die Analyse politischer Rhetorik zu interessieren. Den zeitgeschichtlichen Kontext dafür bietet nicht zuletzt die Waldheim-Affäre, in der antisemitische Argumentationen öffentlich aktualisiert werden. Sie untersucht Erinnerungspolitiken nach 1945, beschäftigt sich unter anderem mit Wahlkampf rhetoriken. Im Jahr 1989 gibt sie das Buch »*Language, Power and Ideology*« heraus,³ in dem politische Diskurse aus unterschiedlichen historischen Momenten interdisziplinär untersucht werden, um darüber Rückschlüsse auf Machtmechanismen zu ziehen. 1991 findet in Amsterdam ein Treffen zwischen Ruth Wodak, Norman Fairclough und Teun van Dijk statt, das häufig als der formale Beginn der Kritischen Diskursanalyse betrachtet wird.⁴

Eines der zentralen Interessen dieses Wissenschaftsfeldes ist die Analyse dessen, wie über (politische) Diskurse Menschen in bestimmte Kategorien eingeteilt werden, welche positiven oder negativen Attributen diesen Gruppen in weiterer Folge zugeschrieben werden und wie darauf basierende Diskriminierung gerechtfertigt wird. Kritische Diskursanalyse geht davon aus, dass insbesondere eine Einteilung von Menschen in »*wir*« und »*sie*«, die oft mit einer Zweiteilung von »*Gut*« und »*Böse*« einhergeht, für Machtverhältnisse charakteristisch ist.

Als persönlichen Beitrag zu dieser heterogenen Disziplin sieht Ruth Wodak ihre historische und interdisziplinäre Ausrichtung. Auch wenn sie als Linguistin argumentative Strategien und Metaphern analysiert, so geht es ihr dennoch immer auch um die materiellen Verhältnisse, in die sie eingebettet sind. Ihr ist es ein Anliegen, gesellschaftstheoretische Überlegungen mit tiefgehenden empirischen Untersuchungen zu verbinden. Die Zuerkennung des *Wittgenstein-Preises für Spitzenforschung* 1996 ermöglicht eine mehrjährige interdisziplinäre Teamforschung.

Im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere leitet sie unter anderem Projekte zur Konstruktion individueller, kollektiver und (trans)-nationaler Identitätspolitik, zu Migration, Diskussionen rund um Neutralität und NATO in Österreich und Ungarn oder Erinnerungspolitiken nach dem Nationalsozialismus. In zahlreichen Projekten arbeitet sie mit ihren ehemaligen Studierenden zusammen.

Von 1999 bis 2002 hat sie eine Forschungsprofessur an der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* inne. Sie wird von zahlreichen Universitäten wie der *University of Uppsala* und der *Örebro University* (Schweden), *Stanford University* (USA), *Carleton University* (Kanada), *Georgetown University* (in Washington DC, USA als Davis Chair for Interdisciplinary Studies) – um nur einige zu nennen – als Gastprofessorin eingeladen. Gleichzeitig ist es ihr ein Anliegen, sich nicht im akademischen Elfenbeinturm zu verschanzen – auch wenn darin das Risiko liegt, sich angreifbar zu machen. Insofern wirft sie stets die Frage auf, wie die eigene Forschung emanzipatorisch genutzt werden kann. Wie ist es möglich Wissen zu produzieren, das in politische Prozesse interveniert und zum Abbau von Machtverhältnissen und Diskriminierungen herangezogen werden kann?

1 Wodak, Ruth (1976)
Das Sprachverhalten von
Angeklagten bei Gericht.
Königstein

2 Wodak, Ruth (1980)
Das Wort in der Gruppe.
Linguistische Studien
zur therapeutischen
Kommunikation. Wien

3 Wodak, Ruth (1989)
(Hg.) *Language, power and
ideology*. Amsterdam

4 Einige der Angaben in
diesem Portrait sind aus
folgendem Interview zitiert:
Kendall, Gavin (2007) What
Is Critical Discourse Analysis?
Ruth Wodak in Conversation
With Gavin Kendall. In: *Forum
Qualitative Sozialforschung*
8(2)

Im Jahr 2003 wird ihr der *Willy und Helga Verkauf-Verlon Preis* durch das *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (DÖW) für antifaschistische Publizistik verliehen. Sie engagiert sich bei der österreichischen Anlaufstelle des *European Monitoring Centre for Racism, Xenophobia and Anti-Semitism der Europäischen Union* (seit 2007 *Fundamental Rights Agency*). Dort bleibt sie auch als Ko-Direktorin aktiv, als sie 2004 ihren Arbeitsschwerpunkt an die *University of Lancaster* (UK) verlegt.

In den darauf folgenden Jahren interessieren sie insbesondere neuere Formen des Rechtspopulismus. Dabei beschäftigt sie sich einerseits mit dem österreichischen Kontext und analysiert zum Beispiel die Strategien von FPÖ-Wahlkampfplakaten. Was macht den Erfolg dieser Rhetoriken aus, fragt sie, und wie kann ihnen widerstanden werden? Gleichzeitig setzt sie sich mit europaweiten Tendenzen auseinander: Sie ist Mitherausgeberin des Sammelbandes *»Rightwing Populism across Europe: Politics and Discourse«* (2013), in dem ExpertInnen für zahlreiche europäische Kontexte vor dem Hintergrund des Aufstiegs von rechtspopulistischen Parteien und Gruppierungen Länderstudien zu gegenwärtigen Rassismen sowie traditionellen und neuen Antisemitismen publizieren.⁵

Ruth Wodaks Perspektive ist stets an den Verflechtungen von Machtverhältnissen orientiert. So gilt ihr Interesse nicht zuletzt der Frage, wie etwa rassistische und sexistische Diskurse miteinander verknüpft sind. In diesem Sinne fordert sie auch vom Feminismus Komplexität ein. Sie weist darauf hin, dass die Erfahrungen von Frauen nicht verallgemeinert werden können, sondern immer auch von anderen Faktoren, wie ökonomischen Ressourcen, politischen Haltungen, rassistischen Diskriminierungen etc. abhängig sind.

⁵ Wodak, Ruth; Mral, Brigitte; Khosravini, Majid (Hgg.) (2013). *Right Wing Populism in Europe: Politics and Discourse*. London

Auf die Verleihung des *Wiener Frauenpreises* (2006) folgen weitere Auszeichnungen wie beispielsweise die Kerstin Hesselgren Professur des schwedischen Parlaments (2008). Sie erhielt das *Große Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* (2011). Sie ist Mitglied der *Academia Europaea* und wird 2013 zum Mitglied der *British Academy of Social Sciences* gewählt. In Lancaster wurde sie, als erste Frau, zur Distinguished Professor ernannt. 2010 wurde sie zum Mitglied der *Academia Europaea* ernannt.

Wichtige Publikationen von Ruth Wodak:

Wodak, Ruth; Nowak, Peter; Pelikan, Johanna; Gruber, Helmut; De Cillia, Rudolf; Mitten, Richard (1990). »Wir sind alle unschuldige Täter!« Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt/M.

Wodak, Ruth (1996) *Disorders of Discourse*. London

Wodak, Ruth (Hg.) (1997) *Gender and Discourse*. London; Thousand Oaks; New Delhi

Wodak, Ruth; Heer, Hannes; Manoschek, Walter; Pollak, Alexander (2008). *The discursive Construction of History – Remembering the Wehrmacht's War of Annihilation*. Hampshire; New York.

Wodak, Ruth (2011) *The discourse of politics in action: politics as usual*. 2. überarbeitete Auflage. Basingstoke

Wodak, Ruth (Hg.) (2013) *Critical Discourse Analysis – Four volumes*. London



Andrea Wukovits

ausgezeichnet 2002
in der Kategorie
„Recht und Justiz“

»Widerstand zu leisten« ist einer jener Aspekte, die für Andrea Wukovits das Berufsbild einer Anwältin ausmachen. Tagtäglich mit Menschen zu tun zu haben, sich auf ihre unterschiedlichen Situationen einzulassen und mit ihnen gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, bereitet ihr große Freude – auch wenn ihr Beruf aus genau diesen Gründen emotional sehr fordernd ist. Gemeinsam mit Elfriede Hammerl war sie im Jahr 2002 die erste, die mit dem Frauenpreis der Stadt Wien ausgezeichnet wurde. Über den Preis hat sie sich nach eigenen Worten sehr gefreut, ihre Nominierung hat sie allerdings in jeder Hinsicht überrascht. Im Gegensatz zu Männern, insbesondere zu Politikern und Funktionären, rechnen berufstätige Frauen nicht damit für ihre Tätigkeit ausgezeichnet zu werden, erzählt sie. Auch in ihrem Berufsfeld ist die gläserne Decke »*unglaublich dick*« und die Arbeit von Frauen bleibt in der Öffentlichkeit oft unsichtbar.

Andrea Wukovits kommt 1957 in Wien auf die Welt und wächst im Burgenland auf. Nach der Matura verbringt sie das erste Studienjahr in Paris an der *Sorbonne*, danach inskribiert sie sich an der Universität Wien für Romanistik und Rechtswissenschaften. Als politisch interessierte

junge Frau scheint ihr das Jusstudium eine durchaus nahe liegende Option zu sein. Nach ihrer Promotion 1981 verfolgt sie ihre Ausbildung als Berufsanwärtin weiter und lässt sich schließlich 1986 als selbstständige Anwältin eintragen.

Neben dem Arbeitsrecht spezialisiert sich Andrea Wukovits vor allem auf das Familienrecht. Kommt eine Mandantin oder ein Mandant zu ihr in die Kanzlei, steht er oder sie meistens am Beginn einer neuen Lebensphase. In ihrer Beratung geht sie nicht nach einem fixen Schema vor, sondern versucht sich auf die individuellen Anforderungen eines Falles einzustellen und gemeinsam mit ihren KlientInnen Strategien zu erarbeiten. Die bevorstehenden Veränderungen betreffen dabei fast immer mehrere Bereiche. So kann es vorkommen, dass eine Mandantin sich scheiden lassen möchte, die mit ihrem Ehemann an einem gemeinsamen Unternehmen beteiligt ist. Neben der Existenzsicherung muss vielleicht auch noch die Frage der Obsorge für die Kinder geklärt werden. Andrea Wukovits geht es darum, ihre MandantInnen auf einem längeren Weg zu begleiten, ihnen dabei Stärke zu vermitteln und sie dazu zu ermutigen Konflikte ans Tageslicht zu holen und zuzulassen – damit diese auch bearbeitet und gestaltet werden können. Jede Änderung der Lebenssituation trägt ein Veränderungspotential in sich, das es wahrzunehmen gilt. Prinzipiell ist sie in ihrer beruflichen Praxis überdurchschnittlich oft mit hochkomplexen und schwierigen Konfliktfällen betraut. Es liegt wohl in ihrem »*Naturell*«, dass sie solche Fälle anzieht, erklärt sie sich diesen Umstand. Sie hat Freude am Kämpfen.

Zugute kommt ihr dabei die Ausbildung zur Mediatorin, die sie bereits in den 1990er Jahren absolviert hat und die ihre Kompetenzen in punkto Verhandlungsführung erweitert hat. Dass sie der eigentlichen mediatorischen Tätigkeit heute kaum noch nachgeht steht nicht zuletzt damit in Zusammenhang, dass die teilweise

divergierenden Berufsansforderungen als Mediatorin und Anwältin schwer unter einen Hut zu bringen sind. Während ihr in der Mediation per se eine unparteiliche Funktion zukommt, hat sie als Anwältin gerade die Pflicht, die Interessen ihrer MandantInnen zu vertreten und somit auch parteilich zu sein.

Neben ihrer Arbeit als selbstständige Anwältin kann Andrea Wukovits auf jahrelange Erfahrung in der institutionellen Rechtsberatung zurückblicken. So ist sie in einer burgenländischen Frauenberatungsstelle Klientinnen jahrelang juristisch zur Seite gestanden, die oft mit Armut oder Gewalt und Alkoholproblemen in ihrem Umfeld konfrontiert waren. Frauen, die sich dazu entschließen ihr Beziehungsnetz zu verändern, müssen sich zunächst die Frage stellen, wie sie sich das eigene Leben unabhängig – nicht im Kontext zu einem Mann – wünschen und vorstellen. Sie müssen sich außerdem überlegen, wie sie das wirtschaftlich bewerkstelligen können und wie sie gegebenenfalls die Kindererziehung organisieren wollen.

Einblicke in die spezifischen Situationen von Frauen bekommt Andrea Wukovits tagtäglich in ihrem beruflichen Alltag. Die Arbeit mit Frauen fällt ihr oft leichter, weil sie ihrem Eindruck nach ihre Wünsche klarer artikulieren können. Sie sind konstruktiv auf Inhalte fokussiert und gehen nicht prinzipiell davon aus, dass eine Trennung konfliktfrei ablaufen muss. Im Scheidungsfall haben sie dennoch insofern schlechtere Karten als Männer, weil sie meist deutlich weniger verdienen als ihre Ehemänner und Gefahr laufen in eine Armutsfalle zu tappen. Zwar ist ökonomische Abhängigkeit nicht erstrebenswert, solange aber die Einkommensschere so weit auseinanderklafft, vertritt sie die Meinung, dass diese Ungleichheit nach der Ehe finanziell kompensiert werden muss. Erst nachdem gesamtgesellschaftlich eine Einkommensgleichheit

hergestellt ist, können Unterhaltsansprüche von Frauen sukzessive zurückgenommen werden. Allerdings nicht davor, wie das in der aktuellen Judikatur gerade der Fall ist.

Komplex beurteilt sie auch die neue Obsorgeregelung. Mit 01.02.2013 trat eine Reform in Kraft, der zufolge die gemeinsame Obsorge beider Elternteile den Regelfall darstellen soll. Andrea Wukovits vertrat im Frühjahr 2012 einen Vater, dessen Obsorgeklage ein diesbezügliches VfGH-Urteil beschleunigte. Nach der neuen Regelung haben Männer nicht mehr nur die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht, sich in der Kindererziehung intensiv einzubringen. Während dies eine Chance für Väter darstellt sich nicht mehr ausschließlich auf ihre Erwerbstätigkeit zu fokussieren, könnte dadurch potentiell auch der Handlungsspielraum von Frauen erweitert werden. Indem sie nun darauf pochen können, dass sich Väter mehr Zeit für ihre Kinder nehmen, können sie sich stärker auf ihre persönlichen Interessen und ihre Karriere konzentrieren. Weil es ihrer Meinung nach tatsächlich einen Missstand dargestellt hat, dass die Verantwortung für die gemeinsamen Kinder einseitig bei den Müttern gelegen ist, begrüßt sie den Paradigmenwechsel prinzipiell. Allerdings sei man in der Umsetzung zu schnell vorgegangen und einfach in das genaue Gegenteil gekippt: Auf Mütter wird mittlerweile ein sehr hoher Druck ausgeübt, im Zweifelsfall wird oft zugunsten der Väter entschieden wird. In der aktuellen Form kommt den Behörden sehr viel Macht zu, die weit in den Bereich der Erziehung hineingeht. So werden nicht selten eine idealtypische Erziehung, Beziehungsformen und ein Lebensstil normiert, deren Einhaltung über Gutachten kontrolliert wird. Eltern laufen dabei Gefahr zu »Mündel der Behörden« zu werden (zit. in: *Der Standard*, 20/21.10.2012).

Als juristische Expertin in Obsorgefragen hat sie sich in mehreren Publikationen in Medien in dieser Frage zu Wort gemeldet. Sie fordert »mehr Transparenz, mehr Nachvollziehbarkeit und eine bessere Kontrolle der Verfahren« (zit. in: *FORMAT* 2013 / Nr. 46). Dafür bräuchte es an »der Spitze der Justiz [...] eine Mischung aus Hugo Portisch und Johanna Dohnal: Jemand, der den Menschen wichtige Entscheidungen so erklärt, dass sie nachvollziehbar werden« (ebenda).

Andrea Wukovits' juristische Tätigkeit:

Individuelle juristische Beratung und Vertretung

Langjährige Rechtsberatung in einer Frauenberatungsstelle

Umfassende Erfahrung in punkto Konfliktbearbeitung und -lösung, u.a. als ausgebildete Mediatorin

Kathrin Zechner

ausgezeichnet 2014
in der Kategorie
„Medien und Management“



»Es ist unglaublich toll, so viel Verantwortung anvertraut zu bekommen und so viel gestalten zu können«, beschreibt Kathrin Zechner ihre Tätigkeit als ORF-Fernsehdirektorin (zit. in: *profil.at* 13.9.2012). Die oft gestellte Frage, ob sie wohl einen männlichen oder weiblichen Führungsstil habe, interessiert sie schon lange nicht mehr. Ihren eigenen Worten nach setzt sie sich »mit aller Professionalität, Hartnäckigkeit, Härte, Überzeugungsarbeit und Leidenschaft für mehr Mittel« ein und fühlt sich dabei in ihrem »sportlichen Ehrgeiz« angesprochen (ebenda).

Kathrin Zechner wird 1963 in Graz geboren. Von 1981 bis 1986 studiert sie Rechtswissenschaften, Theaterwissenschaft und Politikwissenschaft und arbeitet nebenher bei der UNO. Nach Abschluss ihres Studiums ist sie ORF-Mitarbeiterin im Unterhaltungsprogramm und arbeitet im Magazin-, Film- und Serienbereich. Kurz vor ihrem Wechsel zum deutschen Privatsender Tele 5 als Unterhaltungschefin ist sie noch Referentin des ORF-Generalsekretärs Kurt Bergmann. Von 1992 bis 1994 arbeitet sie als Geschäftsleiterin bei *Endemol Entertainment Productions* und hat in dieser Funktion den Aufbau der deutschen Niederlassung gemanagt.

1994 kehrt sie als Programmintendantin zum ORF zurück, wo sie neue Akzente setzt und sich dabei auch an jüngeren ZuschauerInnen orientiert. In dieser Zeit entstehen unter anderem »Vera« oder »Schiejok täglich«, vor allem Fiction wie »Kommissar Rex«, »Kaisermühlenblues«, »Julia – eine ungewöhnliche Frau«, »Soko Kitzbühel«, die erste erfolgreiche Sitcom »MA2412«, Filme wie »Andreas Hofer«, »Romeo & Julia auf dem Dorfe«, »Hitler's Nichte« und viele mehr, aber auch der Gassenfeger »Taxi Orange«, in dem 13 junge Menschen im »Kutscherhof« im 13. Wiener Gemeindebezirk von Kameras beobachtet leben, die Taxiprüfung bestehen und ihr Leben mit den Einnahmen aus den Taxifahrten bestreiten mussten. Unter ihrer Leitung entsteht auch das österreichische Format der »Millionenshow«, zunächst von Reinhard Fendrich moderiert (damals noch unter dem Titel »Alles ist möglich – Die 10-Millionen-Show«), später von Barbara Stöckl und seit 2002 von Armin Assinger. 1996 erhält sie den vom KURIER vergebenen Film- und Fernsehpreis Romy für die beste Programmidee: »Fest der Freiheit«.

Unter ORF-Generaldirektorin Monika Lindner muss Kathrin Zechner den ORF 2002 verlassen. Sie arbeitet zunächst als künstlerische Leiterin bei den *Vereinigten Bühnen Wien* und wird dort 2004 Musicalintendantin. Unter dem Motto »Die Vielfalt hat eine Bühne« werden nicht nur große konventionelle Musicals, sondern auch avantgardistisches Musiktheater inszeniert. Dafür entwickelte sie auch das Projekt »Ronacher mobile«. In ihrer zehnjährigen Tätigkeit finden insgesamt siebzehn Produktionen statt, darunter sieben Uraufführungen, wie »Rebecca«, »Rudolf«, »Die Weberischen« (2006) oder »Woyzeck & The Tiger Lillies« (2011) oder die deutschsprachigen Erstaufführungen wie »Romeo & Julia« und »The Producers«. Obwohl das Musical zu diesem Zeitpunkt eigentlich ein tot geglaubtes Genre ist, gelingt es Kathrin Zechner Wien als Musicalstadt zu stärken. Sie holt internationale Stars wie John Malkovich

(in »The Infernal Comedy«, 2009 und »The Giacomo Variations«, 2011) an das Ronacher Eigenproduktionen wie »Elisabeth«, »Mozart!« oder »Tanz der Vampire« touren erfolgreich international und vor allem erstmals in Russland und S-Korea.

Am Abend des 15. September 2011 findet die Premiere von »Sister Act« statt. Nur wenige Stunden davor ist sie vom ORF-Stiftungsrat zur Fernsehdirktorin bestellt worden. Mit Jahresbeginn 2012 ist Kathrin Zechner für das gesamte Fernsehprogramm zuständig, also sowohl für den Programm – wie auch für den Informationsbereich in den Kanälen ORF 1, ORF 2 und Sport+. Dabei ist ihr die Möglichkeit unabhängig agieren zu können wichtig, sie will sich ausschließlich an Programm, Publikum und Qualität orientieren und weist politische Interventionen zurück. Ihr sei es ein Anliegen, erklärt sie, »auf die Intuition zu vertrauen und damit unkonventionelle Wege zu gehen, die erfolgreich sein können – oder nicht« (zit. in *kurier.at*, 05.02.2012). Sie selbst versteht sich dabei als: »Architektin des Fernsehens«.

Unter dem Motto »mehr Unverwechselbarkeit durch mehr Eigenproduktionen« (zit. aus: *kundendienst.orf.at*) werden einige neue Formate ausprobiert, wie zum Beispiel Armin Assingers »Einser Team«, das von Oktober bis Dezember 2012 Menschen in schwierigen Lebenslagen vor laufender Kamera unterstützen soll, oder das Reportageprogramm »Mein Leben«, in dem Mari Lang von Oktober 2012 bis Mai 2013 Menschen durch ihren Alltag begleitet. Mit 2013 führt Kathrin Zechner zusätzlich zu dem Naturdokumentationsformat von »Universum« auch noch »Universum History« ein, das 2015 noch um eine Bundeslandschiene erweitert werden wird.

Sie ist um Effizienz bemüht, aber auch um gegenseitige Inspiration und versucht die Synergien zwischen verschiedenen Abteilungen zu nutzen und dabei auch

die Landesstudios stärker einzubeziehen. Unter ihrer Leitung wird das neue Informationsformat »*heute mittag*« entwickelt, in dem seit September 2012 wochentäglich bereits um 13.15 Uhr eine Dreiviertelstunde Nachrichten aus Politik, Kultur, Gesellschaft und Sport gebracht werden. In die Berichte eingebettet sind Live-Reportagen und der Besuch von Studiogästen. Im »*ZIB Magazin*« werden seit März 2012 um 19.45 Uhr, direkt vor den Hauptnachrichten, Informationen aus verschiedenen Bereichen aufbereitet, wobei der Fokus darauf liegt, Hintergründe darzustellen und Zusammenhänge aufzuzeigen. Beide Sendungen werden von starken Frauen aus ihrem Führungsteam geleitet.

Anlässlich der *Verleihung des Österreichischen Filmpreises* 2013 betont sie als geladene Rednerin die Verantwortung des ORF gegenüber Filmprojekten, deren Realisierung und Vielfalt gefördert werden sollte: »*Der österreichische Film unterhält, berührt, regt an, regt auf, zeigt auf und thematisiert, was gerne nur allzu oft in einer Gesellschaft mit einer starken Tendenz zur Oberflächlichkeit und Ignoranz unausgesprochen bliebe*« (zit. aus: www.oesterreichische-filmakademie.at).

Bei der Programmpräsentation für das Jahr 2015 kündigt Kathrin Zechner neue Serien wie »*Altes Geld*« von David Schalko oder eine Doku-Schiene mit Hanno Settele an. Gedreht sind die ersten fünf von zehn regionalen Landkrimis. Ab Frühjahr startet die Serie »*Vorstadtweiber*«. Die Wiener Antwort auf »*Desperate Housewives*« (nach Drehbüchern von Uli Brée) verspricht laut Zechner »*zeitgeistige, freche österreichische Unterhaltung*« (zit. aus: www.kundendienst.orf.at). Erzählt werden darin die Geschichten von fünf unterschiedlichen Frauen, die sich zunehmend der Abhängigkeit von ihren Ehemännern bewusst werden, sich wehren und trotz aller Ängste aufbegehren. Aber nicht nur vor der Kamera spielen Frauen bei den »*Vorstadtweibern*« eine

entscheidende Rolle: Die ersten fünf Folgen wurden unter der Regie von Sabine Derflinger gedreht. Frauen finden sich auch in Führungspositionen hinter der Kamera, in der Ausstattung, in Licht und Ton.

Das größte Fernsehevent für das kommende Jahr wird vermutlich die Übertragung des *60. Eurovision Song Contest* sein, der unter dem Motto »*Building Bridges*« im Mai in der Wiener Stadthalle stattfinden wird. Bei der Programmpräsentation kündigt Zechner »*Teil 2 einer wunderbaren, unglaublichen Geschichte*« an. Sie hatte im vergangenen Jahr übrigens *Conchita Wursts Song Contest* Teilnahme durchgesetzt.

Kathrin Zechners berufliche Laufbahn:

Freie ORF Mitarbeiterin im Unterhaltungsprogramm (1986-1991)

Unterhaltungschefin bei Tele 5 (1991)

Geschäftsleiterin bei Endemol Entertainment Productions, Deutschland (1992-1994)

Programmintendantin des ORF (1994-2002)

Künstlerische Leiterin bei den Vereinigten Bühnen Wien (2002-2004)

Musicalintendantin bei den Vereinigten Bühnen Wien (2004-2012)

ORF Fernsehdirektorin (seit 2012)



Astrid Zimmermann

ausgezeichnet 2017
in der Kategorie
„Medien“

Dass sich Journalistinnen und Frauen in Medienberufen gegenseitig unterstützen und füreinander einsetzen müssen, hat Astrid Zimmermann als eine der ersten gewusst. 2017 wird die Mitbegründerin des *Frauennetzwerks Medien* und *Generalsekretärin des Presseclubs Concordia* für ihr Engagement mit dem *Wiener Frauenpreis* gewürdigt.

Astrid Zimmermann wird 1953 in *Bludenz* geboren. »Ich machte für eine Journalistin eine untypische Karriere, weil ich erst mit 33 Jahren Journalistin wurde«, blickt Zimmermann auf ihren Werdegang zurück.¹ Nach dem Studium der *Pädagogik, Psychologie* und *Politikwissenschaften* mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung war Zimmermann zunächst als Lehrerin und geschäftsführende Redakteurin einer bildungspolitischen Zeitschrift tätig. Daraufhin war die ausgebildete *Trainerin und Coachin* für die Öffentlichkeitsarbeit des *SPÖ-Landtagsclubs* in Vorarlberg zuständig. »Aus dem heraus beschloss ich, dass ich auch die andere Seite kennen lernen möchte, und so wurde ich Journalistin.«²

Astrid Zimmermanns journalistische Laufbahn beginnt

in der Redaktion der *Arbeiterzeitung*. Als die Zeitung 1989 verkauft wird, übernimmt Zimmermann die Chefredaktion für das *Oberösterreichische Tagblatt* und das *Salzburger Tagblatt*. Daraufhin arbeitet sie als außenpolitische Redakteurin bei *NEWS* und wechselt schließlich zur Tageszeitung *Der Standard*. Dort beteiligt sich Zimmermann maßgeblich am Aufbau der Berichterstattung aus den Bundesländern. Kurzfristig war Zimmermann für die strategische Kommunikation für das *Krankenhaus Nord* verantwortlich und darüber hinaus als Gesellschafterin des *Medienhaus Wien* tätig.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich Astrid Zimmermann in zahlreichen Gremien engagiert: von 1998 bis 2001 war sie *Vorsitzende der Journalistengewerkschaft*; 2010 folgte sie *Ilse Brandner-Radinger* als *Generalsekretärin des Presseclubs Concordia*; von 2012 bis 2016 war Zimmermann *Aufsichtsratsvorsitzende der Wiener Zeitung GmbH* und von 2014 bis 2016 *Präsidentin des Österreichischen Presserates*. Als Medienexpertin hat Zimmermann in zahlreichen Fachbüchern Beiträge zu den Themen *Medienpolitik* und *Informationsgesellschaft* publiziert sowie Lehraufträge und Medientrainings abgehalten.

Im Journalismus erfolgreich zu sein heißt für Astrid Zimmermann nicht nur, »dass ich meine *Qualitätskriterien* noch immer gehalten habe, obwohl der *Druck in der Branche* sehr groß ist«, sondern außerdem, »dass die *Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern* sehr gut funktioniert.«³ Eine gute Zusammenarbeit war Astrid Zimmermann auch in der Vernetzung mit Kolleginnen in der Medienbranche ein wichtiges Anliegen. 1999 gründete sie gemeinsam mit *Edith Stohl* (ORF), *Brigitte Handlos* (ORF), *Tessa Prager* (News), *Lydia Ninz* (APA, Der Standard) und *Augustine Wöss* (ORF) das *Frauennetzwerk Medien*. 2011 kommt es zu einem regelrechten »Auszeichnungsreigen« für das

¹ Algomea Presseservice, in: <http://www.club-carriere.com/clubcarriere/index.php/branchen/fachbeitraege/userprofile/30589>

² Ebd.

³ Ebd.

Frauennetzwerk.⁴ Astrid Zimmermann erhält das *Silberne Verdienstzeichen um Verdienste für die Republik*.

Das *Frauennetzwerk Medien* ist ein überparteilicher Verein für Journalistinnen und Frauen in Medienberufen. Das Netzwerk bietet ein Forum für Frauen, die in Medienberufen arbeiten, und engagiert sich zugleich dafür, »dass Frauen in Medien so dargestellt werden wie es ihrer Lebensrealität entspricht.«⁵ Dafür verleihen die rund 300 Medienfrauen jährlich den *Wiener Journalistinnenpreis* und das *rosa Handtaschl*. Mit dem rosa Handtaschl wird medialer Sexismus in Form eines Anti-Preises aufgezeigt. Auch organisiert das Netzwerk regelmäßig Medien-Talks und Diskussionen und bietet ein Mentoringprogramm sowie eine Jobbörse an.

»Feminismus – uncool, überholt und unnötig im 21. Jahrhundert? Die gläserne Decke, Männerseilschaften, Sexismus in den Medien – alles Litaneien, die der Vergangenheit angehören?«⁶ Solche Fragen sind, wie das Frauennetzwerk auf seiner Homepage klarstellt, »mit einem klaren, deutlichen: Nein!«⁷ zu beantworten. Gerade in einer unter Druck geratenen Medienlandschaft kämpfen viele Journalistinnen »gegen Windmühlen, werden nicht gerecht bezahlt und geraten in finanzielle Bedrängnis«, so die Medienfrauen.⁸ Deshalb sei es wichtiger denn je, dass sich Journalistinnen und Medienfrauen »zusammentun, sich austauschen, Erfahrungen teilen, sich die Räuberinnen-Leiter machen.«⁹

Zwar schaffen Frauen den Berufseinstieg in den Journalismus leichter als Männer, »nicht zuletzt wegen den Frauen zugeschriebenen Soft Skills Empathie und gute Kommunikationsfähigkeit.«¹⁰ Das bedeute aber nicht, dass auf den Einstieg auch eine Karriere folgt. Zimmermann warnt daher vor der von der Kommunikationswissenschaftlerin *Romy Fröhlich* beschriebenen »Freundlichkeitsfalle für Journalistinnen«.

Die gesellschaftlichen Rollenbilder fallen nämlich in den oberen Etagen zu Ungunsten von Frauen aus. Dort dominieren »männliche« Rollenbilder wie Entschlossenheit, Risikobereitschaft und Ehrgeiz. Die Folge: Nur eine von zehn Journalistinnen hat eine leitende Rolle in einem Medium oder einem Ressort. Bei den männlichen Kollegen ist es hingegen fast die Hälfte.

»Zugegeben: Der Frauenanteil im Journalismus ist gestiegen, weil neue Tätigkeitsfelder erschlossen wurden, oft zu schlechteren Arbeitsbedingungen und niedrigerer Bezahlung«, verkündet Zimmermann die gute und die schlechte Nachricht zugleich.¹¹ 1981 waren nur 16 Prozent im Journalismus Frauen, 1999 war es schon ungefähr ein Drittel und heute hat Österreich mit 42 Prozent einen höheren Anteil als Deutschland. Den »Frauenboom« im Journalismus als Ausdruck einer gleichberechtigten beruflichen Karriere zu deuten »wäre allerdings naiv«, formuliert Zimmermann unmissverständlich: Gerne werden manche statistische Daten »großzügig übersehen« – seien es die enormen Gehaltsunterschiede oder die geringe Anzahl von Frauen in Führungspositionen: 53 % der Journalistinnen verdienen weniger als 2.500 Euro brutto im Monat, während nur 32 % der Journalisten dieser Einkommenskategorie angehören.¹²

Beruf und Familie zu vereinen ist im Journalismus, so Astrid Zimmermann, »eine nur schwer zu bewältigende Doppel- und Dreifachbelastung.« Ein Grund dafür sei, »dass der journalistische Beruf an der männlichen Normalbiografie ausgerichtet ist.«¹³ Fast ein Drittel der Journalistinnen in Österreich arbeitet in Teilzeit. Das liegt laut *Der Journalisten-Report* (2007) auch an den »weiblicheren« Formaten der Wochen- und Monatszeitschriften, bei denen das Beschäftigungsausmaß geringer ist. Heute ist ein großer Teil der JournalistInnen nicht mehr angestellt –

¹¹ Ebd., S. 49.

¹² Ebd., S. 51.; vgl. Astrid Zimmermann; Andy Kaltenbrunner; Matthias Karmasin; Daniela Kraus (2007): *Der Journalisten-Report: Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung*. Wien: Facultas, S. 124.

¹³ Astrid Zimmermann (2009), »Frauen erobern die Medien«, in: Ilse Brandner-Radlinger (Hg.): *Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia*. Wien: Facultas, S. 51.

⁴ Frauennetzwerk Medien: »Unsere Gründerinnen von der Republik ausgezeichnet«, in: <https://www.frauennetzwerk.at/2017/02/24/>

⁵ Ebd.
⁶ Frauennetzwerk Medien: »Über uns«, in: <https://www.frauennetzwerk.at/ueber-uns/>

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Astrid Zimmermann (2009), »Frauen erobern die Medien«, in: Ilse Brandner-Radlinger (Hg.): *Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia*. Wien: Facultas, S. 50.

eine Tendenz, die den Zuwachs von Frauen in der Branche begleitet hat. Schließlich haben weiblich codierte Ressorts wie Lifestyle und Mode oder Wissenschaft und Medizin oft weniger Ressourcen als etwa die prestigeträchtigeren Ressorts Politik und Wirtschaft, wie in der unter anderem von Zimmermann herausgegebenen empirischen Studie festgestellt wird.¹⁴

»Wen wundert es dann eigentlich, dass es im bis 1919 reinen Herrenclub Concordia mit der früheren Politikressortleiterin Ilse Brandner-Radinger erst seit 1990 die erste weibliche Generalsekretärin gibt«, schreibt Astrid Zimmermann als zweite Frau in dieser Position.¹⁵

Höchste Zeit, schließlich ist die *Concordia* nach der bürgerlichen Revolution von 1848 unter den Fahnen von Pressefreiheit, Demokratie und Menschenrechten entstanden. Neben der Presse- und Meinungsfreiheit überprüft der Presseclub auch die Qualität des Journalismus. Thema ist hier nach Zimmermann der Trend, dass »uns viel öfter Werbung als Journalismus verkauft, als wir es wahrhaben möchten.«¹⁶ Auch in ihrer Funktion als Präsidentin des Presserats setzte sich Zimmermann gegen Missstände im Journalismus ein.

2016 schreibt das *Frauenetzwerk Medien* gemeinsam mit dem *Österreichischen Frauenring* zum geplanten Umbau des Aufsichtsrates der *Wiener Zeitung* einen offenen Brief an *Bundeskanzler Christian Kern*. »Weshalb Astrid Zimmermann, die – nicht zuletzt in ihrer Funktion als Generalsekretärin des Presseclub Concordia – über jahrelange Erfahrung und damit große Expertise in der Medienbranche verfügt, abgelöst werden soll, ist für uns nicht nachvollziehbar.«¹⁷ Führungsgremien von Medien brauchen mehr und nicht weniger Frauen, so die Forderung. Zimmermann bleibt weiterhin Mitglied des Aufsichtsrats. Trotzdem zeigt die Entscheidung der politisch Verantwortlichen, dass um die gesellschaftliche Besserstellung von Frauen im

Journalismus nach wie vor gekämpft werden muss. Dafür hat Astrid Zimmermann bereits einen wertvollen Beitrag geleistet.

Aus den Publikationen von Astrid Zimmermann:

Astrid Zimmermann. 2009. Frauen erobern die Medien. In: Brandner-Radinger, Ilse (Hg.): Was Kommt, Was Bleibt. 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas. S. 49-51

Andy Kaltenbrunner, Matthias Karmasin; Daniela Kraus; Astrid Zimmermann. 2007. Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher. Wien: Facultas.

¹⁴ Astrid Zimmermann; Andy Kaltenbrunner; Matthias Karmasin; Daniela Kraus (2007): Der Journalisten-Report: Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung. Wien: Facultas, S. 123.

¹⁵ Astrid Zimmermann (2009), »Frauen erobern die Medien«, in: Ilse Brandner-Radinger (Hg.): Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas, S. 51.

¹⁶ Astrid Zimmermann auf profil.at (2014), Interview von Tina Goebel: »Astrid Zimmermann: ‚Uns wird öfter Werbung als Journalismus verkauft, als wir wahrhaben möchten‘« in: <https://www.profil.at/gesellschaft/astrid-zimmermann-uns-werbung-journalismus-376648>

¹⁷ Frauenetzwerk Medien (2016), »Führungsgremien von Medien brauchen mehr und nicht weniger Frauen«, in: <https://www.frauenetzwerk.at/2016/12/07/fuehrungsgremien-von-medien-brauchen-mehr-und-nicht-weniger-frauen/>